

Sie führten zu Christus

Arno Pagel



TELOS





Sie führten zu Christus

Herausgegeben
von
Arno Pagel

Verlag der
Francke-Buchhandlung
Marburg an der Lahn

Dieses Buch ist eine Veröffentlichung der
TELOS-Verlagsgruppe.
TELOS-Taschenbücher und TELOS-Paperback-Ausgaben
sind »zielbewußt«, wegweisend und biblisch orientiert.
TELOS-Bücher wurden verantwortlich ausgewählt

ISBN 3 920345 73 8

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten

1976 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

3550 Marburg an der Lahn

Umschlagentwurf: Egon Schwartz

Gesamtherstellung: St.-Johannis-Druckerei C. Schweickhardt,

7630 Lahr-Dinglingen

Printed in Germany 14717/1976

Inhalt

Vorwort	7
Ernst Modersohn	9
<i>von Ernst Krupka</i>	
Ruth Modersohn	17
<i>von Irmgard Backeberg</i>	
Paul Kuhlmann	27
<i>von Arno Pagel</i>	
Ernst Christoffel	34
<i>von Arno Pagel</i>	
Paul Le Seur	41
<i>von Adolf Wunderlich</i>	
Otto von Reden	49
<i>von Theodor Brandt</i>	
Paul Humburg	56
<i>von Robert Steiner</i>	
Wilhelm Heinsen	65
<i>von Arno Pagel</i>	
Hermann Mettel	72
<i>von Arno Pagel</i>	
Fürstin Sophie Lieven	80
<i>von Hans Brandenburg</i>	
Fritz Heinrici	88
<i>von Erich Schmiedinghoff</i>	
Anna Kolitz	96
<i>von Arno Pagel</i>	

Vollrath Müller	104
<i>von Rudolf Weihsbach</i>	
Walther Zilz	112
<i>von Carlo Büchner</i>	
Paul Schmidt	119
<i>von Ernst Krischik</i>	
Friedrich Heitmüller	127
<i>von Georg Schmidt und Wilhelm Gilbert</i>	
Daniel Schäfer	135
<i>von Paul Walter Schäfer</i>	
Arthur Mütze	143
<i>von Frithjof Glöckner</i>	
Kurt Raeder	151
<i>von Rudolf Hofmann</i>	
Erich Schick	159
<i>von Edgar Schmid</i>	
Heinz Stossberg	167
<i>von Horst Marquardt</i>	

Vorwort

Der 1975 erschienene Biographienband »Sie wiesen auf Jesus« hat eine erfreuliche Aufnahme erfahren. Man mag es bedauern – aber das Interesse an umfangreicheren Lebensbildern ist nicht so leicht zu wecken. Doch der Gedanke, kurze Darstellungen zu bringen mit dem Wesentlichen des Werdens und Wirkens – durch ein Foto der behandelten Persönlichkeiten belebt –, hat bei vielen Lesern Zustimmung gefunden.

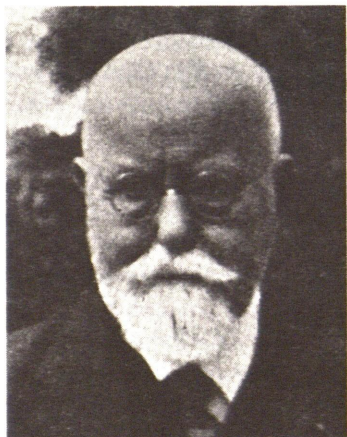
Hiermit wird der weitere Band »Sie führten zu Christus« vorgelegt. Wieder sind 21 Jünger und Jüngerinnen Jesu aus dem Bereich des Pietismus vereinigt. Wieder war das Bestreben zu zeigen, wie original der Herr seine Leute führt, prägt und in seinem Dienst gebraucht. Wieder ist in die jüngste Vergangenheit hineingegriffen und sind nach 1945 Heimgegangene aufgenommen worden. Die einzige Ausnahme stellt die Diakonisse Ruth Modersohn (gest. 1944) dar. Sie erscheint gleich hinter ihrem Vater, dem bekannten Evangelisten und Schriftsteller Ernst Modersohn. Sonst ist die Regel des ersten Bandes beibehalten worden, daß die Reihenfolge der Beiträge durch das jeweilige Geburtsdatum bestimmt ist.

»Sie wiesen auf Jesus« hieß der Titel des vorangehenden Bandes. »Sie führten zu Christus« ist dieses Mal gewählt. Der dritte abschließende Band soll heißen: »Sie riefen zum Leben.« Alle drei Titel sollen und wollen eindeutig darauf aufmerksam machen, daß die behandelten Männer und Frauen Gottes sich nicht selber in der Mitte ihres Daseins sahen. Sie wollten nicht zu sich locken, an sich binden. Sie waren Rufer und Boten des Starken, der über sie gekommen war, des Herrn Jesus Christus. Ihre größte Erfahrung läßt sich in die Worte eines Liedverses fassen: »Wir haben alles, alles in dir, Herr Jesus Christ«! Zu solcher Erfahrung wollten sie auch viele andere führen. >

Es seien noch einige der für den letzten Band vorgesehenen Persönlichkeiten genannt: die Professoren Karl Heim und Julius Schniewind, der Begründer des Bibellesebundes Ernst Aebi, die Herausgeber der Wuppertaler Studienbibel Fritz Rienecker und Werner de Boor, der Evangelist und Schriftsteller Johannes Roos, der Präses des Gnadauer Verbandes Hermann Haarbeck.

Arno Pagel

Ernst Modersohn



Geb. 14. 2. 1870 in Soest (Westfalen). Studium der Theologie in Tübingen, Berlin, Halle/Saale, Bonn. Lehrvikar in Siegen, Pfarrverweser in Werl, Pfarrer in Weidenau/Sieg. 1899 Pfarrer in Mülheim/Ruhr. März 1900 Übernahme der Schriftleitung der »Sabbatklänge«, ab 1910 mit dem Titel »Heilig dem Herrn«. 1906 Leiter des Allianzhauses in Bad Blankenburg (Thüringen). Ab 1910 freier Evangelist bis zu seinem Tode. Gründer des Pfarrergebetbundes. Im Dritten Reich wochenlange Haft mit anschließendem Rede-, Schreib- und Reiseverbot. Verfasser vieler Bücher und Schriften in Millionenaufgabe. Gest. 2. 2. 1948.

»Ich habe vergessen, wie er aussieht«

In der Stuttgarter Garnisonkirche hielt mein Schwiegervater, Pastor Modersohn, eine Evangelisation. Schon am ersten Abend war der riesige Raum gedrängt voll. In den Bänken saß auch eine vornehme Dame, die den Redner noch nie gehört hatte. Als er im schlichten Anzug die Kanzel betrat, flüsterte sie ihrer Nachbarin zu: »Der sieht ja aus wie ein Metzger.« Noch keine zehn Minuten später fuhr sie fort: »Du, ich bin so gepackt, daß ich bereits vergessen habe, wie er aussieht.«

Dieser Vorfall ist für den Menschen Modersohn bezeichnend. Er sah überhaupt nicht aus wie ein »hochwürdiger« geistlicher Herr. Nie habe ich ihn in einem Luther- oder Gehrock gesehen – der damals großen Mode in seinem Stand. Viele Brüder, die ihm zum erstenmal begegneten, sagten hernach erleichtert und zustimmend: »Der Mann paßt ja in *diese* Welt hinein!« Trotz seiner Begabung und Berühmtheit blieb der gesegnete Evangelist ein schlichter, kontaktfreudiger und hilfsbereiter Mensch, dem sich viele Türen von selber öffneten.

»Ein Mensch gleich wie wir«

So heißt es – für uns tröstlich – in Jakobus 5, 17 von dem großen Propheten Elia. Auch Ernst Modersohn war ein Mensch »gleich wie wir«. Er war kein perfekter, sondern ein »in der Gnade wachsender« Knecht Gottes, behaftet mit Schwächen, Fehlern und Mängeln, die ihm auf dem Exerzierplatz seines persönlichen Glaubens viel zu schaffen machten. Das Kapitel in seiner Lebensbeschreibung »Er führet mich auf rechter Straße«, in dem er offen schildert, wie schwer ihn Gott ins Gericht genommen und gedemütigt hat, kann kaum jemand ohne Bewegung lesen.

Nachfolgend bringe ich gekürzt sein Bekenntnis: »In meiner Gemeinde in Mülheim an der Ruhr hielt Pastor Paul eine Versammlung, in der er über Reinigung sprach. Ein Wort aus dieser Rede ist mir unvergesslich geblieben und zum großen Segen geworden. Es lautete: »Soll ich dir sagen, du Kind Gottes, was dein Leben von deiner Bekehrung an gewesen ist? Es war *eine große Schande!*« Das war mir doch zu stark. Heftig lehnte ich mich dagegen auf. Es traf sich dann, daß ich nach Hause kam und allein war. Wäre jemand da gewesen, so hätte ich meiner Entrüstung Luft gemacht. Schließlich hielt mich das Wort so fest, daß ich ins Gebet ging. Und die Antwort, die mir der Herr gab, lautete: Paul hat recht! Es war mir schmerzlich und demütigend, daß auch mein Leben eine große Schande war.

Und dann geschah es, daß ich nach einem Gottesdienst in meiner Kirche zu einer Nachversammlung aufforderte. Das war in Mülheim noch nie dagewesen! Etwa 150 Menschen blieben zurück. Am Abend fand eine Versammlung in meinem Saal statt. Ich bezeugte, daß mein Leben eine große Schande gewesen sei und daß ich mich gebeugt und gedemütigt hätte. Und was geschah? Einer nach dem andern bezeugte dasselbe. Durch Wochen hindurch haben wir in Gebetsversammlungen fast nichts getan als geweint und Sünden bekannt. Dann aber geschah eine Erweckung, wie ich sie noch nie erlebt hatte.«

Diese Demütigung auch vor anderen bewahrte Modersohn davor, ein Perfektionist zu sein, wie Pastor Jonathan Paul es war, der in einer Sitzung des Gnadauer Vorstandes zu sagen wagte: »Ich habe meinen alten Menschen seit Jahren nicht gesehen!« und der dann von Rektor Christian Dietrich die Antwort bekam: »Dafür haben wir es um so mehr mit ihm zu tun gehabt.« Hier hat sich Modersohn von Paul klar abgegrenzt. Er wußte um seine natürlichen, ungeistlichen Neigungen. Gern ließ er sich feiern. Schmeichlern gegenüber

war sein Ohr nicht immer verschlossen. Wer ihm energisch widerstand, den konnte er fallen lassen. Wie bei allen Menschen, »menschelte« es hier und da auch bei ihm.

Von hier aus sind manche eigentümlichen Aussagen zu verstehen, die er in Bibelstunden zu machen pflegte. So konnte er sagen: »Nach Pniel war der Erzvater Jakob Israel und Jakob zugleich. Im Blick auf die ihm widerfahrene große Gnade rief er aus: ›Ich heiße Israel.‹ Im Blick auf sich und seine Schwachheit bekannte er: ›Ich heiße Jakob.‹ Jakob und Israel sind zwei verschiedene Bezeichnungen für die gleiche Persönlichkeit.« Neutestamentlich heißt das: Modersohn hat Römer sieben und Römer acht nie voneinander getrennt. Der »neue« Modersohn gab den »alten« Modersohn in ständiger Glaubensübung in den Tod nach dem Vorbild des Apostels Paulus.

»Es liegt am Heiligen Geist«

Der weltbekannte Evangelist Dwight L. Moody wurde auch nach London eingeladen. Schon nach wenigen Vorträgen lief so viel Volks zusammen, daß es Aufsehen erregte. Bald brachte auch die Presse Berichte. Anlässlich einer Zusammenkunft von Londoner Pfarrern war Moody Thema Nr. 1 der Unterhaltungen. In lebhaften Gesprächen suchten sie sein Erfolgsgeheimnis zu finden. »Wir haben«, sagten sie, »in London Pfarrer, die viel besser predigen als Moody. Woran liegt es, daß ihnen viel weniger Leute zuhören?« Schließlich stand ein alter Prediger auf und sagte langsam: »Es liegt am Heiligen Geist.« Modersohns Geheimnis war das gleiche. »Es lag am Heiligen Geist.« Wer das übersieht, kennt Modersohn nicht.

Daß ihm sein Herr die entsprechenden Gaben nicht vorenthalten hat, gehört selbstverständlich dazu. Er war im vollen Sinn des Wortes ein Original. Nur auf einen Zug möchte ich hinweisen: Modersohn war ein *Meister der sprachlichen Kleinmalerei*. Geistesblitze leuchteten bei ihm kaum auf. Theologische Höhenflüge lagen ihm fern. Nach und nach bildete sich die feste Meinung aus, Samuel Keller sei der Evangelist der Gebildeten, Modersohn dagegen spreche die einfachen Leute an. Und das trifft durchaus zu.

Da sich meine Ausführungen auf einen sehr engen Raum beschränken müssen, mache ich über Modersohns Predigtweise nur einige wenige Aussagen: *Er predigte immer schriftgebunden*. Seine Evangelisationen waren Wortevangelisationen. Das stand bei ihm unverrückbar fest: »Der Glaube kommt aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes« (Röm. 10, 17). »Das Wort ist der Same

der Wiedergeburt« (vgl. 1. Petr. 1, 23). Ich hoffe, daß einige »evangelisierende Journalisten« das lesen und darüber nachdenken werden. Wo das Wort fehlt, kann man Lebenshilfe bieten, aber Sünder werden nicht selig.

Er predigte anschaulich. Ich ergänze den Hinweis auf Modersohns Kleinmalerei durch zwei Beispiele: »Als Zachäus in der Krone des Baumes saß, erblickten ihn zuerst einige vorauslaufende Lausbuben. Schadenfroh riefen sie den Nachfolgenden zu: ›Seht nur, was da oben für ein Früchtchen hängt!‹ Und war der kleine Oberzöllner das etwa nicht?« – Oder es klang in den Raum hinein: »Wiedergeboren! Es gibt in unserer Sprache ganz ähnliche Wörter, obwohl sie jetzt nicht mehr verwendet werden. Sie lauten: Wohlgeboren, hochwohlgeboren, hochgeboren. Was ist nun besser, hochgeboren oder wiedergeboren zu sein?« – Darüber, daß Modersohn treffende Geschichten, Bilder und Gleichnisse verwendete, wäre viel zu sagen. Besonders aber setzte er »Bibelfenster« in das Gebäude seiner Rede ein, das heißt: er beleuchtete die Schrift durch die Schrift. Die Zusammenhänge, auf die er hinwies, pflegten häufig sogar Bibelkenner zu überraschen.

Das zentrale Anliegen der Modersohnschen Verkündigung

Man kann dieses mit den beiden Worten fixieren: Sünde und Gnade. Oder noch besser mit den vier Worten: Buße, Bekehrung, Glaube, Heiligung. Ringsum gab es kein Beiwerk. Im folgenden hören wir zunächst einen Auszug aus einem Vortrag über den breiten und schmalen Weg, der deutlich zeigt, in welcher Weise Modersohn über die Sünde sprach, um Buße zu wirken:

»Ach, mit welchen Sündenlasten schleppen sich doch die Menschen! Du auch? Im ersten Augenblick bist du vielleicht versucht, nein zu sagen. Wenn du es dir aber ein wenig genauer überlegst, mußt du dann nicht doch zugeben, daß du auch so ein Lastträger bist? Liegen keine Geschichten aus der Vergangenheit auf deiner Seele, die dich beschweren? Oft sieht man es diesen Lastenträgern gar nicht an; jedoch wenn sie Vertrauen fassen und sich einmal aussprechen, um von ihrer Bürde freizuwerden, dann erschrickt man über die Lasten, mit denen sie sich müde tragen. Wie viele haben die eheliche Treue nicht gehalten! Hast vielleicht auch du etwas vor deinem Ehegatten zu verbergen? Oder ist unrechtes Gut in deinem Besitz? Hast du damals, als du in Stellung warst, nicht etwas mitgenommen, was dir nicht gehört? Hast du es an Liebe und Ehrfurcht gegen die Eltern fehlen lassen? Du hast während der letzten Krank-

heit die Mutter sträflich vernachlässigt. Das liegt dir nun wie eine Last auf der Seele.«

Das ist eine verhältnismäßig sanfte »Probe«. Modersohn konnte die größten Sünden erschütternd deutlich und mit großem Ernst namentlich nennen. Doch waren seine Worte immer so, daß Frauen mit feinem Empfinden nicht zu erröten brauchten. Unerschrocken predigte er die Buße zu Gott, nie aber überschritt er dabei die zumutbare Grenze.

Über die Bekehrung sei aus demselben Vortrag ebenfalls ein Auszug gebracht: »Die enge Pforte bedeutet die große Wendung, die es in jedem Leben einmal geben muß. Ja, in einem jeden Leben. Denn wir sind alle erblich belastet mit der Sünde. Wir gehören alle zu einem verlorenen Geschlecht. Der Apostel Paulus sagt, daß wir allzumal Sünder sind, die des Ruhmes ermangeln, den wir vor Gott haben sollten. Darum muß sich jeder bekehren, er sei, wer er wolle. Ob wir ganz fern von Gott gelebt haben, uns gar nicht um Gott und sein Wort gekümmert haben, oder ob wir fromme und ehrbare Leute gewesen sind, es macht keinen Unterschied: Wir müssen uns alle bekehren. Das sagt der 7. Psalm in großer Klarheit und Schärfe: ›Will man sich nicht bekehren, so hat er sein Schwert gewetzt und seinen Bogen gespannt.‹ Ohne Bekehrung gibt es kein Entrinnen vor Gott. Man verfällt dem Gericht Gottes, wenn man sich nicht bekehren will. Das ist sehr ernst.«

So ernst Modersohn Buße und Bekehrung forderte, so herzlich, freundlich, ja drängend mahnte er seine Zuhörer, doch zuversichtlich, kühn, getrost an die Vergebung, die Kindschaft, die Heilsgewißheit zu glauben. Dabei band er den Glauben stets an das Kreuz Jesu. Er konnte das Leiden und Sterben des Herrn in ergreifender Weise schildern. Und dann hieß es: Alles geschah für uns, für dich, für mich: »Jesus hat alles bezahlt und vollbracht. Deine Schuld ist vergeben, deine Sünde gesühnt im Blute des Lammes. Glaubst du an ihn, das heißt, nimmst du ihn an als deinen Erlöser, dann ist dir geholfen. Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Wer an ihn glaubt, der ist gerecht. O komm und glaube! Der Heiland hält seine durchgrabenen Hände dir hin und bietet dir dar, was du brauchst fürs Leben und fürs Sterben: Frieden mit Gott. Willst du nicht nehmen?«

Was nun die Heiligung anbetrifft, so ist sie Modersohns Generalthema in seinen Bibelstunden gewesen. Salomo redete »von den Bäumen, von der Zeder an auf dem Libanon bis zum Ysop, der aus der Wand wächst. Auch redete er von den Tieren des Landes, von

Vögeln, von Gewürm und von Fischen« (1. Kön. 5, 13). Modersohn redete von den Sünden der Gläubigen, wie Lieblosigkeit, Lauheit, Streitsucht, Geiz, Unreinheit, Eßlust, Trunksucht, Putzsucht, Weltförmigkeit, Treulosigkeit und so fort. Zuweilen humorvoll, meist aber sehr ernst. So gewiß, wie jeder sich bekehren muß, so gewiß muß er auch der Heiligung nachjagen, wenn er selig werden will. Es geht bei der Heiligung nicht um Verdienst, sondern um den Weg, dem Herrn Jesus ähnlich zu werden. Auch hier zeigte sich Modersohns außergewöhnliche Gabe der Anschaulichkeit. Dafür ein Beispiel: »Wie töricht ist es, wenn Kinder Gottes sagen: Unerträglich! Was Gott uns auflegt, ist niemals unerträglich. Hast du schon einmal gesehen, was für Inschriften an den Güterwagen der Bahn stehen? Da heißt es: Ladegewicht 12 000 Kilogramm. Darunter: Tragfähigkeit 13 500 Kilogramm. Das soll heißen: Der Wagen kann wohl viel mehr tragen; aber er darf doch nicht so schwer beladen werden, wie er tragen kann. Er muß geschont werden! Wenn schon die Eisenbahndirektion so besorgt ist um ihre Wagen, wieviel mehr sorgt Gott dafür, daß keins seiner Kinder überbürdet und überladen wird!«

Der Weg zur Heilsgewißheit

Ein Teilnehmer einer Pfarrerfreizeit mit Ernst Modersohn berichtet: »Besonders tiefen Eindruck machte mir und anderen eine Stunde, in der uns Modersohn praktisch zeigte, wie er unentschiedene, ungewisse Menschen zur Heilsgewißheit zu führen pflegte, sie vom Gefühl lösend und auf die Schrift gründend. Wie straff, fast katechetisch ging es dabei in Frage und Antwort zu. Grundlage war das Wort Jesu: »Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.« Frage: »Sind Sie jetzt im Gebet zu Jesus gekommen?« – »Ja.« – »Was wird der Herr nun nicht tun?« – »Er wird mich nicht hinausstoßen.« – »Was bleibt dann nur übrig?« – »Er nimmt mich an.« – »Hat er Sie angenommen?« – »Ich fühle nichts.« – »Danach habe ich auch nicht gefragt. Sondern: Was hat er versprochen? Was ist ganz sicher?« – »Er hat mich angenommen.« – »Dann wollen wir ihm jetzt dafür danken.«

»Und nun: Soll das alte Leben so weitergehen? Was brauchen wir zu einem neuen Leben?« – »Den Heiligen Geist, die Kraft aus der Höhe.« – »Es steht geschrieben Lukas 11, 13: . . . wieviel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten! Was gibt Gott also, wenn wir ihn bitten?« – »Den Heiligen Geist. Ich fühle aber nichts.« – »Danach habe ich auch nicht gefragt. Es ist nur zweierlei möglich: Entweder ist das Wort nicht wahr,

oder Gott gibt seinen Geist. Ist das erstere möglich?« – »Nein.« –

»Was bleibt übrig? Was ist gewiß?« – »Gott gibt den Heiligen Geist.«

– »Das wollen wir ihm glauben und ihm danken.««

Es kann sein, daß heutige, besonders jüngere Evangelisten das lesen und sagen werden: »Unmöglich! So geht das nicht.« Ihnen möchte ich sagen, daß zwischen Besuchern der seelsorgerlichen Sprechstunden von damals und denen von heute ein großer Unterschied besteht. Als ich nach dem Ersten Weltkrieg im Stuttgarter Siglehaus zum erstenmal evangelisierte, kamen in fünf Tagen genau 100 Menschen in meine Sprechstunde. Laut Tagebuch legten 97 Sündenbekenntnisse ab, zum Teil sehr schwere. Zu Modersohn kamen im Laufe der Jahrzehnte viele Tausend Sünder in die Seelsorge, schwer beladen mit Schuld und Schande, innerlich vorbereitet für die Gnade. Ihnen wurde durch diese Art der Seelenführung in der Mehrzahl entscheidend geholfen. Man muß wie ich die strahlenden Gesichter derer gesehen haben, die aus dem Sprechzimmer herausgekommen sind. Heute kommen von zehn Menschen, die den Evangelisten in Anspruch nehmen, im Schnitt acht mit Ehe-, Familien- und anderen Schwierigkeiten; zwei mit ihrer Schuld.

Selbstverständlich hat Modersohn auch anderes von seinen Beichtkindern zu hören bekommen: Schwermut, Zauberei, Selbstmordabsichten, Besessenheit. Davon zeugt seine Schrift: »Im Banne des Teufels«. Er hatte die Gabe, Zusammenhänge, Situationen, Verstrickungen rasch zu durchschauen und mit Vollmacht zu helfen.

Nicht jeder Prediger ist auch ein begnadeter Seelsorger. Es gehört dazu das Charisma, das heißt, eine Berufung, eine Gnade. Modersohn ist beides in hohem Maße eigen gewesen.

Ernst Krupka

Einige Aussprüche von Ernst Modersohn

Das Dengeln der Sense säumt das Mähen nicht. Du mußt dir Zeit nehmen für deine Bibel – dann wird dir Kraft zufließen aus dem Worte Gottes.

Laß dir sagen, du kommst durch, auch durch die unerhörtesten Schwierigkeiten, wenn du den Blick auf Jesus richtest und gerichtet hältst.

Was wir nicht in Gottes Hand legen, das beschlagnahmt der Teufel.

Der eigene Geist macht das Ich groß, der Heilige Geist macht den Heiland groß.

Kurze Auszüge aus Modersohns Predigten

Ach, wie viele machen es Gott unmöglich, ihre Gebete zu erhören, weil sie ein unversöhnliches Herz haben. Da ist mal etwas geschehen, ein böses Wort gesprochen, ein Wort geschrieben oder was es war, und die Sache ist nicht geordnet. Das verschließt dir den freien offenen Zugang zum Thron der Gnade. Du mußt die Sache in Ordnung bringen! Du mußt es gleich tun! Geh nicht so zum Abendmahl, geh nicht so in dein Gebetskämmerlein! Die Sache muß erst in Ordnung gebracht werden . . .

Wir müssen *warten* lernen. Das wird uns so schwer. Wenn Gott nicht sofort antwortet, dann verlieren wir so leicht die Geduld. Im Buch Jeremia heißt es: »Und nach zehn Tagen geschah das Wort des Herrn zu Jeremia« (Kap. 42, 7). Und Daniel bekam erst nach einundzwanzig Tagen Antwort auf seine Fragen (Dan. 10, 12 u. 13). Gott antwortet nicht immer sofort. Aber – er kommt nie zu spät. »Sei stille dem Herrn und warte auf ihn!«

Ruth Modersohn



Geb. 21. 7. 1898 in Weidenau a. d. Sieg als zweite Tochter von Pastor Ernst Modersohn. Aufgewachsen in Bad Blankenburg im Thüringer Wald. Nach Absolvierung der Höheren Töchterchule in Rudolstadt Besuch des Töchterheims »Elim« in Vandsburg (Westpreußen). Eintritt als Diakonisse in das Gemeinschaftschwwesternhaus Vandsburg am 11. 8. 1917. Ausbildungszeit im Mutterhaus. Mithilfe bei Evangelisationen, in einer Blaukreuzarbeit und im Töchterheim »Elim«. Ausbildung als Krankenschwester in der Augusta-Kranken-Anstalt Bochum. Besuch

des Technischen Seminars des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes in Marburg-Wehrda. Weitere Ausbildung zur Gewerbelehrerin in Kassel. Ab 1932 Leitung der Haushaltungsschule »Taunusblick« in Dornholzhäusen/Taunus. Gest. 27. 7. 1944.

Die Weichenstellung fürs Leben

Schwester Ruth Modersohn und ich begegneten uns im Winter 1925 zum erstenmal. Später haben wir viele Jahre gemeinsam in einer Haushaltungsschule mit Internat gearbeitet. Wir hatten ein herzliches schwesterliches Verhältnis. Daher kam es auch, daß Schwester Ruth mich an manchen früheren Erlebnissen teilnehmen ließ.

Schon als Kind wurde Ruth durch den Besuch von Kinderstunden und Evangelisationsvorträgen, besonders durch den Evangelisten Jakob Vetter, innerlich erweckt. Zu einer bewußten Hinkehr zu Jesus kam es aber erst während des Konfirmandenunterrichts bei ihrem Vater, dem bekannten Pastor, Evangelisten und Schriftsteller Ernst Modersohn.

Früh zeigten sich bei ihr eine rege Phantasie und mancherlei Begabungen, besonders im Dichten und Musizieren. Im Elternhaus herrschte eine frohe Atmosphäre. Die Mutter erzählte gern biblische Geschichten und sang viel mit den Kindern. Ruth beherrschte

schon früh sicher die zweite Stimme und konnte dadurch den Gesang verschönern. Die Eltern wollten den Kindern das Beste für ihr Leben mitgeben. Dazu dienten die täglichen Andachten mit dem gemeinsamen Gebet und auch das Lernen von Liedern. Während einer längeren Krankheitszeit lernte Ruth das halbe Reichsliederbuch auswendig. Dieser Schatz kam ihr in ihrem Leben oft zugute.

Ruth schloß mit einem besonders guten Zeugnis die Ausbildung in der Höheren Töchterschule ab. Ihr Vater hätte sie gern wegen ihrer schriftstellerischen Begabung als seine Sekretärin bei sich behalten. Aber sie mußte zunächst noch weiter lernen. Sie wurde in das damalige Töchterheim »Elim«, das dem Gemeinschaftsschwesternhaus in Vandsburg (Westpreußen) gehörte, aufgenommen. Dort kamen ihre vielseitigen Gaben bald zur Entfaltung. In diese Zeit fiel auch die Entscheidung über ihr zukünftiges Leben: Gott berief sie in seinen vollzeitlichen Dienst! Die Eltern bejahten diese Führung des Herrn mit ihrer zweiten Tochter. Sie war ihnen eine Gnade und Freude. Allerdings verlangten sie noch eine Wartezeit.

Fröhlich und erwartungsvoll trat Ruth dann im August 1917 als Diakonissenschülerin in Vandsburg ein. Schon während ihrer Jungschwesternzeit half sie, Feste zu gestalten, Gedichte für besondere Anlässe zu verfassen und mit den Schwestern zu musizieren. Als sie später im Töchterheim »Elim« mitarbeitete und in einer Blaukreuzarbeit tätig war, begann Gott, in ihr eine seelsorgerliche Gabe zu wecken, mit der sie im Laufe ihres Lebens vielen Menschen dienen durfte.

Eine Zeitlang glaubte sie, daß Gottes Plan sie in die Mission nach China führen würde. Doch ein schweres Gelenkrheuma mit Komplikationen am Herzen verriegelte diesen Weg.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam Vandsburg zu Polen. In Elbingen im Harz entstand das Mutterhaus »Neuvandsburg«, dessen Glied Schwester Ruth wurde. Von dort aus wurde sie zur Ausbildung in der Krankenpflege nach Bochum in die Augusta-Kranken-Anstalt geschickt. Obwohl sie viel fürs Examen zu lernen hatte und der Arbeitstag auf der Krankenstation reich ausgefüllt war, ließ sie sich gern zur Mitarbeit im Mädchenbibelkreis (MBK) einladen. Sie hielt auch den Kranken Andachten und half ihnen in ihren inneren Kümernissen und persönlichen Problemen. Am liebsten war sie auf der Kinderstation tätig. Dort war sie fröhlich mit den Kindern, erzählte ihnen biblische Geschichten, übte mit ihnen Lieder und lehrte sie beten. Sie war so recht in ihrem Element. Doch gleich nach dem Staatsexamen gab Gott ihrem Leben einen neuen Kurs.

Weitere Jahre der Ausbildung

Ein Jahr nach unserer ersten flüchtigen Begegnung trafen wir uns wieder und saßen zusammen auf der »Schulbank« im »Technischen Seminar« des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes in Wehrda bei Marburg (Lahn). Noch einmal begann Schwester Ruth als Schülerin mit einer ganz neuen Ausbildung. Sie war inzwischen älter geworden, und manches Grundwissen war vergessen. Da gab es schon mal dunkle Stunden. Zweifel und Verzagtheit kamen über sie trotz ihrer Begabung und allem Gottvertrauen. Mit den jungen Mädchen aus unserer Klasse hatten wir eine frohe Gemeinschaft. Gar bald öffnete die eine und andere Schwester Ruth ihr Herz, so daß sie, indem sie andern half, selber Hilfe, neuen Mut und Zuspruch von Gott empfing. Auch das Reifen meiner Persönlichkeit hat sie mitgeprägt. Vor dem Unterricht hatten wir bestimmte Internats-Ämter auszuüben. Wir beide arbeiteten zusammen, und sie half mir, in der Arbeit gründlich und beständig zu werden. Das übertrug sich auch auf mein Innenleben. Sie konnte keine Halbheiten leiden.

Ihre vielseitigen Talente kamen unserer Gemeinschaft zugute: das Harmonium- und Orgelspiel, das Einüben von Liedern, ihre Dichtkunst, das Entwerfen und kunstvolle Schreiben von Programmen oder das Verfassen von Berichten. Im Kunstunterricht überflügelte sie uns alle. Sie drängte sich aber nie vor mit ihren reichen Gaben. Sie hatte sogar Minderwertigkeitsgefühle, die ihr oft Not bereiteten. In Gedanken an ihren Vater hat sie einmal ihr Lebensziel mit den folgenden Worten beschrieben:

»Mein Vater, du gabst mir das Beste mit,
was irgendein Vater dem Kinde kann geben.
Du lehrtest mich Gott erkennen schon früh,
das wurde der Inhalt in meinem Leben.

Mein Vater, ich trage in meinem Blut
von dir, als ein Erbteil, ein heißes Verlangen:
den Menschen zu helfen zum Frieden mit Gott.
So bin ich in seinen Dienst denn gegangen.

Mein Vater, ich fühle mich tief dir verwandt
und wünsche nur eins: daß mein Leben mög' werden
ein *wenig* nur *so* gesegnet wie deins!
Dann wäre ich nicht vergeblich auf Erden.«

Manche Gedichte entstanden in dieser Zeit, immer mehr reifte Ruth Modersohn zu einer gottbegnadeten Dichterin heran. Sie ver-

schweigt ihre inneren Kämpfe nicht, bezeugt aber auch ihre Geborgenheit als Gotteskind:

»Mein Gott, sei du mir *alles*,
mein Lebenselement!
Denn außer dir mein Herze
sonst keine Labsal kennt.

Im Meere deiner Liebe,
im Sonnenschein der Gnad,
und deinem Licht geöffnet,
die Seele Ruhe hat.

So will ich mich denn bergen
bei dir, o Herr, allein,
und will auch nichts mehr wünschen
als nur: *dein Kind* zu sein!«

Ein Gedicht, nach einer Ferienzeit im Mutterhaus in Elbingerode entstanden, zeigt, wie tief innerlich sie dort beheimatet war:

»Behüt' dich Gott, mein teures Mutterhaus,
der Tag ist da, ich muß nun von dir scheiden.
Und doch, wie dankbar zieh ich von dir aus,
zu dienen meinem Gott fortan mit Freuden.

Was ich ersehnte, das empfing ich hier,
mir ward so viel, unendlich viel gegeben.
Mein Mutterhaus, wie dankbar bin ich dir,
durch dich gab Gottes Geist mir Leben!

Wie arm war ich gekommen und wie leer!
Ich hatte innerlich so viel verloren.
Ich fand es wieder, ja, ich fand noch mehr.
Nun zieh ich fröhlich aus, wie neugeboren.

Wohl dem, der immerdar in deiner Hut
in diesem stillen Walde Gott darf lauschen. –
Ich muß nun fort, und hab ich's nicht so gut,
ich möchte doch mit keinem König tauschen.

So zieh ich denn mit neuem Mut hinaus
als Gottes liebes Kind in seinen Schranken.
Daß ich auch *dein* Kind bin, mein Mutterhaus,
dafür kann nie genug ich danken!«

Die zwei Ausbildungsjahre im Technischen Seminar waren reichlich ausgefüllt und gingen schnell vorüber. Nach dem Staatsexamen

trennten sich vorübergehend unsere Wege. Schwester Ruth hatte ein Praktikum abzuleisten. Auf ihrem täglichen Hin- und Rückweg betrachtete sie gern die Natur und schrieb ihre Gedanken in Poesie und Prosa nieder. Auch die *Heckenrosen* waren ihr »Lehrmeister«:

»Mein Schritt ist langsam geworden. Den Heckenweg schlage ich ein. Er paßt besser zum Feierabend als die laute Landstraße. Und siehe, da steht ein leuchtendes Wunder am Wege: Ein Heckenrosenbusch, über und über mit zarten Röslein bedeckt, streckt mir wie einladend seine Zweige entgegen. Mein Auge umfaßt staunend die blühende Pracht. Gibt es denn eine solche Fülle von Schönheit, von Farbe, von Duft? Und ich kann nicht widerstehen, ich strecke die Hand aus und greife hinein in die Blütenpracht und füge Röslein an Röslein zu einem wundervollen, leuchtenden Strauß. Dann ziehe ich in tiefen Zügen den Duft ein. Wie liebe ich diesen Duft! Den gibt es nur einmal. Heckenrosen! Und der Strauch streckt mir immer noch seine Zweige entgegen, als wolle er sich ganz ausgeben.

Was sage ich, ausgeben? Ach nein, der gibt sich nicht aus! Ich kann die Fülle der Rosen kaum mehr umspannen, aber der Rosenbusch steht da wie unberührt, ihm sieht man's nicht an, daß er opfern mußte.

Und da – da erröte ich plötzlich vor diesem Strauch. Geben, geben! Ach ja, ich will es wieder mit Freuden tun. Herr, du hast ja die Fülle! Da will ich schöpfen und weitergeben. Und dann gibt man sich nie aus!«

»Ich gehe nicht auf in Schweinebraten und Hefeteig«

Einige Monate wurde Schwester Ruth zur Vertretung beim hauswirtschaftlichen Unterricht eingesetzt. Darüber schrieb sie in ihren »Freudenkalender«: »Diese Wintermonate sind stramme Arbeitswochen im Seminar. Meine Küche wird kaum mehr kalt von heißer Arbeit. Die 1. Klasse rüstet zum Examen und zeigt doppelten Eifer. Was ist das für eine Freude, Menschen weiterhelfen zu dürfen! Aber was für Arbeit ist auch damit verbunden! Doch Arbeit ist mir eine Lust. Schachmatt komme ich am Spätnachmittag in mein Zimmer. Nach etwas Entspannung und Stille vor Gott und dem Worte Gottes bin ich wieder frisch an Leib und Seele. Und dann geht es fröhlich an die Vorbereitung für den nächsten Tag zum Probekochen.

Ja, dieses Probekochen, das ist schon eine Arbeit, es ist beinahe eine

Schlacht befehligen! Ich fühle mich aber hinterher nicht stolz wie ein Sieger, sondern unendlich dankbar und beglückt über erfahrene Gnade. Ich bin so froh, daß ich – meiner Veranlagung entgegen – ruhige Nerven behalten kann und nicht ungeduldig zu werden brauche. Ich weiß, daß das nur Gnade ist und daß ich mir diese Gnade täglich neu auf meinen Knien erbitten muß. Die Mädchen haben Vertrauen, sind so dankbar für alle Hilfe. Ich freue mich mit einer über die tadellos geratenen Windbeutel und mit der anderen über den still erfochtenen Sieg über ihr Naturell.

Wenn ich morgens vor Schulbeginn den Mädchen eine kurze Andacht halte, so ist mir das eine besondere Freude. Der innere Kontakt wird dadurch auch schneller hergestellt. Zum freiwilligen Bibellesen am Abend ist starker Zulauf aus der 2. Klasse, und voll Freude beobachte ich viel ehrliches Suchen und Ringen. Die, welchen ich beim ›Finden‹ helfen durfte, machen mir besondere Freude, wenn auch nicht ausnahmslos. Es ist so erfreulich, wie sie mich aufsuchen. Abends bei meinen Vorbereitungen in der Küche habe ich sehr häufig Besuch, und da bin ich immer zu sprechen. Mal muß ich guten Rat erteilen, dann Trost spenden, zwischen zwei ›Streitenden‹ vermitteln, alles nach Wunsch. Und ein Eckchen in der Küche ist zum Gebetskammerlein geworden, eine heilige Stätte. Da sollte mir meine Küche nicht lieb geworden sein? Nein, ich gehe hier nicht auf in Schweinebraten und Hefeteig, ich erlebe hier an mir und anderen, was das Herz froh macht!«

Schwester Ruth hatte keine starke Gesundheit. Sie fürchtete sich vor allem Neuen, so auch vor zwei weiteren Jahren der Ausbildung zur Gewerbelehrerin in Kassel. Trotz ihrer Talente und einer besonderen Lehrgabe machte sie sich Gedanken, ob ihre Fähigkeiten wohl ausreichen würden. Dabei war sie allen Anforderungen bestens gewachsen. Ihre schriftliche Examensarbeit über Jugenderziehung wurde mit Auszeichnung bewertet. In dieser großen öffentlichen Ausbildungsstätte schätzte man Schwester Ruth als echte praktizierende Christin. Darum wurde ihr auch die Verantwortung für die Gestaltung der Weihnachtsfeier im Gewerbeseminar übertragen.

Trotz den großen Anforderungen, welche die Ausbildung an ihre Kraft stellten, war es ihr immer eine besondere Freude, wenn sie sonntags in den Jugendstunden im MBK mit dem Worte Gottes dienen konnte und junge Menschen zu Jesus fanden. Wie mancher Briefwechsel bis in die letzte Zeit ihres Lebens hinein zeugte von dem Segen, der von dieser Arbeit ausging!

Nach dem gut bestandenen Examen konnte Schwester Ruths eigentliche Lebensaufgabe, der Dienst an jungen Mädchen, beginnen. Es war am 8. April 1932, als wir uns in Dornholzhausen (Taunus) – bei Bad Homburg vor der Höhe – wieder trafen, nun zum gemeinsamen Dienst im Töchterheim »Elim«, für das die staatliche Anerkennung als Haushaltungsschule unter ihrer Leitung beantragt wurde. In der Verantwortung vor Gott mit bangem aber auch freudigem Herzen fingen wir unsere Arbeit an. Auch ich hatte inzwischen meine Ausbildung zur Gewerbelehrerin beendet.

Nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus manchen anderen Ländern besuchten die jungen Mädchen unsere Internatsschule. Sie kamen aus allen Volksschichten, manche aus gläubigen Familien. Neben einem guten Unterricht in den vorgeschriebenen Fächern lag uns die Pflege der Seele besonders am Herzen. Und das war Schwester Ruths Stärke! Sie war nicht nur eine begabte Lehrerin, Kameradin und Schwester, sondern eine Mutter der Mädchen. Manch eine schrieb später als Anrede über ihren Brief an sie: »Liebe Taunusblick-Mutter«! (Wir hatten den Namen unserer Schule in »Taunusblick« umgeändert.) Sie hatte die Gabe, sich in die Seele der anderen hineinversetzen zu können, mit ihnen zu leiden, sie zu lieben und ihnen immer wieder Vertrauen entgegenzubringen, auch nach Enttäuschungen. Das kostete sie oft viel Seelen- und Nervenkraft, aber sie stärkte ihre eigene Seele immer wieder in Gott. Wie konnte Schwester Ruth in den Andachten oder beim gemeinsamen Bibellese das Wort Gottes beleuchten und es in die Herzen hineinstreuen! Nicht zuletzt ist es ihren Gebeten zu verdanken, daß der Same aufging und Frucht brachte, auch noch über ihr Grab hinaus. Junge Menschen fanden den Weg zu Jesus, und etliche wurden in seinen Dienst gerufen.

Es war Schwester Ruth ein besonderes Anliegen, mit den Mädchen über die Wahl des rechten Lebengefährten zu sprechen. Sie freute sich über jede, die ihr Glück in einer von Gott gestifteten und vor ihm geführten Ehe fand. Ihre eigene Lebensführung zur Ehelosigkeit bejahte sie dankbar und froh, wie der folgende Briefauszug zeigt: »Du fragst mich in Deinem Brief, ob ich ehrlich sagen kann, daß ich als unverheiratete Frau zufrieden und glücklich bin. Ja, Lotte, das kann ich. Ich brauche zu meinem Glück die Ehe nicht, obwohl ich voll und ganz damit einverstanden bin, daß die meisten Frauen in die Ehe geführt werden. Du weißt, daß Gott mir ein mütterliches Herz gegeben hat. Glaubst Du, daß ich ohne das meinen

Platz hier ausfüllen könnte? Glaubst Du, daß man mütterliche Herzen nur zur Ehe braucht? Ich soll Dir ehrlich schreiben, ob ich nicht in stillen Stunden auch eine unstillbare Sehnsucht in mir fühlte – nein, Lotte, Gott sei Dank, nein! Sonst wäre mein Leben und meine Arbeit ein armseliger Kompromiß. Ich habe eine grenzenlose Liebe in mir zu all den jungen Menschenkindern, die uns hier für ein Jahr anvertraut sind. Ja, es sind eben meine Kinder, und darum ist es mir Bedürfnis und Freude, ihnen in dieser Zeit bleibende Werte zu vermitteln, innere und äußere. Das entspricht meiner göttlichen Bestimmung.«

Mit Schwester Ruth Feste zu feiern, das war herrlich. Ostern gab es Eier zu suchen, auf die sie, für jeden passend, einen Vers geschrieben hatte. An die gesegneten und fröhlichen Advents- und Weihnachtsfeiern mit den von ihr selbst verfaßten Deklamatorien und Gedichten und den Überraschungen erinnern wir uns noch gern. Ohne »Schneeberge«, die wir aus Gips gossen und verzierten, konnten wir uns die Adventsfeiern gar nicht vorstellen. Jede »Familienfeier«, besondere Geburtstage, das Treffen »Ehemaliger« oder gar die Hochzeit einer früheren Schülerin wurden individuell von ihr bedichtet, besungen und vorbereitet. Keiner konnte es besser als sie.

Die »Griestopftage« im heißen Sommer sind unvergesslich, wenn wir mit dem Topf voll Griestbrei und anderen schönen Sachen in den Wald zogen und alles in den Bach zum Kühlhalten stellten. Die Abendwanderungen zur »Mondscheinwiese« mit Blockflöten und mehrstimmig gesungenen Abendliedern fehlten in keinem Sommer. Mit viel Geschick und künstlerischem Talent baute sie mit den Schülerinnen Handarbeitsausstellungen auf, die die Jahresarbeiten und manche Besonderheiten zeigten. – Sie schrieb auch Artikel für das Blatt ihres Vaters »Heilig dem Herrn« oder für die Berichtsblätter unseres Mutterhauses. Nicht selten wurde sie zu Vorträgen in Gemeinschaften und Jugendbünden gebeten. In unserem Ort lud man sie gerne zu Fachreferaten ein.

Nach Kriegsbeginn wurde unsere Schule beschlagnahmt. Wie durch ein Gotteswunder konnten wir den Schulbetrieb in einem gemieteten Gebäude fortsetzen. Schwester Ruth trug schwer an allen Erlebnissen und litt sehr unter den Nöten der Zeit. Doch zweifelte sie nicht an dem Handeln Gottes. Sie war aber keine Kämpferin. Oft haben wir Gott gedankt, daß er uns zusammen in die Arbeit gestellt hatte. So konnten wir uns in Wesen und Temperament ergänzen.

Im August 1942, mitten in der Zeit zunehmender Kriegsnöte, feierte Schwester Ruth ihr 25jähriges Dienstjubiläum. Rückschau haltend und in die Zukunft blickend dichtete sie:

»Ich trat in seinen Dienst
und überließ mich willig seinen Händen.
Er aber nahm mich hin, wie's ihm gefiel,
um mich bald hier – bald dorthin auszusenden.
Gern tat ich, was er mir zu tun gebot:
War's Kranke pflegen, war's sein Wort verkünden.
Am liebsten aber tat ich's, als es hieß,
den Sinn des Dienstes in der Schule finden.
Denn da ging mir mein Herze auf und über,
je länger, je lieber!

So bleibt es auch. Ich diene meinem Gott,
er brauche weiter mich nach seinem Willen.
Ich möchte nichts, als da, wo er mich braucht,
den Platz mit ganzem Herzen auszufüllen.
Dann ist sein Dienst mir reine Seligkeit,
– dann habe lebenslang ich voll Genüge.
Und schöner wird er mir von Jahr zu Jahr,
je mehr er in mir ausprägt seine Züge;
bis er mich einst ruft in sein Reich hinüber,
je länger, je lieber!

»Nun geht mein Leben still zu Ende«

Mitten in unser frohes Schaffen griff Gott plötzlich ein. Schwester Ruth wurde schwerkrank und mußte sofort operiert werden. Sie war innerlich ganz still und legte sich mit ihrem Leben und ihrer Zukunft in die Hand Gottes, der sie bis hierher auf rechter Straße geführt hatte. Leider wurde der Krankheitsprozeß durch die Operation nur aufgehalten. Nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus schien es, als ob sie sich etwas erhole. Unsere Schule wurde inzwischen wieder beschlagnahmt, so ergab es sich, daß ich Schwester Ruth pflegen konnte bis an ihr Ende. Der Herr arbeitete nun besonders an ihrer Seele. Sie gewann die innere Klarheit, daß Gott sie nicht mehr gesund werden lassen würde, sondern sie zubereiten wolle für seine Herrlichkeit.

Ihr Vater bekam die Erlaubnis – er hatte zu jener Zeit Rede-, Schreib- und Reiseverbot –, seine todkranke Tochter kurz zu besu-

chen. Niemand, der zu ihr kam – und das waren nicht wenige, auch frühere Schülerinnen –, ging ohne großen inneren Segen von ihrem Krankenbett fort. Für jeden hatte sie das rechte Wort, ihre Augen strahlten, ihr Glaube wuchs zur Glaubensheiterkeit. In unserer täglichen Gebetsgemeinschaft gedachte sie besonders der Schülerinnen, die sich noch nicht für den Herrn entschieden hatten. Die Kraft für ihr Leiden nahm sie aus dem Worte Gottes, das sie jeden Morgen las. Ihr Leben ging immer mehr der Vollendung entgegen. Einige Tage nach ihrem 46. Geburtstag holte der Herr Ruth Modersohn still und ohne Todeskampf heim. Es war kein Sterben, es war ein leichtes Durchschreiten der Pforte zum ewigen Leben. Ganz zart und mit zittriger Schrift hatte sie kurz vor ihrem Heimgang in ihr Lösungsbüchlein geschrieben:

»Nun lege ich in Vaterhände mich tief hinein.
Nun geht mein Leben still zu Ende, Herr Jesus Christ,
du aber bist!

Du bist der Retter meiner Seele, du rufst mich heim,
du gibst mir alles, was mir fehle . . .«

Irmgard Backeberg

Paul Kuhlmann



Geb. 5. 8. 1873 in Schwerte an der Ruhr. Studium der Theologie in Bonn, Halle an der Saale und wiederum Bonn. In Halle besonders beeindruckt durch Professor Martin Kähler. Lehrer an einer im Ausbau begriffenen »Höheren Knabenschule« in Haspe bei Hagen in Westfalen. 1901 Hilfsprediger in Ibbenbüren, später noch ein halbes Jahr in Bochum-Weitmar. 1906 Pfarrer in Lünnen bei Dortmund, 1908–1943 in der reformierten Gemeinde Barmen-Gemarke. 1925–1945 Präses (Vorsitzender) der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland, eines der ältesten und größten innerkirchlichen deutschen Gemeinschaftsverbände. Gest. 23. 11. 1945.

Vom Waffenstudenten zum Gemeinschaftspastor

Als Paul Kuhlmann sein Theologiestudium begann, stand die liberale Theologie an den deutschen Universitäten in Blüte. Ihre Vertreter und deren Lehren machten auf ihn allerdings keinen besonderen Eindruck. Auch für die »Mittelparteiler«, denen man oft eine gewisse »religiöse Innigkeit« nicht absprechen konnte, hatte er wenig Sympathien. Klarer Bibelglaube, verbunden mit persönlichem Glaubensleben – wie er es besonders bei Martin Kähler in Halle erlebte – zogen ihn am meisten an. Das hinderte ihn aber nicht, sich einer waffentragenden Studentenverbindung anzuschließen; denn einen persönlichen Heilsglauben hatte er noch nicht. Wie es dann zur geistlichen Lebenswende kam, lassen wir Paul Kuhlmann in einer Niederschrift aus dem Jahre 1943 selber erzählen:

»Es ist mir bis heute noch ein Wunder, daß der Waffenstudent ein Gemeinschaftspastor wurde. Das habe ich allein dem machtvollen Eingreifen der Gnade Gottes in mein Leben zu verdanken. Die Sehnsucht nach Frieden schlummerte immer schon in meiner Brust.

Die rauschende Fröhlichkeit des Studentenlebens am Rhein, der Klang der Schläger brachte diese Sehnsucht nicht zum Schweigen. Die Lust der Lieder und der Waffen konnte doch das Herz nicht ganz ausfüllen. Das Erbe vieler frommer Vorfahren wurde nicht verschüttet. Eine gläubige Großmutter hatte mir, als ich noch ein Junge war, segnend die Hände aufs Haupt gelegt. Nun wurden ihre und viele andere Gebete erhört.

In Haspe lernte ich durch meine Tätigkeit an der Schule Gemeinschaftsleute kennen, die mich auch zu den Stunden und Versammlungen einluden. Das, was mir dort entgegentrat, eröffnete mir eine neue Welt. Innerlich aufs stärkste bewegt, fragte ich einen der Ortspfarrer: »Ist das, was ich in der Familie N. N. gesehen habe, echt?« Er war ehrlich genug, das zu bejahen, obwohl er, für seine Person Mittelparteiler, nur gefühlsmäßig ein Verständnis für den Pietismus aufbrachte. Ich aber durfte eine Damaskusstunde erleben, und es sollte fortan meine Losung sein: »Um einen ewgen Kranz dies arme Leben ganz!« In dieser inneren Haltung ging ich in den Dienst und durfte bis heute auf dem Weg des Lebens bleiben.«

In seiner ersten Gemeinde Lünen fand Kuhlmann einen harten Boden vor. Jahrzehnte hindurch war dort ein öder Vernunftglaube gepredigt worden. Der neue Pfarrer versuchte von der Jugendarbeit her einen Wandel zu schaffen. Erweckte Gemeindeglieder wurden in einer Bibelstunde und einer Bibelbesprechstunde gesammelt. Mit den Gemeinschaftskreisen im nahen Dortmund, die zur Evangelischen Gesellschaft für Deutschland gehörten, entstanden bald Kontakte. Es war für Paul Kuhlmann selbstverständlich, »seine Brüder zu suchen«. Das brachte ihm Ablehnung seitens der liberalen Theologen ein, verwickelte ihn aber auch in Kämpfe mit manchen Orthodoxen, die die Gemeinschaftsbewegung für überflüssig und gefährlich hielten. Er aber wußte und bezeugte es auch jedermann klar, wo er geistlich seine Heimat hatte.

»Der Knabe mit den fünf Gerstenbrotten«

Mit der Berufung ins Wuppertal an die bekannte reformierte Gemeinde Barmen-Gemarke kam Paul Kuhlmann in ein völlig anderes Klima. Noch stimmte weithin die Rede vom »frommen Wuppertal«, obwohl ein Nachlassen der Kirchlichkeit nicht zu übersehen war. Einer der Gemarker Amtsbrüder faßte die Lage, die Kuhlmann vorfand, in die Worte: »Es hat wohl Zeiten im Wuppertal gegeben, da die Kirchen besser besucht waren, aber noch keine Zeit, in der es so viele Kinder Gottes gegeben hätte wie jetzt.«

Im politischen Leben brachten die Zeiten viel Wandel mit sich. Kuhlmanns erste Dienstjahre fielen noch in das Kaiserreich vor dem Ersten Weltkrieg mit seinem doch schon vielfach trügerischen Glanz. Dann kam der Krieg, in dem auch Kuhlmann zunächst so etwas wie eine »vaterländische Erhebung« sah, die sich mit einer »religiösen Erweckung« zu verbinden schien. Die überfüllten Gebetsversammlungen und die großen Abendmahlsfeiern am Anfang des Krieges konnten so mißverstanden werden. Als sich die politische, militärische und wirtschaftliche Lage in Deutschland immer mehr verschlechterte, als Einschränkungen und Entbehrungen zunahmen, hofften mit Kuhlmann viele, daß »diese große Heimsuchung zum Ausgangspunkt einer Erweckung« werden würde. Schließlich blieb die ernüchternde Erkenntnis übrig: »Das Gute hatte der Krieg, daß er den Schwärmern und Optimisten zeigte, daß der Traum von christlichen Völkern eben nur ein Traum ist.«

Nach dem Zusammenbruch des kaiserlichen Deutschland hat Paul Kuhlmann die 14 Jahre der Weimarer Republik erlebt und dann noch den Aufstieg und den Niedergang der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft bis hin zum Ende des Zweiten Weltkrieges in Schrecken und Trümmern.

In all diesen sich wandelnden Zeitläufen wußte sich Kuhlmann in der Gemeinde Gemarke als Träger und Zeuge eines unveränderlichen Auftrags. Wir wollen davon mit seinen eigenen Worten hören: »Ich habe nie Wert darauf gelegt, bei meinen Zuhörern den Eindruck zu erwecken, als ob ich auf dem Mond lebte. Im Gegenteil, bei manchen meiner Predigten ist mir das Weltgeschehen Ausgangspunkt gewesen, aber das Ende und Ziel war doch immer das Kreuz von Golgatha. Ja, mehr noch, ich habe Welt und Zeit immer hineinzustellen gesucht in das Licht der Ewigkeit, um die Fußspuren des lebendigen Gottes zu entdecken. Ich habe hineingehorcht in den Lärm des lauten Tages, um die Glocken aus der ewigen Heimat zu vernehmen. Auf die Stimme Gottes lauschte ich, um sie dann dem Geschlecht unserer Tage deutlich und vernehmbar zu machen. Ich hatte immer nur einen Auftrag auszurichten, nur eine Botschaft zu überbringen. Keinem Menschen war ich verpflichtet, keinem Stande und keiner Partei hörig. Meine Botschaft lautete immer wieder: ›So spricht der Herr!‹«

Was Gott im prophetischen Wort der Heiligen Schrift sagt – darauf hat Paul Kuhlmann besonders eifrig gelauscht, das hat er der auf ihren wiederkommenden Herrn wartenden Gemeinde entfaltet. Er hat auch zu politischen Fragen nicht geschwiegen und hat die Gel-

tung der Gebote Gottes in allen öffentlichen und privaten Bereichen bezeugt. Er hat sich dafür eingesetzt, daß aus dem Schulunterricht die Bibel nicht verschwinde und daß auch in der Presse die Stimme des Evangeliums nicht verstumme. Er sagt selber: »Ermuntert durch die calvinistische Tradition von Gemarke habe ich mich immer bemüht, den Totalitätsanspruch des lebendigen Gottes anzumelden.«

Doch das Herzstück dessen, was der Herr in seinem untrüglichen Wort sagt, war für Kuhlmann eindeutig die Botschaft von der Erlösung in Christus, das Wort vom Kreuz. Er hat die freie Gnade gerühmt und die Menschen, die alle Sünder sind, eingeladen, sie im Glauben zu ergreifen. Als er im Kreis der Presbyter und Pastoren Abschied von seinem Pfarramt nahm, hat er ihnen als sein Vermächtnis hinterlassen: »Hört nicht auf, in Gemarke Bekehrung zu predigen, und behaltet das eine Ziel im Auge bei aller Amtstätigkeit und in jeder Predigt: Gott allein ist groß!« Als Gemeindepfarrer ging es ihm nicht darum, eine menschliche Organisation zu stützen und zu erhalten, sondern darum, daß Menschen zur Gemeinde des lebendigen Gottes hinzugetan wurden.

In einer Predigt am 1. Oktober 1933 hat Paul Kuhlmann Rückschau gehalten auf 25 Jahre Predigt- und Seelsorgedienst in seiner geliebten Gemeinde Gemarke. Er hat sich darin mit jenem Knaben aus Johannes 6, 9 verglichen, der angesichts einer Menschenmenge von 5000, die gespeist werden sollte, fünf Gerstenbrote und zwei Fische bei sich hatte. Was war das unter so viele? Und was besaß ein Großstadtpfarrer? Womit sollte er in Wortverkündigung, Besuchsdienst, kirchlichem Unterricht, Bekenntnis des Evangeliums in einer entchristlichten Öffentlichkeit und in mannigfaltigen andern Aufgaben wirkliche Speise des Wortes, wirkliches Brot des Lebens darreichen können? Kuhlmann bezeugte seinen wunderbaren Heiland, der weniges wunderbar segnen und vermehren kann. Zu seiner Verherrlichung bekannte er an jenem Tag: »Ich bin arm und elend, aber der Herr sorgt für mich . . . Unser Verhältnis läßt sich auf die einfache Formel bringen: Er gab – ich nahm.«

»Heiliget den Kirchenkampf!«

Wer wie Paul Kuhlmann die Parole ausgab: »Das Wort, nichts als das Wort, das ganze Wort!«, wer wie er den Totalitätsanspruch des lebendigen Gottes anmeldete – für den war die Weltanschauung des Nationalsozialismus keine Versuchung, dem konnte kein irdischer Führer und kein Gerede vom ewigen Deutschland imponieren. Von

Anfang an nahm Kuhlmann mit den andern tapferen Gemarker Pfarrern wie Paul Humburg und Karl Immer seinen Stand ein gegen die »Deutschen Christen«, den Vortrupp Adolf Hitlers in der evangelischen Kirche, und in den Reihen der Bekennenden Kirche. In Verkündigung und Schrifttum hat er immer klare Töne angeschlagen.

Vom »Glauben« war 1933 und in der ganzen nationalsozialistischen Zeit viel die Rede. Kuhlmann ließ nur den biblischen Heils glauben gelten: »Auch die Welt kennt eine Art von Glauben. Man glaubt an sich selbst, an Führerpersönlichkeiten, an das ewige Deutschland. Solcher Glaube ist menschlichen Ursprungs. Er ist in der Seele des Menschen entstanden und Ausdruck einer bestimmten inneren Haltung. Glaube im Sinne der Schrift aber ist immer Heils glaube, d. h. seligmachender Glaube. Er entsteht zwar im Herzen des Menschen, wird aber gewirkt durch den Heiligen Geist . . . Dieser Glaube ist als echt daran kenntlich, daß er mit einer inneren Gewißheit verbunden ist.«

Wie wurden Volkstum und Rasse damals verherrlicht, ja vergöttlicht! Kuhlmann hielt sich an das unveränderliche biblische Evangelium: »Wehe denen, die von diesem Inhalt etwas streichen oder ihm etwas hinzufügen wollen! Wehe denen, die den Inhalt dieses Evangeliums der Art, der Rasse, dem Volk angleichen wollen! Das Wort Gottes ist unbestechlich in seinem Urteil. Alle Menschen und auch alle Völker stehen unter dem Gericht und Fluch. Wenn ich also das Völkische in den Mittelpunkt meines religiösen Denkens stelle, be gebe ich mich damit auf eine Grundlage, die von Gott verflucht ist. Es steht geschrieben: »Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.« Das sind für wahr deutliche, kompromißlose Worte. In der damaligen Zeit so zu sprechen, das war nicht ungefährlich.

So entschieden Paul Kuhlmann den Kampf um die alleinige Geltung des Wortes Gottes und der Offenbarung in Christus mitkämpfte, er blieb immer der seelsorgerliche Mann, der auch Irrende nicht rasch aufgab, sondern um ihre Seele rang. Er warnte vor allem Fanatismus und gab die Losung aus: »Heiliget den Kirchenkampf!« Er stellte zur Herzens- und Gewissenerforschung im Kampfgewühl die Frage: »Kann alles das, was im kirchenpolitischen Kampf geredet worden ist, vor dem Urteil Jesu bestehen? Wie manches Wort ist in der Aufregung, wie manches mit Bitterkeit und im Haß gesagt worden! Dadurch wird Jesu Name ganz gewiß nicht geheiligt.«

Von den aus der Gefangenschaft in Babylon zurückkehrenden Juden wird berichtet, daß sie angesichts feindlicher Horden mit dem

Wiederaufbau Jerusalems begannen: »Mit einer Hand taten sie die Arbeit, und mit der andern hielten sie die Waffe.« Kuhlmann stellte dieses Bild aus dem Alten Testament in die Zeit des Geisterringens im Dritten Reich hinein: »Wir wollen dankbar sein für jeden, der in diesen bewegten, ernsten Zeiten das Schwert aus der Scheide gezogen hat zur Ehre des Herrn. Wir wollen aber darüber nicht vergessen, von der Kelle fleißig Gebrauch zu machen. Es ist ja auch nicht so, als ob Kelle und Schwert grundsätzlich einen Gegensatz bedeuten. Auch das Schwert ist ein Sinnbild des Wortes Gottes. Jerusalems Mauern werden mit dem Wort verteidigt und mit dem Wort gebaut. Das Wort muß es tun. Das Wort ist der Same der Wiedergeburt.«

Freund, Bruder, Vater

Neben seinem Großstadtpfarramt hat Paul Kuhlmann durch zwanzig Jahre das Amt des Präses in dem großen Gemeinschaftswerk der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland wahrgenommen. Das war eine folgerichtige Aufgabe, als aus dem Waffenstudenten der Gemeinschaftspastor geworden war. Kuhlmann war auch von ganzem Herzen Allianzmann: »So lange ich lebe, will ich nicht müde werden, die Einheit der Kinder Gottes zu bezeugen und dankbar zu bekennen: Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen.« Mit vielen Kreisen knüpfte er das Bruderband. Er selbst bejahte nach Gottes Führung in seinem Leben grundsätzlich die Volkskirche. In ihr trat er aber für die Sammlung derer ein, die mit Ernst Christen sein wollten. Darum hielt er sich zu den landeskirchlichen Gemeinschaften, von denen im rheinisch-westfälischen Raum, der ja in besonderer Weise sein Arbeitsgebiet war, viele der Evangelischen Gesellschaft angeschlossen waren. Überall wurde er geachtet und geliebt als Freund, Bruder und Vater in Christus.

Ein wichtiger Höhepunkt im Dienstleben der zahlreichen Prediger und Stadtmissionare, die im Dienst der Evangelischen Gesellschaft standen, waren die jährlichen Bibelkurse mit ihrem Präses in dem Erholungsheim »Hohegrete« bei Au an der Sieg. Das seelsorgerlich dargebotene, ganze untrügliche Wort Gottes prägte und bestimmte diese Tage. »Gottes Worte sind schöpferische Taten« – so sagte Kuhlmann von der dem Wort der Bibel innewohnenden geistlichen Kraft und Wirkung. Das spürten alle, die unter seiner Verkündigung Wasser und Brot des Lebens empfangen und neu zum Dienst zugerüstet wurden. Sooft der Präses konnte, suchte er auch die Arbeitsfelder der Brüder und einzelne Gemeinschaften auf. In Häusern und Familien trug er Freude und Last mit. In dienst-

liche und persönliche Schwierigkeiten hinein erklang öfter sein tröstendes Wort: »Lieber Bruder, der Christ nimmt alles ernst, aber nichts tragisch.«

Wie die Kirchengemeinde Gemark, so steuerte auch die Evangelische Gesellschaft für Deutschland in den Versuchungsjahren der nationalsozialistischen Herrschaft einen klaren Kurs. Das war zu einem guten Teil der gründlichen biblischen Unterweisung durch den Präses zu verdanken. Einmal verlangte die Geheime Staatspolizei (Gestapo), daß man sich von Kuhlmann, weil er »parteilich nicht zuverlässig sei«, zu trennen habe. Missionsinspektor Johannes Classen stellte die 60 Missionsprediger vor folgende Wahl: »Stimmt ihr dem Verlangen der Gestapo zu, daß wir unsern Präses gehen lassen, dann bleibt ihr weiter im Dienst. Lehnt ihr aber das Verlangen ab, dann kann es sein, daß ihr morgen arbeitslos und entlassen auf der Straße steht. Was soll nun geschehen?« Wie ein Mann antwortete die Schar der Prediger: »Wir stehen hinter unserem Präses und machen kein Zugeständnis an die Geheime Staatspolizei.« Gottes Gnade wirkte es, daß vor diesem einmütigen Bekenntnis die Nationalsozialisten den Rückzug antraten. Auch so etwas geschah je und dann im Dritten Reich.

Wenn durch den Dienst der Brüder in Evangelisationen oder in der Stille von Bibelbesprech- und Gebetsstunden sich Menschen bekehrten, dann freute sich der Bruder Präses von Herzen mit. Genauso durfte man ihm aber auch von Lasten und Kämpfen berichten, und er trug sie innerlich mit. Als für ihn die Zeit der letzten schweren und schmerzhaften Krankheit anbrach, interessierte er sich immer noch für Wohl und Wehe des Werkes. Einmal erfuhr er von der Rückkehr eines Predigerbruders aus Rußland. Über der ihm damit zuteilgewordenen Freude vergaß er buchstäblich sein eigenes Leiden. Als die irdische Leibeshütte immer mehr zerfiel, hörte ein Freund ihn flüstern: »Die Sehnsucht nach der ewigen Heimat wird stärker und größer.« Nicht lange danach war Paul Kuhlmann daheim bei seinem Herrn.

Arno Pagel

Ernst Christoffel



Geb. 4. 9. 1876 in Rheydt (Rheinland). Besuch der evangelischen Predigerschule in Basel. 1904–1907 Leiter eines Heimes für armenische Waisenkinder in Siwas in der Türkei. 1908 bis 1919 Arbeit im Blinden- und Behindertenheim Bethesda in Malatya (Kurdistan). Ausweisung aus der Türkei. »Wartezeit« in Deutschland, u. a. Mitarbeit in Lobetal bei Berlin, einer Zweigkolonie der Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel. 1925 wieder in der Türkei, dort aber keine Arbeitsmöglichkeit mehr. Beginn der Blindenarbeit in Persien, zunächst in Täbris. 1928 Ausdehnung

der Arbeit nach Isfahan. Tapfere Weiterarbeit auch in den ersten Jahren des Zweiten Weltkrieges. 1943 Internierung, 1946 Entlassung in Deutschland. 1951 zurück nach Persien. Dort gest. 23. 4. 1955.

Als »Freimissionar« in die Türkei

Nach seiner Bekehrung stand es für Ernst Christoffel fest, daß sein Leben mit aller Zeit und Kraft dem Dienst des Herrn gehören solle, der ihm die Vergebung der Sünden und die Gotteskindschaft geschenkt hatte. Zunächst brachte er diesen frohen Diensteifer in den Jugendbund für entschiedenes Christentum (EC) ein, den er in seiner Heimatstadt Rheydt hatte begründen helfen. Früh richteten sich seine Blicke dann auf den Orient, den Nahen Osten.

Nach der Beendigung seiner theologischen Ausbildung in Basel und einer kurzen Hauslehrerzeit in Zürich folgte er einem Ruf des Schweizerischen Hilfskomitees für Armenien und übernahm für drei Jahre die Leitung eines Waisenhauses in der Türkei. Dort trat bald die Not der Blinden in sein Blickfeld, und der Entschluß reifte in ihm, fortan sein Leben in den Dienst der Lichtlosen, dieser Ärmsten der Armen, zu stellen. Aber keine der Missionen, die im Nahen Osten arbeiteten, zeigte sich bereit, ihn für eine solche Aufgabe zu übernehmen. Da wagte er den Schritt zum Freimissionar, was auch manche wohlmeinende Freunde als Leichtsinn abstempelten. Doch

bekannte sich auch eine Schar von Betern und Spendern zu ihm.

Zusammen mit seiner Schwester Hedwig baute Ernst Christoffel in der Stadt Malatia, nicht weit vom Oberlauf des Euphrat, zunächst in einem gemieteten Hause eine Heimfamilie aus Blinden, Körperbehinderten und Waisenkindern auf. Diese zählte nach einigen Wochen schon fast 60 Glieder. Mit dem Anschauungsunterricht des praktischen Christentums sollte der für Christus und sein Evangelium so verschlossenen Welt des Islams der durch die Liebe tätige Glaube gezeigt werden. Die Arbeit wuchs und fand bald auf einem käuflich erworbenen Grundstück ihre Heimstatt. Christoffel wollte auf einer Reise nach Deutschland, die er im Sommer 1914 antrat, die Missionsfreunde für weitere Hilfe und Fürbitte gewinnen. Er wurde vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges überrascht, ruhte aber nicht, bis er 1916 in die militärisch mit dem Deutschen Reich verbündete Türkei zurückkehren konnte. Dort traf er den größten Teil der Heimfamilie nicht mehr lebend an. Viele waren verschleppt und erschlagen worden, andere verhungert und an Seuchen gestorben. Bald drängten sich in Bethesda 240 flüchtige und verfolgte Christen aus dem armenischen Volk zusammen. Ihnen vor allem galt in den nächsten schweren Jahren Christoffels Liebe und Fürsorge. Er konnte manches gefährdete Leben retten helfen und der Predigt des Evangeliums, die sonst im ganzen Lande verstummt war, eine Stimme geben.

Mit dem deutschen Zusammenbruch im Herbst 1918 vollzog sich auch der türkische. Sämtliche Deutsche, auch Missionare, hatten das Land zu verlassen. Ende Juni 1919 betrat Christoffel in Bremerhaven heimatlichen Boden. Als 1924 die Rückkehr in die Türkei möglich wurde, war er einer der ersten, die wieder ausreisten. Nach einem kurzen hoffnungsvollen Zwischenspiel zeigte sich aber, daß die aus der Katastrophe entstandene neue Türkei eine christliche Liebesarbeit wie die von Christoffel getane (deren offizieller Name lautete inzwischen »Blindenmission im Orient«) nicht wollte. Im Iran (Persien) tat sich eine neue Tür auf.

Unter des Heilands Lieblingen in Persien

Mit drei weiteren Missionsarbeitern traf Christoffel 1925 in Täbris, der Hauptstadt der persischen Provinz Aserbeidschan, ein. Er schreibt über diesen Neubeginn: »Die Blindenfürsorge war für Persien etwas Neues, und die Tatsache, daß Deutsche gekommen waren mit der Absicht, persische Blinde zu betreuen, war für mohammedanisches Denken unglaublich. So mußten wir uns die verschie-

densten Auslegungen unserer Absichten gefallen lassen. Einige hielten uns für verkappte Bolschewisten. Andere glaubten, da wir vorgaben, die Blinden ein Handwerk zu lehren, wir wollten uns durch die Arbeit der Blinden bereichern. Andere zweifelten an unserem gesunden Menschenverstand, da wir behaupteten, die Blinden lesen und schreiben zu lehren. Es hat Jahre gedauert, ehe die Vorurteile – wenigstens teilweise – überwunden wurden.« In der Verleumdung der neuen Arbeit tat sich besonders die islamische Geistlichkeit hervor. Die Beschuldigungen verstiegen sich bis zu der grotesken Behauptung, daß die blinden Kinder von den Ausländern geschlachtet und gegessen würden!

Täbris blieb nur eine Zweigstation für die Blindenarbeit. Das eigentliche Zentrum entstand in der Stadt Isfahan. Der inzwischen 52 Jahre alte Christoffel mußte sich erneut auf die Schulbank setzen und intensive persische Sprachstudien treiben. Bisher war er mit Türkisch und Armenisch ausgekommen. Der Ort gemieteter Heime mußte zunächst immer wieder gewechselt werden. So sehr die Not der Blinden die Herzen der Missionare ansprach, so wurden doch auch Niemandskinder und Taubstumme, Krüppel und Geistesgestörte aufgenommen. Christoffel hat diese Vielfalt einleuchtend begründet: »Von Anfang an war ein Punkt des Programms unserer Arbeit, daß kein Hilfsbedürftiger von unserer Tür weggewiesen werden dürfte. Wer in islamischen Ländern ein Zeugnis von der allumfassenden Liebe Gottes ablegen will, der darf sich und kann sich nicht nur auf ein Spezialgebiet beschränken.«

Bis in den Zweiten Weltkrieg hinein konnte die Arbeit in Persien mit einer sich langsam vermehrenden Mitarbeiterschar getan werden. Im August 1943 wurde Christoffel verhaftet. Die Zeit seiner Internierung verbrachte er in acht verschiedenen Lagern in Iran, im Irak, in Ägypten und Deutschland.

Am 5. Juni 1946 gewann er seine Freiheit wieder. Mehr als vier Jahre des »tätigen Wartens« folgten. Für Kriegsblinde entstand in Nümbrecht im Oberbergischen eine Heimstätte. Die Liebe der Missionsfreunde wurde durch Berichte und Missionsvorträge wachgehalten. Und dann durchschritt der inzwischen fast Fünfundsiebzighährige im Januar 1951 noch einmal eine vom Herrn der Mission geöffnete Tür und brach aufs neue nach Persien auf. Dort vollendete sich dann 1955 ein Leben, das durch 50 Jahre hindurch dem einen Ziel geweiht war: Blinden und andern Elenden des Orients, diesen »Lieblingen des Heilands«, in Wort und Tat die Liebe Gottes in Jesus Christus nahezubringen.

»Die Liebe Christi dringet uns«

Ernst Christoffel hat sich zeit seines Lebens in derselben Lage befunden, der sich alle Mission unter Moslems bis heute gegenüber sieht: Große zahlenmäßige Erfolge sind nicht zu berichten. Die eigentliche Wortpredigt war und ist noch heute in vielen überwiegend islamischen Ländern verboten. Auf den Übertritt zum Christentum stand lange Zeit die Todesstrafe. Aber Christoffel hat doch auch Siege des Evangeliums erfahren. Hören wir seine eigenen Worte:

»Wir haben einige Hundert Blinde, verachtete, mißhandelte Menschen mit scheinbar erstorbenen Seelen, hinführen dürfen zu ihrem großen Freund Jesus und haben gesehen, wie diese Enterbten frohe und glückliche Menschen geworden sind. Dann haben wir der Umgebung einhämmern können die Wahrheit vom unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele. Über der Eingangstür unseres Heimes in Malatia standen mit großen Lettern in türkischer, armenischer und deutscher Sprache die Worte: ›Gott ist Liebe.‹ Das mußte jeder sehen, der uns besuchte. Und bei denen, die uns besuchten, wurde häufig die Frage lebendig: ›Warum tun Sie das? Warum wenden Sie sich an solche, die wir nicht für Vollmensen halten?‹ Und wenn diese Fragen Worte fanden, dann durften wir bekennen: ›Die Liebe Christi dringet uns.‹ Zahlenmäßiger Erfolg? In den Stammländern des Islams ist dieser noch nicht groß. Man soll in der Mohammedanermision die Erfolge nicht zählen, sondern wägen. Jeder Christ gewordene Blinde lockert einen Stein in der noch unerschütterten Mauer des Islams.«

Der Islam ist seinem Wesen nach eine Religion ohne Nächstenliebe. Darum waren und sind z. B. in den von ihm beherrschten Ländern die Blinden Ausgestoßene. Ihr Schicksal ist von Allah über sie verhängt. Warum sich um sie kümmern? Ein Gespräch Christoffels mit einem blinden Waisenjungen soll uns die elende Lage solcher Geschöpfe an der Schattenseite des Daseins verdeutlichen:

»Wie lange bist du schon blind? – Ich weiß es nicht. Ich habe das Licht nie gesehen. – Wovon lebst du? – Ich sammle ein (d. h.: Ich bettle). – Bekommst du immer genügend, um satt zu werden? – Nein, oft gehe ich hungrig schlafen. – Was tust du dann, mein Junge? – Nichts, ich weine nur. – Wo legst du dein Bett hin? – Ich habe kein Bett. – Wie schläfst du denn? – Am Boden. – Tut man dir, wenn du bettelst, nichts zuleide? – Manche Leute schimpfen und fluchen, wenn ich komme. Die Kinder werfen mich oft mit Steinen. – Was tust du dann, mein Junge? – Ich weine. Oft werfe ich aber Steine zurück oder Erde, oder was ich sonst zu fassen kriege. Dann

lachen die Kinder. Wenn ich sehr zornig werde, dann verfluche ich sie. – Hat dich denn niemand lieb? – Ich verstehe nicht, was du sagst. – Ich meine, sagt niemand einmal zu dir: Mein lieber Junge? – Nein, zu mir sagt man ganz anders. – Was denn? – Zu mir sagt man: Du Hund, du blinder Hund, du Sohn eines Hundes! – Ist niemand, der dich einmal in den Arm nimmt, dir die Wange streicht oder die Stirne küßt? – Nein, das hat noch nie einer getan.«

Wenn dann solch ein Junge oder junger Mann zum erstenmal in seinem Leben in Christoffels Blindenheim von Liebe umgeben wurde, dann begab sich immer wieder das Wunder einer erwachenden Seele. So geschah es z. B. mit Chatschik. Als er ins Heim kam, war sein Gesichtsausdruck stumpf wie der eines Tieres, seine Sprache fast nur ein Lallen. Jeder, der die Verhältnisse, in denen ungezählte Blinde im Orient leben, nicht in Betracht zog, mußte ihn für schwachsinnig halten, für einen, der durchaus nicht bildungsfähig war. Ganz allmählich, für jemanden, der ihn nicht scharf beobachtete, unmerklich, trat bei ihm eine gänzliche Umwandlung ein. Er begann an den Leiden und Freuden seiner Umgebung Anteil zu nehmen. Schließlich folgte er mit innerer Anteilnahme dem Religionsunterricht. Mancher dieser Blinden und Krüppel ist nicht nur zum Leben der Seele erwacht, sondern zum Glauben an Jesus Christus und damit zum eigentlichen, ewigen Leben geführt worden.

»Ich bleibe hier, ich werde Christ«

Nicht nur unter den blinden und andern behinderten Heimbewohnern erlebte Christoffel die rettende und erneuernde Macht des Herrn. Auch unter seinen Mitarbeitern, die meist aus islamischer Umgebung stammten, sah er die Gnade wirken, obwohl oder gerade weil er sich hütete, ständig wortreich zur Bekehrung zu drängen. In der Geschichte von Ali Kule sah er die rechte, normale geistliche Entwicklung sich vollziehen, wie er sie sich für alle seine Hausbewohner ersehnte und erbat. Lassen wir ihn erzählen:

»Ali Kule wuchs immer mehr hinein in eine Vertrauensstellung, und er wurde einer unserer besten Mitarbeiter. Dann kam eine Zeit, da schien er verändert. Er ging gedrückt umher. Zwar erfüllte er noch seine Pflichten, aber ohne die alte Freudigkeit. Eines Tages erklärte er mir, fortgehen zu müssen. Nach den Ursachen gefragt, sagte er: ›Wenn ich bleibe, muß ich ein Christ werden.‹ Ich sagte ihm: ›Du irrst. Habe ich jemals einen Zwang ausgeübt, habe ich nicht vielmehr dir völlige Freiheit gelassen? Du weißt doch, daß bei uns keiner gezwungen wird, Christ zu werden.‹ Er: ›Das weiß ich

alles, aber ich kann nicht bleiben, ich muß gehen.« Er war tief bewegt und weinte. Es war mir klar, daß Gottes Geist am Werke war und von ihm die letzte Entscheidung forderte. Ich schlug ihm dann vor, nichts zu überstürzen. Er solle sich die Angelegenheit überlegen, und, wenn er nach 14 Tagen auf seinem Entschluß zu gehen bestehen würde, wollte ich ihm nichts in den Weg legen.

Wir wußten, beharrte Ali Kule auf seinem Entschluß, dann war er, menschlich gedacht, für die Nachfolge Christi verloren. Schon lange war seine Familie bemüht, ihn von uns wegzunehmen mit Drohungen auf Enterbung, mit Versprechungen, man wolle ihm eine reiche Frau besorgen, und mit ähnlichen Mitteln. Wir taten das, was in solchen Fällen allein möglich ist. Wir brachten ihn im Gebet täglich vor den Herrn.

Die vereinbarte Frist ging vorbei. Wie würde er sich entscheiden? Würden wir ihn verlieren müssen? – Ich saß in meinem Studierzimmer, sinnend und wartend, was er beschließen würde. Es klopfte. Auf mein »Herein« kam Ali Kule. Schon ehe er etwas sagte, wußte ich die Antwort. Sie stand auf seinem Gesicht geschrieben. Sie lautete: »Ich bleibe hier, ich werde Christ.« Das war ein hoher Tag für unser Haus.

Ali Kules Entscheidung erwies sich als eine radikale Wendung, die auf andere nacheifernd wirkte. Daß ihn die eigene Mutter verfluchte, nahm er als ein Stück der Schmach Christi, die es zu tragen galt, auf sich.«

Aussprüche von Ernst Christoffel

Die Stellung jeder Mission ist eine solche unter dem Kreuz. Ist sie es nicht, dann hat sie ihren missionarischen Charakter verloren, dann ist sie zivilisatorische Arbeit geworden.

Der Weg der Blindenmission ist das Zeugnis des Glaubens, der durch die Liebe tätig ist.

Die Tat der Liebe ist die Predigt, die jeder versteht und die das Feuer entzünden muß.

Ich weiß, daß die Missionsarbeit an sich keine Ewigkeitsdauer hat. Auch sie unterliegt dem Stückwerk. Aber trotzdem glaube ich, daß sie Ewigkeitswerte schafft auch da, wo wir kurzsichtigerweise glauben, vergeblich gearbeitet zu haben.

Missionsdienst kann eine Kette von Enttäuschungen sein, er bringt Entbehrung, Demütigung und Vereinsamung mit sich. Andererseits ist er höchste Bevorzugung und birgt den Lohn in sich selbst, denn er läßt Gottes Wunder schauen.

Ich habe im Laufe der Geschichte der Blindenmission mehrmals vor dem Nichts gestanden. Jedesmal hat der Herr Gnade gegeben, an seinem Auftrag nicht zu zweifeln.

Trotz allem Schweren kann ich meine Einstellung nicht anders ausdrücken als durch das Bibelwort: »Mir ist das Los gefallen aufs Lieblichste, mir ist ein schön Erbteil geworden.«

In die Weite

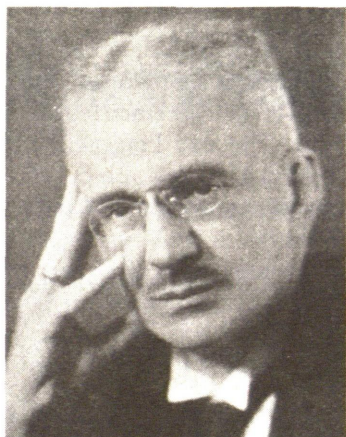
Die Christliche Blindenmission im Orient, die nach dem Heimgang von Ernst Christoffel in Christoffel-Blindenmission umbenannt wurde, blieb zu den Lebzeiten ihres Gründers und noch darüber hinaus eine verhältnismäßig kleine Pflanze des evangeliumsgemäßen Dienstes an kranken und christuslosen Menschen. Allerdings ging schon immer die Bedeutung ihres beispielhaften Wirkens weit über die bescheidene zahlenmäßige Statistik hinaus.

Inzwischen hat sich die Lage gründlich verändert. Die Arbeit der CBM beschränkt sich gegenwärtig nicht mehr auf einige islamische Länder im Nahen Osten. Gott hat ihr vielmehr eine weite Tür aufgetan. In 42 Ländern Asiens und Afrikas werden 52 Blindenschulen mit 3700 Kindern sowie rund 140 augenmedizinische Arbeiten (mit 2070 ständigen Hospitalbetten) unterhalten. 40 entsandte Missionskräfte sowie 100 einheimische Augenärzte, Blindenlehrer und Krankenschwestern stehen im vollzeitlichen Einsatz auf dem Missionsfeld. Allein in einem Jahr erlangten 36000 blinde Männer, Frauen und Kinder das verlorene Augenlicht zurück. Zugleich hörten sie das Evangelium von der Liebe Gottes in Jesus Christus, der das Licht der Welt ist.

Diese ausgedehnte Arbeit geschieht weiterhin auf den Grundlagen, die Ernst Christoffel in seinem langen mühevollen Dienst voll Glauben und Liebe gelegt hat.

Arno Pagel

Paul Le Seur



Geb. 18. 7. 1877 in Berlin. 1896 als Student der Theologie durch Oberförster Eberhard von Rothkirch zu Jesus geführt. Hilfsprediger in Posen. 1905 Inspektor der Berliner Stadtmision, zugleich Mitarbeiter im CVJM, und als solcher Gründer der »Freien Jugend«. 1925–1933 Leiter der Jugendhochschule Hainstein bei Eisenach, verbunden mit einer Jugendherberge. Danach freier Evangelist und »Geistlicher Berater« und Dozent an der Bibelschule der Morgenländischen Frauenmission in Berlin-Lichterfelde. Gest. 13. 3. 1963.

Es war im Jahre 1932. Auf einer Wanderung durch den Thüringer Wald kam ich zur Jugendherberge »Haus Hainstein«. Alle wurden eingeladen zu einer Abendveranstaltung mit dem Thema: »Der Hausvater Paul Le Seur erzählt aus seinem Leben.« In einem abgetragenen Sportanzug saß er unter hundert jungen Männern. Es ging mir, dem ernstesten Siegerländer Pietisten, fast zu humorvoll zu. Es wurde viel gelacht. Unter den Zuhörern waren auch manche Atheisten. Am Schluß des Abends versuchte Paul Le Seur noch einmal allen klar zu machen: Das Evangelium von Jesus Christus ist eine frohmachende Botschaft.

Zu Jesus geführt

Paul Le Seur entstammte einer Hugenottenfamilie. Die Eltern waren krank und arm, so daß er die Kosten für sein Theologiestudium selbst verdienen mußte. Die sein Leben entscheidende Begegnung mit Eberhard von Rothkirch wollen wir uns von ihm selber erzählen lassen:

»An einem Januarabend 1896 kam ich am Hause des Christlichen Vereins Junger Männer in der Wilhelmstraße in Berlin vorbei. Ob ich da nicht Freunde finden könnte? Ich ging hinein, aber es war ge-

rade ›nichts los‹. Eben wollte ich enttäuscht weggehen, als ich dem Manne begegnete, der ein vor vielen gesegneter Seelsorger junger Männer war, dem Oberförster, späteren Forstmeister a. D., Eberhard von Rothkirch. Ich hatte nie von ihm gehört. Seitdem weiß ich, daß es Führung gibt.

Nach wenigen Tagen habe ich zum ersten Male im Leben von ihm das Geschenk eines seelsorgerlichen Gesprächs empfangen. Eine Frage von ihm hat mich nicht losgelassen: ›Haben Sie einen lebendigen Heiland?‹ Ich murmelte etwas wie ›Tja‹ mit Fragezeichen. ›Denken Sie einmal, Sie wären verlobt, und ich fragte, ob Sie eine Braut haben. Würden Sie dann ein so unsicheres Ja sagen? Wenn Sie den Heiland hätten, wüßten Sie es!‹

Gab es etwas, wovon ich bisher überhaupt nichts geahnt hatte? Bald saß ich wieder bei ihm, und abermals kam eine Frage mit Widerhaken: ›Lesen Sie täglich in der Heiligen Schrift?‹ Ich wies auf die Vorlesungen hin. Aber so hatte er es nicht gemeint. ›Lesen Sie täglich in der Bibel zu Ihrer persönlichen Erbauung? Denken Sie wieder, Sie wären verlobt und hätten Ihre Braut sehr lieb, aber sie wohnte auswärts und schriebe Ihnen täglich. Würden Sie ihre Briefe lesen? Würden Sie es aus wissenschaftlichem Interesse tun, etwa um Stil, Rechtschreibung usw. zu prüfen?‹ Ich lachte: ›Die Briefe meiner Braut würde ich doch lesen, um sie besser kennenzulernen, ihre Wünsche zu erfahren, kurz, um immer innigere Gemeinschaft mit ihr zu haben!‹

›Der Brief Ihres Gottes liegt an jedem Morgen auf Ihrem Tisch. Lesen Sie die Bibel, um ihn besser kennenzulernen, seinen Willen zu erfahren und immer innigere Gemeinschaft mit ihm zu haben!‹ – Er lud mich ein, dem CVJM beizutreten.«

So kam Paul Le Seur in die Jungmännerarbeit. Rothkirch führte ihn in eine lebendige Gemeinde junger Christen, die unter dem rechten und notwendigen Dreiklang stand: Gottes Wort, Gebet und Dienst. Und bald war auch er ein heilsgewisser Jünger Jesu, den die Liebe von Golgatha überwunden hatte und dessen Leben fortan Dank für diese Liebe war.

In Jesu Dienst gestellt

Nach seinem Studium arbeitete Paul Le Seur zunächst in einem freien Reichgotteswerk in Mecklenburg mit. In dieser Zeit hatte er einmal in Rostock eine Versammlung zu leiten, in welcher der bekannte Hofprediger Adolf Stoecker sprach. Dieser muß den jungen

Mann in sein Herz geschlossen haben; denn er rief ihn später in die Mitarbeit der Berliner Stadtmission, die er gegründet hatte. Zuvor aber kam Le Seur in sein erstes kirchliches Amt als Hilfsprediger in Posen. Dort wurde er am 12. 6. 1904 ordiniert. Dabei wurde ihm die Frage vorgelegt: »Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieb?« Auf sein klares, freudiges Ja folgte das Ordinationswort: »Weide meine Schafe!« Der Herr Jesus sagt »meine« – nicht deine! – Schafe! Das ist Paul Le Seur für sein ganzes Leben eingepägt geblieben.

1905 kam Stoeckers Ruf. 20 Jahre lang war Le Seur Inspektor der Berliner Stadtmission. Es war Stoeckers Anliegen, die Kraft des Evangeliums auch in das öffentliche Leben zu tragen. Seine Stärke bestand darin, Tiefe und Einfachheit zu echter Volkstümlichkeit zu einen mit dem hohen Ziel: Menschen auf Jesus zu weisen und zu Jesus zu führen. Das war auch der Wunsch und das Ziel bei aller Verkündigung von Paul Le Seur.

Während dieser nach dem Heimgang von Stoecker in der Stadtmissionskirche unter der sogenannten Stoeckerkanzel viele gebildete Menschen, auch aus dem Adelsstand, als Zuhörer hatte, bedrückte ihn täglich die Not der Armen und Elenden. Er wurde der Mitbegründer der Mitternachtsmission und Gründer der »Freien Jugend«, eines missionarisch geprägten Jugendwerkes im Arbeiterviertel Berlin-Neukölln. In einem großen Haus versammelten sich regelmäßig Hunderte von Männern und jungen Männern, denen Paul Le Seur geistlicher Vater und Berater war.

Auf dem Hainstein

Aus seiner gesegneten Arbeit in Berlin wurde Paul Le Seur nach Eisenach berufen. Etwa 100 Meter über der Stadt, auf halber Bergeshöhe, unterhalb der Wartburg, liegt ein hohes Haus mit Nebengebäuden in einem großen Park: der Hainstein. Hier entstand eine evangelische Jugendheimstätte.

Warum diese Jugendhochschule? Paul Le Seur berichtet darüber: »In meinem Dienst an jungen Männern hatte ich immer zweierlei beobachtet: unter den »Gegnern« gab es Prachtkerle, die das Evangelium ablehnten, weil sie es nur verzerrt kannten; und unter unseren Treuen standen nur allzu viele deren Anliegen verständnislos gegenüber. Oft hatte ich gewünscht, die Besten aus beiden Lagern irgendwo für längere Zeit zusammenführen zu können – unter dem Evangelium! Jetzt war mir die Möglichkeit geboten, junge Männer aus verschiedenen politischen und weltanschaulichen La-

gern zusammenzuführen, um in freiem Gedankenaustausch längere Zeit gemeinsam zu leben. Wagen durfte ich das nur im Glauben an die Macht des Evangeliums. Wir wollten an unserem Platz mitbauen an der Brücke zwischen Evangelium und Proletariat. Unerläßliche Voraussetzung war dabei, daß jeder in seiner Art ernst genommen und parteipolitische Beeinflussung unbedingt ausgeschlossen wurde.«

Viele Briefe – auch von Kirchenführern – wurden Paul Le Seur zugesandt. Alle beglückwünschten ihn zu dem neuen herrlichen Dienst. Er erzählte uns einmal davon und sagte: »Aus aller Welt kamen die Glückwünsche.« Nur ein Brief hatte eine andere Tonart. Der Jugendpfarrer Wilhelm Busch in Essen schrieb: »Lieber Paul Le Seur! Mein Wunsch ist, daß Gott Dir viel Kraft gibt, die großen und vielen Enttäuschungen zu überstehen!«

Nun, Enttäuschungen blieben nicht aus. Doch Gott schenkte auch viele Freuden und Segnungen. Paul Le Seur erlebte Wunder verwandelter Menschenherzen. Nur ein von ihm erzähltes Beispiel: »Als ich einen Hamburger Metallarbeiter einlud, im Winter bei uns zu bleiben, fuhr er auf: ›Ich bin Kommunist und aus der Kirche ausgetreten!‹ – ›Danach habe ich dich ja nicht gefragt. Möchtest du dich nicht einmal gemeinsam mit uns mit der christlichen Botschaft beschäftigen?‹ Er blieb und tut heute einen besonders gesegneten Dienst als Pastor.«

Viele bedeutende Männer kamen zu Vorträgen und bereicherten den Unterricht. So sprach einmal der Dean (Dekan) Bell, der spätere Bischof von Chichester (England) am Hainstein. U. a. sagte er: »Es gibt eine leidende, eine streitende und eine triumphierende Kirche. Aber wir brauchen auch eine lernende Kirche. Und der Hainstein ist eine Stätte, wo die Kirche etwas lernen kann.«

Es herrschte ein blühendes, munteres Leben auf dem Hainstein – bis Hitler kam. Pastor Samuel Keller, der bedeutende Evangelist, der die Volksmassen zu fesseln wußte, hatte schon in Berlin Paul Le Seur den Rat gegeben, als freier Evangelist durch die Lande zu ziehen. Jetzt war ihm die Möglichkeit dazu gegeben.

Mancherlei Reisen

Mit dem Apostel Paulus konnte auch Paul Le Seur sagen: »Ich bin oft gereist« (2. Kor. 11, 26). In 25 Ländern der Erde hat er Gottes Wort verkündigt. Oft war dies nur durch einen Dolmetscher möglich. Achtmal war er in England, einige Male in Rußland. Auf seiner

Reise 1936 nach Indien zur Weltkonferenz des CVJM geriet er an den Rand des Grabes. Nach dem glänzenden Empfang durch einen Maharadscha (Großfürst), der bei manchen als der reichste Mann der Welt galt, und einigen wundervoll gesegneten Konferenztagen wurde Paul Le Seur schwer krank.

Zehn lange Wochen lag er an der Amöbenruhr im Regierungshospital in Maissur (Südindien). Der dortige leitende Arzt schrieb später an das Tropengenesungsheim in Tübingen: »In meiner dreißigjährigen Praxis ist das der schwerste Fall gewesen.« Dem Tode ganz nahe, wußte sich Paul Le Seur dennoch ganz geborgen in Gottes Hand. Er schreibt von dieser so schweren Zeit: »Ein kurzes Gebet hat mich getragen: ›Du bist bei mir!‹ An meinen Namen konnte ich mich nicht mehr erinnern, so schwach war ich. Aber der Name ›Jesus‹ hat mir hell geleuchtet.« Gott hat ihn genesen lassen. Er konnte wieder das Evangelium verkündigen.

In manche Stadt ist Paul Le Seur sehr oft gerufen worden. In Stuttgart hielt er von 1908 bis 1944 jedes Jahr eine Vortragswoche. Hier war er innerlich »daheim«. Bei den Schwaben fühlte er sich sehr wohl, und wie ein »Vater« wurde er von vielen verehrt. Mit dem Generalsekretär des CVJM Wilhelm Elsässer, mit Rektor Christian Dietrich, dem Vorsitzenden der »Altpietistischen Gemeinschaften«, mit dem Grafen Zeppelin und vielen anderen im Schwabenland war er eng befreundet.

Der Lebensabend

Seit dem Jahre 1913 gab Paul Le Seur ein viel beachtetes und gern gelesenes Blatt heraus: »Der Hochweg« (mit dem Untertitel: Ein Monatsblatt für Leben und Wirken). Auch manche wertvolle Bücher mit hohen Auflagen entstammen seiner Feder. Die Theologische Fakultät der Universität Greifswald verlieh ihm die Würde eines Doktors der Theologie ehrenhalber. Dies war ihm, wie er bekannte, eine beschämende Freude, aber doch auch für den Dienst eine Stärkung nach außen hin. Als ihm der Reisedienst seines Alters wegen nicht mehr möglich war, diente er in Berlin der Stadtmission und den Gemeinschaften mit Vorträgen und Bibelstunden. An der Bibelschule der Morgenländischen Frauenmission in Berlin-Lichterfelde war er Dozent und »Geistlicher Berater« bis kurz vor seinem Heimgang. Im Rollstuhl ließ er sich zuletzt noch hinfahren, wie mir die Leiterin, Frau Oberin Katharina Schubert, an einem Jahresfest erzählte.

Vielen, die Paul Le Seur in Predigten und Vorträgen gehört haben,

hat es sich tief eingeprägt, wie er nach der Textverlesung stets dasselbe kurze Gebet sprach: »Vater, verherrliche *deinen* Namen! Amen.«

Im Rückblick auf sein langes Leben hat Paul Le Seur gern und oft mit dem Liederdichter Woltersdorf bezeugt:

Wenn ich mich selbst betrachte,
so wird mir angst und weh;
wenn ich auf Jesus achte,
dann steig' ich in die Höh'.
Dann freut sich mein erlöster Geist,
der durch das Blut des Lammes
gerecht und selig heißt.

Auf dem Neuen Friedhof in Potsdam stehen auf seinem Grabstein die Worte, die sein Herr und Heiland Jesus Christus gebetet hat:

»Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, auf daß sie meine Herrlichkeit sehen«
(Joh. 17, 24).

Adolf Wunderlich

»Funken – Worte an junge Menschen«

Unter den Büchern, die Paul Le Seur uns hinterlassen hat, trägt eins den Titel »Funken – Worte an junge Menschen«. Er hat sich sein Leben hindurch gern und viel um junge Menschen gekümmert und ist ihnen Rufer zu Jesus gewesen. Wir fügen aus dem genannten Buch einige Auszüge an.

Ist der Mensch gut?

Wir brauchen nicht weit zu suchen. Das nächste Beobachtungsfeld ist unser eigenes Herz. Jeder kann den Versuch machen, der ihm völlige Klarheit über diese Frage gibt. Beschließe einmal, eine Woche lang wirklich gut zu sein, aber tue es mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit gegen dich selbst. Sei ganz rein in Wort, Tat und Phantasie! Sei ganz gerecht gegen alle, ganz ritterlich gegen deine Mutter, deine Schwester und alle, die dir begegnen, ganz treu in der Pflichterfüllung, ganz wahrhaftig im Wort und im Sein, ganz gütig in der Gesinnung und in der Tat, ganz frei von der Ichsucht, ganz Liebe! Du wirst bald ein dickes Fragezeichen hinter jenes Wort vom Gutsein des Menschen setzen!

Aber du wirst auch noch etwas anderes spüren. Der Mensch ist nicht gut, aber er kann es nimmermehr vergessen, daß er geschaffen ward, gut zu sein! Und nun spürt er's an der leidvollen Spannung zwischen dem Sein und dem Soll in seiner Seele, daß irgendein Verhängnis auf uns lastet. Wir bäumen uns dagegen auf, aber wir können es nicht meistern.

Ein weiser Mann hat das tiefe Wort gesprochen: »Humanität ohne Divinität wird zur Bestialität.« Das heißt auf deutsch: Wenn sich der Mensch von Gott loslöst, sinkt er auf die Stufe des Raubtieres herab. Haben nicht unsere Jahre erschütternde Beispiele für die Wahrheit dieses Wortes gegeben?

Aber wir können aus der Erfahrung ungezählter Menschen die Frohe Botschaft künden: Einer ist da, der die Macht und den Willen hat, jeden, der sich ihm anvertraut, aus diesem Verhängnis zu erlösen, so daß der Gottesfunke, der in ihm liegt, zum starken Feuer wird und, je länger je mehr, das Gemeine, Unedle verzehrt. In der Nachfolge Jesu, in dem neuen Leben, das er den Menschen schenkt, wird das Gottesbild in uns in stillem Werden wiederhergestellt. Wir heben an, zur Güte zu reifen, wenn auch hienieden noch die Vollendung fehlt. Sie kommt danach.

Auf dem Rigi

Eine kleine Schar von Menschen stand auf dem schönen Schweizer Berg, versunken in das wunderbare Schauspiel des Sonnenuntergangs. Aber als das letzte Rot über den Bergen und dem See verglomm und alle Farben im Grau der Nacht starben, legte sich ein dumpfes Schweigen über die Menschen. Ist das nicht ein Sinnbild unseres Daseins? Heute glüht alles in den Farben des Lebens, aber morgen! – Morgen kommt der Tod . . .

Da brach ein alter Mann, der etwas abseits stand, die bange Stille. Mit bewegter Stimme rief er der gesunkenen Sonne nach in die Nacht hinein:

»Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
die Nacht, des Tages Feind.
Fahr hin, ein' andre Sonne,
mein Jesus, meine Wonne,
gar hell in meinem Herzen scheint.«

Nur selig?

Hat der Meister die Seinen beten gelehrt: »Laß uns zu dir ins Himmelreich kommen?« Nein: »Dein Reich komme zu uns! Dein Wille geschehe auf Erden!« Das ist das Ziel, das Jesus wollte, das ihn in Erdennacht und Kreuzesnot trieb: nicht daß etliche von den vielen in den Himmel kommen, sondern daß der Himmel die Erde segnen könne. Dafür lebt er, dafür stirbt er, und das ist seiner Auferstehung tiefer Sinn, daß Gott in dieser gottverneinenden Welt eine Stätte habe, von der er segnend, rettend, heilend in die Welt hineinwirken kann; daß Gottes Liebe hienieden einen Herd finde, von dem sie leuchtend und wärmend die kalte, dunkle Menschheit zu durchdringen vermag.

Darin allein hat die Christengemeinde Zweck und Recht des Daseins! Nicht daß wir selig werden, ist das erste, sondern daß wir heilig werden, d. h. Eigentum, Organ des lebendigen Gottes und seiner heiligen Liebe. Was Gott den Seinen gibt, ist ihnen zu treuen Händen geliehen, auf daß die anderen dadurch gesegnet werden.

Otto von Reden



Geb. 3. 11. 1877 in Geldern (Niederrhein). Studium der Landwirtschaft. Offizier. 1905 Übernahme des Rittergutes Wendlinghausen in Lippe. 1914 – 1917 im Ersten Weltkrieg, mehrmals verwundet. Als Evangelist jahrzehntelang tätig. Gest. 6. 12. 1962.

Lebenswende mitten im Krieg

Wer Otto von Reden in seinem Alter zum erstenmal begegnete, gewann sofort den Eindruck, daß ein Offizier vor ihm stand. Hal-

tung und Ausdruck gaben dem Siebzigjährigen trotz seiner Kriegsverletzungen eine Frische und Kraft, die den Besucher staunen ließen.

Der Erste Weltkrieg rief von Reden aus der Bewirtschaftung seines Wendlinghauser Rittergutes an die Front. In seinem Gepäck befand sich Goethes »Faust«, das Nibelungenlied und Bücher des Humoristen Wilhelm Busch. Als in Belgien ein Blindgänger seine Helmspitze traf, begann der lebendige Gott mit ihm zu sprechen. Auf die Dauer hatte Goethe ihm nichts mehr zu sagen. In Ostpreußen war es ein früheres Mitglied des Berliner Offizierskreises, den General von Viebahn und Forstmeister von Rothkirch leiteten, der ihm zum erstenmal klar und schlicht den Weg zu Christus zeigte. Wie viele Hindernisse stellten sich aber noch in den Weg! Ging man nicht täglich in der geforderten und geliebten Pflicht eines verantwortlichen Dienstes auf? Erst eine Verwundung, die den mutigen Offizier eine Zeitlang ausschaltete, ließ ihn tiefer über den Sinn seines Lebens nachdenken.

Über den Freund, der den ersten Wegweiserdienst tat, haben wir übrigens von Otto von Reden einen hochinteressanten Bericht: »Gott braucht, wen er will. Er brauchte nicht meinen gläubigen Pfarrer, der mich konfirmierte, nicht ein schönes, gutes Elternhaus. . . . Aber nun kommt ein großes Rätsel, vor dem ich damals fragend stand. Er, der Lautere, der mir Wegweiser zu Christus wurde, ist

damals den Weg selbst nicht gegangen. Er blieb, ein Wissender und Bedenklicher, vor der engen Pforte stehen. Ich aber durfte Christus begegnen; wenn auch erst nach langen Monaten. Noch war ich viel zu eingebildet, um mich unter Christus zu beugen. Aber der erste Hieb, der den Baum zu Boden strecken sollte, war gefallen.

Doch hat diese Geschichte eine Fortsetzung. Das Rätsel, das ich jahrelang nicht begriff, fand nun seine Lösung: Zweiundzwanzig Jahre später stand ich Abend für Abend auf einer Kanzel und predigte das Evangelium vom Gekreuzigten. Und unter der Kanzel saß mein alter, lieber Freund aus dem Kriege. Nun durfte ich ihm Wegweiser zu Christus werden. Von da an waren wir nicht nur treue Freunde, sondern auch Brüder in Christus. Wunderwege Gottes!«

Während des zweiten Einsatzes an der Westfront kam der entscheidende Tag. Otto von Reden hat diesen 29. Juli 1916 als die Wende seines Lebens bezeichnet. Er schreibt darüber: »Ich weiß es selber nicht, kein besonderes Sündengefühl, keine Bewahrung in großer Gefahr, gar kein Erlebnis! Und doch wichen am Morgen dieses Tages mit einemmal alle Zweifel, fielen alle Mauern ein. Christus war in mein Stüblein im französischen Ruhequartier in Masny eingetreten und war mein Herr geworden. Jesus hatte mich angenommen! Eine größere Freude gibt es nicht!«

Es hat aber weiterhin an schweren Führungen nicht gefehlt. Nach einer neuen Verwundung am Knie ereignete sich im belgischen Lazarett in Kortryk eine Katastrophe. Eine Fliegerbombe zerstörte das Haus. Als einer der wenigen kam Otto von Reden mit dem Leben davon. Aber ein heftiger Nervenschock warf den Geretteten an den Rand des Todes. Es folgten dunkle Monate des Dahindämmerns. Bibel, Glaube und Gebet rückten in die Ferne. Endlich wurde es licht: »Christi Gestalt trat wieder hell und heller an mein Krankenbett. Gott liebt es, die Seinen durch besondere Tiefen zu führen, in denen es nur noch *eine* Hilfe gibt: Einfach sich zu klammern an sein Kreuz.«

Aus dem Offizier wird der Prediger

Hören wir von Reden weiter zu: »In diesen schweren Tagen reifte mein Entschluß, nun auch die letzten Bindungen an die Welt und Sünde zu zerschneiden und mein Leben ganz dem Herrn zur Verfügung zu stellen. Daß er mich aber beim Wort nehmen und aus dem Gutsbesitzer und Offizier einen Prediger und Evangelisten machen würde, das hatte ich doch nicht erwartet. Freilich, zum Bauern war

ich durch meine schwere Kriegsverletzung unbrauchbar geworden. So wurde es Gott nicht schwer, mich von diesen alten, natürlichen Freuden zu lösen.«

Nun beginnt für den über Vierzigjährigen ein ganz andersartiges Leben. Er beginnt mit einem ernsten Bibelstudium anhand von geeigneten Kommentaren. Er nimmt am Dienst in seiner Kirchengemeinde teil, wird Mitglied des Presbyteriums. Aber bald muß er erkennen, daß ihn ein besonders eigenwilliger Pastor hindert, im Schloß Bibelstunden zu halten. Im Kreis der Brüder aus der lippischen Gemeinschaftsbewegung findet er die bleibende und fördernde geistliche Verbindung. Bald faßt er ganz Lippe in einem Gemeinschaftsbund zusammen. Das Schloß öffnet sich in monatlichen Zusammenkünften am Nachmittag des Sonntags für »Brüderstunden«, an denen auch die »Schwestern« teilnehmen. Der Anschluß des Lippischen Gemeinschaftsbundes an den Gnadauer Verband und Otto von Redens Mitgliedschaft in dessen Vorstand öffnet ihm die Tür zu dem weiten Dienst, der ihn viele Jahre lang bis nach Ostpreußen, Schlesien und in den Süden führt.

Unermüdlich war er der Evangelist, der Rufer zum ungeteilten Ja zu Jesus. Wohl wußte er, daß ihm als dem »Laien«, dem Offizier und Adligen ein Zulauf von vielen zugute kam. Sie nahmen dem nicht durch das Pfarramt Gezeichneten das Wort ohne die gewohnten Vorbehalte ab. Aber im Grunde war es die ihm durch alle Anfechtung und Schwachheit hindurch verliehene Gnadengabe, die ihm gefüllte und übervolle Säle und Kirchen vermittelte. In ungezählten Aussprachen und Beichten erwies er sich als ein rechter Seelsorger. Ihn stieß die oft gesetzliche Art mancher Evangelisten ab. Den Heiland der Sünder und seine unendliche, befreiende Liebe wollte er rühmen und, wie einst der Graf Zinzendorf, »Seelen für das Lamm werben«. Den tiefen Ernst bei einer solchen Lebenswende hat er nicht verkannt. Er wußte um die Macht der Sünde. Wie der Gesetzlichkeit mancher Heiligungslehre, so war er auch dem Schwarmgeist gegenüber hellwach und nüchtern in seiner Verkündigung. Er hat im Bund mit Walter Michaelis, dem Vorsitzenden des Gnadauer Verbandes, im Dritten Reich den »Deutschen Christen« klar widerstanden.

Zu den »Brüdertagen« auf Schloß Wendlinghausen und zu Evangelisationen und Bibelwochen holte Otto von Reden immer neue Zeugen aus der weiten Gemeinde Jesu. Es kam z. B. der gesegnete Schriftforscher Alfred Christlieb, der Pfarrer von Heidberg im Oberbergischen. Er diente mit seiner stillen und doch so vollmäch-

tigen Weise. Zu den Jüngeren gehörten Hanns Lilje, der spätere Bischof von Hannover, Hans Dannenbaum und Hans Brandenburg, die immer neue Impulse gaben. Otto von Reden war mit fast allen führenden Männern aus Kirche und Gemeinschaftsbewegung verbunden, wenn sie nur das eine Ziel vor Augen hatten, Christus – und nicht nur einer Institution – zu dienen.

Konfessionelle Unterschiede waren ihm dabei unwichtig. Der Bekenntniskirche der dreißiger Jahre gehörte er nur mit Vorbehalt an. Es fehlte ihm bei ihr der Geist der Erweckung, so sehr er mit Paul Humburg, dem Präses der Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche im Rheinland, verbunden war. Wie leicht tritt bei der Polemik, so nötig sie ist, der Machtgedanke und die Rechthaberei in den Vordergrund!

Krönung und Abschluß der Lebensarbeit

Zu Beginn der fünfziger Jahre wurde dem nun über Siebzigjährigen noch eine besondere Freude beschert. Hatte er schon nach dem Zweiten Weltkrieg auf den geistlichen Zusammenschluß der evangelischen Verbände, namentlich unter der Jugend, gedrängt, so wurden nun die »Evangelischen Wochen« in Lippe gewissermaßen die Krönung seiner Lebensarbeit. An den Hauptorten in dem kleinen Land fanden Jahr um Jahr diese Veranstaltungen statt. Mit glühender Liebe trat Otto von Reden für dieses Unternehmen ein. Es war von einem klaren Christusbekenntnis geprägt. Unter gründlicher Schriftauslegung und zeitgemäßen Vorträgen versammelte sich eine große Gemeinde. Professor Otto Weber aus Göttingen war fast immer dabei. Die Professoren Otto Michel aus Tübingen und Wilhelm Hahn aus Heidelberg, Udo Schmidt, der spätere Landes-superintendent von Lippe, und viele andere kamen und gaben das Beste, das ihnen von Gott geschenkt war. Als Hanns Lilje einmal in der St.-Nikolai-Kirche in Lemgo sprach, fiel plötzlich ein schwerer Stein zwischen zwei Zuhörer vom Dach herunter. Einer entstehenden Panik wehrte Lilje mit dem geistesgegenwärtig gesprochenen Satz: »So etwas ist Luther auch schon passiert. Er hat damals – es war in Leipzig – gesagt: Der Teufel interessiert sich wohl für unsere Versammlung.« Da war die Ruhe wiederhergestellt. Es war eine Freudenzeit, die uns mit unserem Senior in jenen Jahren in einer großen Einmütigkeit, die Kirche und Gemeinschaft verband, zuteil wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg brach unter der Jugend eine wunderbare Zeit der Erweckung an. Otto von Reden durfte auch an ihr teilnehmen. Die Studenten riefen ihn nach Münster und Marburg,

die Schülerkreise nach Bielefeld. Was hat es für den Altgewordenen bedeutet, daß ihm noch einmal bei der Jugend ein solcher Eingang für das Wort seines Herrn gegeben wurde! Es wurde ihm noch manche Frucht geschenkt. Er hat davon – wie sein ganzes Leben hindurch – nie viel gesprochen oder gar sich dessen gerühmt. In sein Tagebuch schrieb er voll Beugung und Dank Jahr um Jahr die fast unzähligen Ereignisse der Evangelisationen und Bibelwochen ein. Es war ihm wichtiger, das verborgene Leben in Christus zu preisen und dem Herrn die Ehre zu geben.

In seiner Familie hat Otto von Reden Freude und Leid erfahren. Zwei Söhne sind im Zweiten Weltkrieg gefallen. Krankheit und mancher Unglücksfall wiesen ins Gebet. Seine Frau war ihm über fünfzig Jahre lang die treueste Gehilfin. Wenn wir an der langen Tafel zu Tisch bei ihm saßen, betete er zu Beginn: »Herr Jesu, wir sind dein Gast, segne uns, was du uns bescheret hast.«

Ein tiefer Friede lag beim Lebensausklang über dem von einem Schlaganfall Getroffenen. Er durfte nun heimgehen zu dem, der ihm durch ein langes Leben hindurch immer größer geworden war – als sein Herr und Gastgeber, der ihn in seinen Dienst gerufen hatte.

Theodor Brandt

Ein Evangelist legt die Bibel aus

Otto von Reden hat sich auch als Schriftsteller betätigt. Zu seinen – jetzt vergriffenen – Büchern gehört eine Auslegung des Johannes-evangeliums, aus der wir einige Auszüge bringen wollen. Er hat dieses neutestamentliche Buch »das größte Kleinod der ganzen Heiligen Schrift« genannt: »Niemand hat die Herrlichkeit der Gottessohnschaft Jesu Christi so klar erkannt und wiedergegeben wie sein Lieblingsjünger Johannes.«

Wenn ein »Laie« und leidenschaftlicher Rufer zu Jesus wie Otto von Reden sich mit der Bibel beschäftigt, kommen keine Werke voll wissenschaftlicher Gründlichkeit und Kühle zustande. Der Verfasser will und kann auch hier nicht verleugnen, daß er Evangelist und Seelsorger ist. Hören wir ihm ein wenig zu:

Das ewige Leben beginnt hier

»Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn

gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben« (Joh. 3, 16). Dieses Wort ist das heiligste der ganzen Schrift. Es ist ein Wort von unfassbarer Größe und Tiefe. Und doch kann es jedes Kind verstehen. Es ist Mittelpunkt und Inhalt des ganzen Evangeliums. Dieses Wort von der Liebe des Vaters, von dem Opfer des Sohnes streicht alles eigene Tun und Wollen durch. Es predigt, daß alle Menschen verloren sind, die sich nicht durch das Kreuz retten lassen.

Es ist ein Wort, das froh und stark macht. Denn es vertröstet nicht auf eine bessere, selige Zukunft. Es verheißt nicht erst im Jenseits das ewige Leben, sondern sagt, wie Kapitel 6, 47: »Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben.« Das ewige Leben beginnt schon hier auf Erden mit dem Tag der Wiedergeburt . . .

Aber auch das Gericht ist schon etwas Gegenwärtiges. Denn Gericht (Krisis) bedeutet Scheidung. Durch das Kommen Jesu werden die Menschen in zwei Gruppen geschieden. Besser gesagt: Sie scheiden sich selber in zwei Gruppen, in Glaubende und Nichtglaubende: »Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, denn er glaubt nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes« (Joh. 3, 18). Der Mensch richtet sich selbst, er ist Herr über sein Leben und seine Zukunft. Wer an Jesus glaubt, ist gerettet, steht außerhalb des kommenden Gerichtes. Wer aber nicht an Jesus glaubt, ist bereits verloren und gerichtet. Denn er tritt mit Willen und Wissen auf die Seite der Nichtglaubenden . . .

Glauben heißt: an das Licht kommen. Mehr noch. Es heißt: sich durchleuchten, sich reinigen und hell machen lassen. Nicht glauben heißt: nicht an das Licht kommen, im Dunkeln bleiben, das Herz vor dem Licht Jesu, vor seinem Wort und Geist verschließen. Es heißt: bleiben, wie man ist.

Jeder darf kommen!

»Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen« (Joh. 6. 37). Dieses Wort ist zahllosen Menschen zum Trost und zur Rettung geworden. Denn vor einer sündigen Tat flüstert der Teufel ins Ohr: Es ist nicht so schlimm! Einmal ist keinmal! Und nach der Tat flüstert er wieder: Jetzt bist du verloren! Nun nimmt Gott dich nicht mehr an!

So gilt dieses Wort allen Menschen ohne Ausnahme. Matthäus 11, 28: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich

will euch erquicken.« Und es gibt keine größere Last als die unvergebene Sünde.

Jesus und die Sünder gehören zusammen. Niemanden stößt er hinaus, am wenigsten den verlorenen Sohn, der bei den Trebern landete und nun in sich schlug, umkehrte und heimkehrte. Nur mit den Selbstzufriedenen und Selbstgerechten, die ihre Sünde leugnen, hat er nichts zu tun.

Sein Wort gilt allen, die zum ersten Male aus der Gottesferne kommen, ebenso wie denen, die wieder und wieder kommen. Wohl gibt es ein Zuspät. Aber bis an die Schwelle der sich hinter dem Zuspät schließenden Tür streckt Jesus seine erbarmenden Hände entgegen und ruft: »Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.« Wir müssen nur kommen!

Seine Hand läßt nicht los!

»Der Vater, der mir sie gegeben hat, ist größer denn alles, und niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen« (Joh. 10, 29).

Dieses Wort ist natürlich kein Ruhekissen für selbstsichere Leute, die meinen: »Bin ich einmal bekehrt, so kann mich niemand aus seiner Hand reißen. Es kommt nicht auf mich an, ich brauche kein Leben der täglichen Reinigung und Heiligung zu führen. Buße und Vergebung der Sünden tut nicht mehr not. Ich bin und bleibe in der Herde und Gemeinde des Vaters und des Sohnes.«

Es ist immer ein Irrtum, wenn man sich nur auf ein einzelnes Herrenwort beruft. Viele Schriftstellen lauten anders. Hebräer 12, 14: »Jaget nach der Heiligung, ohne welche wird niemand den Herrn sehen.« Die Bekehrung ist nur der erste Schritt in das neue Leben. Aber schon mancher ist im Lauf nach dem Ziel müde geworden, am Wege liegengeblieben, ja abgefallen. Der Gemeinde in Sardes ruft Christus Offenbarung 3, 5 zu: »Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angetan werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buch des Lebens.«

Paul Humburg



Geb. 22. 4. 1878 in Mülheim am Rhein. Studium der Theologie auf den Universitäten Halle, Erlangen, Bonn und Utrecht. 1906 bis 1909 Pastor in Dhünn, 1909 bis 1919 in der Reformierten Gemeinde in Elberfeld. 1915 bis 1918 freiwilliger Feldprediger beim Armeoberkommando X an der Ostfront. 1919 bis 1921 Generalsekretär der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung in Berlin. 1921 bis 1929 Bundeswart des Westdeutschen Jungmännerbundes in Barmen. 1929 bis 1942 Pastor der Evangelisch-Reformierten Gemeinde Barmen-Gemarkte. 1934 bis 1942

Präses der Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche im Rheinland. 1934 bis 1936 Mitglied der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche. Vom 1. Januar 1943 an im Ruhestand. Gest. 21. 5. 1945 in Detmold.

Im Elternhaus

Seine erste und wesentliche Prägung verdankte Paul Humburg seinem Elternhaus. Die Eltern wußten sich im Dienst für ihren Herrn Jesus Christus verbunden. Der Vater, ein Fabrikant und Kaufmann, hielt sich mit seiner Familie zu der Freien Evangelischen Gemeinde, ohne aus der Volkskirche auszutreten. Die Mutter stammte aus der Familie Siebel in Freudenberg. Ihre Brüder waren Jakob Gustav Siebel und Walther Alfred Siebel, die das geistliche Leben des Siegerlandes sehr stark mitgeprägt haben. Sie übte einen besonders starken Einfluß auf ihren Sohn aus. »Vor meinem Auge steht das Bild meiner betenden Mutter. Es gehört zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen, daß ich in das Wohnzimmer hineingestürzt bin und dort vor ihrem kleinen Nähtisch meine Mutter sitzen sah, die aufgeschlagene Bibel vor sich, die Hände gefaltet auf den Tisch gelegt, mit geschlossenen Augen betend. Sie war sehr zurückhaltend in der Beeinflussung ihrer Kinder mit christlichen Ermahnungen. Um so mehr machte es auf mich einen tiefbewegenden Eindruck, als ich eines Abends den Mut faßte, zu ihr zu gehen und

ihr ganz zaghaft zu sagen, ich glaubte vom Heiland angenommen zu sein. Da nahm sie mich mit in ihr Zimmer. Und das einzige Mal in meinem Leben ist da meine Mutter mit mir niedergekniet und hat mich in feierlichem und liebevollem Gebet dem guten Hirten ans Herz gelegt und um Bewahrung und Leitung für mein Leben gefleht.« Paul Humburg war damals 14 Jahre alt.

Humburg besuchte mit seinem Bruder Fritz, dem späteren Vorsitzenden des Reichsverbandes evangelischer Jungmännerbünde, den Jungmännerverein in Mülheim, dessen Vorsitzender sein Vater war: »Uns Kindern wurde von vornherein eingeprägt, daß unsere Heimat sein mußte bei denen, die den Herrn Jesus liebhaben.«

Student der Theologie

Während seines Studiums haben vor allem die Professoren Einfluß auf Paul Humburg gehabt, die ihn in die Heilige Schrift einführten. Das war in Halle Professor Martin Kähler, auf den er sich in seinem späteren Dienst oft und gern berief, und der junge Professor E. F. Karl Müller in Erlangen, bei dem er gründliche biblische Auslegung kennenlernte. Er studierte auch gründlich die Väter des Pietismus Johann Albrecht Bengel und Karl Heinrich Rieger, ferner Karl Martin Roffhack, Pastor in Gemark, dessen Auslegung des Johannesevangeliums der alte Vater Bodelschwingh zu den für ihn fünf wichtigsten Büchern zählte.

Ebenso bedeutsam war für Humburg während seines Studiums seine Mitgliedschaft in der damals noch jungen Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung (DCSV), bei der er aktives geistliches Leben fand. Er arbeitete sehr treu und fleißig mit, so daß er studentisches Vorstandsmitglied der gesamten Vereinigung wurde. Dadurch lernte er die führenden Leute im Christlichen Studentenweltbund und in der deutschen Vereinigung kennen. Er bekannte später, daß er nächst seiner Mutter Graf Eduard von Pückler, Dr. John Mott und Pastor Alfred Christlieb den nachhaltigsten Einfluß auf sein inneres Leben zu verdanken habe.

Während seines Studiums sammelten sich schon junge Männer um ihn, die er in die Schrift einführte und denen er seelsorgerlich beistand. In Utrecht waren es junge Kaufleute und Arbeiter, die sich regelmäßig bei ihm einfanden.

In der Gemeinde

Seine erste Pfarrstelle hatte Paul Humburg in der Gemeinde Dhünn

im Bergischen Land, der Heimat seiner väterlichen Vorfahren. Darüber schreibt er: »Mir war es in meiner ersten Gemeinde ein großer Kampf, mich dazu durchzuringen, diesen feinen anständigen Bauern die Entscheidung zwischen Seligwerden und ewiger Verdammnis zu bezeugen. Wenn man aber diesen Teil der Wahrheit wegläßt, so kann man nicht sagen, das Wort wird seine Wirkung tun. Dann fehlt etwas am Wort.« Humburg predigte eindringlich und entschieden, und Gott schenkte im Anschluß an eine Evangelisation eine Erweckung.

Als er dann in der Reformierten Gemeinde Elberfeld gewählt worden war, setzte er dort seinen Dienst in derselben Weise fort. Über seine Antrittspredigt wird berichtet: »Sein erstes Zeugnis vor der Gemeinde war ein entschiedenes Bekenntnis von dem gekreuzigten Christus.« Seine Gottesdienste waren überfüllt. In dieser Zeit vor dem Ersten Weltkrieg hat seine Verkündigung vielen Menschen den Anstoß zu einem neuen Leben gegeben.

In der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung

Während des Ersten Weltkrieges nahm Paul Humburg den Auftrag der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung an, als freiwilliger Feldprediger an die Ostfront zu gehen und dort Soldatenheime zu errichten, in denen die von der Front abgelösten Soldaten Ruhe und Erholung finden sollten. Pastor Walter Michaelis schreibt darüber: »Paul Humburg brachte durch sein lauterer Christentum, seine herrliche Frische und selbstlose Liebe in das Leben der Heime einen tiefen christlichen Ernst und doch einen frohen Zug und wurde den Schwestern und vielen Heimgästen ein treuer Seelsorger und Berater.« Er nahm eine merkwürdig einflußreiche, eine im deutschen Heer wahrscheinlich einmalige Stellung ein. Sehr rasch fand er das Vertrauen der höchsten Kommandostellen als ein Mann, der »nichts für sich selber suchte«. So konnte er etwa 250 Soldatenheime einrichten.

Nach dem Ersten Weltkrieg strömten viele Studenten, die Soldaten gewesen waren, zu den Universitäten, um ihr Studium nachzuholen oder zu vollenden. Es war eine Zeit voller Spannungen, in der viele neu aufkommende Weltanschauungen um die Seelen der jungen Menschen rangen, die einmal führende Stellen in Volk und Staat einnehmen sollten. Damals hielt man Humburg für den richtigen Mann, der die akademische Jugend verstehen und ihr den Weg zum Heil in Jesus Christus zeigen konnte. Er selbst sah in der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung das »bei weitem wichtigste

Werk des Reiches Gottes in Deutschland« und nahm den Ruf in diesen schweren Dienst an einer kritischen, aber auch suchenden Jugend an. Dabei war er nicht nur Generalsekretär in der Zentrale in Berlin, sondern reiste von einer Universität zur andern, um in persönlichen Gesprächen den jungen Menschen zu helfen und ihnen den Weg zu Jesus zu zeigen. In diesem Dienst gab es für ihn keine Kompromisse.

Mit aller Entschiedenheit wandte er sich gegen noch so ideal oder human verpackte Sünde. Als auf einer Jugendwoche des Bundes deutscher Jugendvereine die religiöse Verklärung geschlechtlicher Zügellosigkeit propagiert wurde, sagte Humburg mit aller Schärfe: »Überbrückt nicht die Kluft, reißt sie auf mit aller eurer Kraft um der deutschen Jugend willen: Nein und tausendmal Nein, wir haben nichts zu tun mit einer deutschen Jugendbewegung, die autonom sich selbst ihre Gesetze geben will und sich damit losreißt von der Autorität des lebendigen Gottes. Ihr seid Gottes Knechte, Gottes Vortrupp sollt ihr sein in der deutschen akademischen Jugend.«

Der Bundeswart

Humburg ist nicht lange Generalsekretär der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung geblieben. Schon 1921 wählte ihn der Westdeutsche Jungmännerbund zu seinem Bundeswart. Diese größte und älteste Vereinigung christlicher Jungmännervereine befand sich in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg in einer schweren Krise. Die Vereine hatten durch den Krieg viele Mitglieder verloren, während den Mitarbeitern sehr oft die klare Ausrichtung fehlte. Humburg ist damals für den Westbund ein Gottesgeschenk gewesen. Er hatte die Vollmacht und die Geistesgaben, eine nach Halt suchende Jugend auf den rechten Weg zu weisen. Als er in seinen Dienst eingeführt wurde, predigte er über das Wort: »Reinigt euch, die ihr des Herrn Geräte tragt« (Jes. 52, 11). Mit heiliger Entschiedenheit bezeugte er, daß man sich diesem Herrn ganz ergeben müsse. Gott krönet kein geteiltes Herz.

Auch in seinem neuen Dienst war er sehr häufig unterwegs. Er schonte sich selbst nicht, wenn es galt, jungen Menschen die Frohe Botschaft zu bezeugen. Oft zitierte er das Wort: »Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens ist wohl ein altes Leben wert.« Seine große Familie mußte ihn oft entbehren. Auf Freizeiten, Festen der Kreisverbände und auf sonstigen Tagungen rief er zur Entscheidung für Jesus Christus. Er erwies sich nicht nur als ein bevollmächtigter Prediger, sondern auch als ein begnadeter Seelsorger für junge Men-

schen. Wie oft hat er mit einem von ihnen unter vier Augen gesprochen! Sie merkten, daß sie zu ihm Vertrauen haben und ihm die Not ihres Lebens sagen konnten. Er half ihnen die Last ihrer Sünde zum Kreuz von Golgatha zu bringen und ein neues Leben in der Kraft Gottes zu wagen.

In der Monatsschrift »Der Ruf« erschienen neben vielen andern Beiträgen von ihm seine Auslegungen vor allem alttestamentlicher Schriftstellen nicht auf den ersten, sondern auf den letzten Seiten, damit sie fester in der Erinnerung haftenbleiben sollten. Sie führten tief in die Schrift hinein. Wie seine Predigten, so waren auch diese Auslegungen schlicht, nüchtern und treffend: »Der Inhalt unseres Zeugnisses muß klar sein. Darum haben wir so oft nicht die erwünschte Frucht bei unserer Arbeit, daß Gottes Geist die Herzen ergreifen und erfüllen kann, weil unser Zeugnis nicht klar ist, sondern wir die Seelen hinhalten in ungewissen Redensarten, in Andeutungen, mit Stimmungen und Empfindungen. Sagt doch klar, um was es geht, ihr Brüder: gerettetsein oder verlorengehen. Das ist das Zeugnis, das der Geist Gottes fordert, darüber kann Gottes Geist die Herzen ergreifen. Sonst halten wir die Seelen auf.«

Wieder in der Gemeinde

Im Jahre 1929 ließ sich Paul Humburg zum Pastor der Reformierten Gemeinde Barmen-Gemarken wählen. Er war jetzt 51 Jahre alt. Bis zu seiner letzten Krankheit und Ausbombung hat er der Gemeinde gedient. Hier wollte er nichts anderes sein als der Pastor, der in seinem Pfarrbezirk wie jeder andere Pastor seinem Dienst nachgeht, der Hausbesuche macht und alle ihm vom Presbyterium aufgetragenen Dienste ausführt. Auch jetzt war es wieder seine Predigt, die große Scharen unter seiner Kanzel vereinigte. Sie spürten, mit welcher suchender Liebe er ihnen die Frohe Botschaft verkündigte. Als er im Jahre 1943 schon zu schwach war und nicht mehr predigen konnte, ließ er seine Brüder im Amt mit den Worten grüßen: »Predigt deutlich vom Seligwerden und Verlorengehen, daß es jeder versteht.«

Was ihm die Gemeinde Gemarken besonders lieb machte, war die Gemeinschaft mit den Brüdern. Das wurde in der Zeit des Kirchenkampfes besonders deutlich. Er wußte und merkte, daß die Gemeinde und besonders das Presbyterium in den schweren Entscheidungen, die er als Präses der Bekenntnissynode im Rheinland und als Mitglied der vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche zu treffen hatte, mit ihrer Fürbitte hinter ihm standen. Vor

allem schätzte er den Bruderkreis der Gemarker Pastoren, in dem er sich nach den oft anstrengenden Sitzungen in Berlin oder Düsseldorf aussprechen und mit dem er beten konnte.

Im Kampf um Evangelium und Bekenntnis

Als Paul Humburg im Frühjahr und Sommer des Jahres 1933 erkannte, daß die Deutsche Evangelische Kirche von Anhängern des Nationalsozialismus gleichgeschaltet werden sollte, hat er sofort in der Gemeinde mit den andern Pastoren und dem Presbyterium Widerstand geleistet. Er rief die Gemeinde auf, sich durch die großartigen Versprechungen, die Kirche zu volksmissionarischem Einsatz aufzuwecken, nicht irremachen zu lassen. In seinen Predigten, Bibelstunden und Vorträgen wies er mit aller Deutlichkeit darauf hin, daß die alleinige Geltung des Wortes Gottes bedroht sei, und warnte vor aller Schwärmerei, der damals nicht wenige Christusgläubige verfielen. So war es kein Wunder, daß der Gauobmann der sogenannten »Deutschen Christen« ihn schon im Sommer 1933 vom Amt beurlaubte und ihm mit Verhaftung drohte. Humburg hat aber seinen Dienst ruhig weiter getan.

Die Brüder, die hin und her im Land Widerstand gegen den Einbruch nationalsozialistischer Ideologien und Gewaltmaßnahmen leisteten, kamen zusammen und verbanden sich zu gemeinsamem Handeln. In diesen Kreisen trat Humburg immer mehr hervor, da sein Wort von geistlicher Vollmacht getragen war. Auch seine Gabe der Leitung gerade in einer so schweren Zeit wurde immer mehr von den Brüdern erkannt und anerkannt. Seine Predigten und Vorträge wurden gedruckt oder vervielfältigt und fanden weite Verbreitung. Sie stärkten die Brüder und Schwestern, die allein standen, und gaben ihnen neue Freudigkeit, in dem ihnen verordneten Kampf nicht müde zu werden. Am 18. März 1934 sagte er auf dem Rheinisch-Westfälischen Gemeindetag »Unter dem Wort« in der Westfalenhalle in Dortmund vor 25000 Zuhörern im Anschluß an Galater 1, 8: »Aber so auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würden Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht!« – »Das ist eine völlig unsympathische, unangenehme, ja ärgerliche Botschaft, die dem natürlichen Menschen unerträglich ist, daß wir uns durch einen andern sollen retten lassen.

Aber es ist die Botschaft der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, an die wir gebunden sind.« Und zum Schluß hob er in diesem Vortrag hervor: »Jesus hat uns diesen Kampf verordnet, und wir setzen unsere Kraft und unser Leben dafür ein, daß die Botschaft rein und lauter erhalten bleibt: Er ist für alle gestorben.«

Im August 1934 wurde Humburg von der Rheinischen Bekenntnissynode zu ihrem Präses gewählt. In dieser Wahl kam das große Vertrauen zum Ausdruck, das ihm allgemein in der Bekennenden Kirche des Rheinlands entgegengebracht wurde. Er nahm die Leitung »um Jesu willen« wahr, wie er in diesen Jahren öfter betonte. Kirchenpolitik lag ihm nicht. Sie entsprach nicht seinem seelsorgerlichen Auftrag. Er hatte das Amt angenommen, um seinen Brüdern zu dienen. Bei den Sitzungen des Rates der Bekennenden Kirche im Rheinland, die er zu leiten hatte, »hielt er meist eine kurze Andacht, oft über die Tageslosung, oft auch über ein Wort, das ihm gerade im Blick auf eine zur Entscheidung stehende Frage wichtig geworden war. Er betete mit uns, einfältig wie ein Kind, voll Glaubenszuversicht in die Führung des Vaters, im Trauen auf seine Verheißung. In seine Fürbitte wurde alles eingeschlossen, was uns bewegte. Hier taten wir einen Blick in die Brunnenstube seiner Kraft. An ihm konnten wir es erkennen, wie Gottes Kraft in Schwachheit mächtig ist. Denn er war einer, der in viel Schwachheit stark war« (Joachim Beckmann).

Eine neue Last wurde ihm auferlegt, als er im November 1934 zum reformierten Mitglied der »Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche« gewählt wurde. Der spätere Bischof Otto Dibelius sagte von Humburg: »Wir hatten ein unbegrenztes Vertrauen zu seiner seelsorgerlichen Vollmacht.« In diesem Amt, das sehr an seinen Kräften zehrte, ist er bis zum Februar 1936 geblieben.

Von den Bedrohungen und Gefahren, denen damals die Brüder in leitender Stellung ausgesetzt waren, weiß man heute kaum noch etwas. Die Geheime Staatspolizei Hitlers beobachtete Humburg auf Schritt und Tritt. Sie hat ihn oft verhört und Haussuchungen bei ihm gehalten. Er wandte sich oft mit aller Entschiedenheit gegen jedes Unrecht und setzte sich dafür ein, daß nicht nur in der Kirche, sondern auch im Staat das Recht geachtet wurde. Öfter ist er verhaftet worden und hat einige Male in Gefängnissen zubringen müssen. Aber das alles konnte die Gewißheit, den rechten Weg zu gehen, nicht erschüttern. Sein Glaube wankte nicht. Sein Bekenntnis fand in dem Siegel der Bekennenden Kirche im Rheinland, das auf seinen Vorschlag angenommen worden war, beredten Ausdruck. Die Umschrift dieses Siegels lautet: »Teneo, quia teneor« (»Ich halte fest, weil ich gehalten werde«).

Wie er zu seinen Verfolgern und Bedrängern stand, zeigt ein Brief, den er in der turbulenten Zeit des Herbstes 1935 an den Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten Hanns Kerrl geschrieben

hat. In diesem Brief heißt es unter anderem: »Sie werden bei Ihrer Arbeit für die Kirche Jesu Christi immer tiefer in die furchtbar ernste Entscheidung hineingezogen werden, in die der Mann vom Kreuz jeden hineinführt, der es mit ihm zu tun hat, in ein Entweder-Oder: Gott oder die Welt! Das wird eine sehr einsame Sache für Sie werden. Es ist mein Gebet, daß Gott Ihnen in der Stunde der Entscheidung die übermenschliche Kraft gebe, Jesus zu wählen und das ewige Leben und nicht die Welt und ihre Ehre. Die Welt ist ein harter Herr, der uns in zeitliche und ewige Unruhe stürzt und uns zu Tode hetzt. Jesus ist kein armer König. Seine Gabe ist der Friede Gottes, nach dem unser Herz sich sehnt.«

Humburgs Predigten fanden in dieser Zeit eine noch weitere Verbreitung und dienten vielen zur Stärkung und Aufrichtung. Bekanntgeworden ist vor allem die »Knospenfrevelpredigt«, die er am 3. Mai 1936 in der Gemarker Kirche über Jesaja 40, 26–31 hielt. In Wuppertal, wie auch sonst, waren 14jährige Jungen und Mädchen vereidigt worden. Die Kinder mußten versprechen, »dem Führer unbedingten Gehorsam zu leisten und nie vom Führer und der Fahne abzufallen«. Dazu sagte Humburg in seiner Predigt: »Die Gemeinde des Herrn muß in ihrer Versammlung von sich aus feierlich gegen solche Behandlung der Kinder Einspruch erheben. Eine solche Massenverpflichtung unmündiger Kinder ist eine Herabwürdigung des Eides und zugleich eine Vergewaltigung der Kinder. Das ist Knospenfrevel!« Mehr als 200 000 Exemplare wurden von dieser Predigt verbreitet. Obwohl die Geheime Staatspolizei ihre Verbreitung verbot, wurde sie weiter gedruckt oder abgeschrieben und unter die Leute gebracht.

Am Ende des Jahres 1936 schrieb Humburg ein Wort an die Glieder der Bekennenden Kirche, das auch heute aktuell ist: »Die Kirche Christi selber ist ein Jubelruf mitten in der Welt des Verderbens. Er ist der Meister, wir sind sein! Wir sind der guten Zuversicht, daß über all den Worten, die an unser deutsches Volk ergehen, auch in Zukunft sich Herzen und Ohren auftun werden für sein Wort. Damit freilich sind wir im Kämmerlein angekommen. Die Entscheidungen, die da fallen müssen, kann kein Menschaugen nachprüfen. Zuschanden wird jeder, der nicht Wurzel hat im ewigen Land und dem nicht der tägliche Zugang zum Gnadenthron geschenkt wird. Eine klingende Schelle und ein tönendes Erz muß der sein, dem nicht Gott täglich sein Wort in den Mund legt. Und das will erbeten sein. Das ist die Frage, ob in den Studierstuben der Pfarrer, ob in dem Kämmerlein der Brüder und Schwestern der Gemeinde ein Geschrei aufsteigt zu dem Meister: Wir verderben! In uns ist keine

Kraft. Aber wir werfen uns mit all unserer Ohnmacht, mit all unserer Sünde, mit all unserer Blindheit und Unzulänglichkeit allein auf dich. Meister, wir verderben! Nein! Weil du unser Meister bist, so werden wir nicht verderben. Wir halten durch, weil wir gehalten werden!«

Vor dem Tor der Ewigkeit

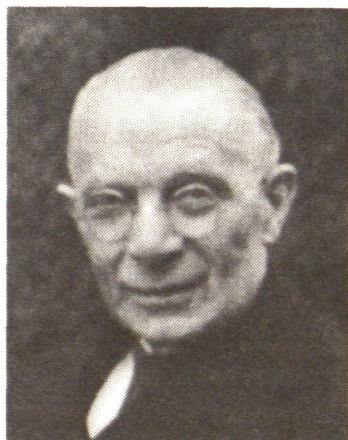
In den letzten Jahren vor seinem Heimgang mußte Paul Humburg noch durch viele und schwere Krankheitsnöte hindurchgehen. Seine Kräfte ließen immer mehr nach, so daß er seinen Dienst nicht mehr so ausüben konnte, wie er es früher getan hatte. Aber diese Zeit, in der er eine Aufgabe nach der andern abgeben mußte, benutzte er zur Fürbitte. Am 30. Mai 1943 erfolgte der furchtbare Fliegerangriff auf Barmen, bei dem auch das Pfarrhaus, das ihm so liebgeworden war, vollständig zerstört und ausgebombt wurde. Nun hatte er kein Heim mehr. Seine geliebte Gemeinde war fast vollständig zersprengt. Auch mußte man mit neuen Fliegerangriffen rechnen. So fand er zunächst in Süddeutschland ein Unterkommen, dann in Ostfriesland und zuletzt im Diakonissenkrankenhaus in Detmold. Das linke Bein mußte amputiert werden, auch das Augenlicht wurde ihm nach und nach genommen. Wenn ein Besucher zu ihm kam, bat er: »Sag mir ein Wort aus der Bibel!« Wenn er gefragt wurde, ob er noch einen Wunsch habe, antwortete er: »Mein Wunsch ist einfach: ich möchte heim.« Dieser Wunsch wurde ihm am 21. Mai 1945 erfüllt.

Er hatte bestimmt, daß auf seiner Todesanzeige der Vers von Gerhard Tersteegen stehen sollte:

»Was wird das sein! Wie werden wir
von ewger Gnade sagen:
wie uns dein Wunderführen hier
gesucht, erlöst, getragen!
Da jedes seine Harfe bringt
und sein besondres Loblied singt.«

Robert Steiner

Wilhelm Heinsen



Geb. 22. 7. 1879 in Eidelstedt (heute: Hamburg-Eidelstedt). Lehrer in seiner holsteinischen Heimat und ab 1905 in Dinglingen/Baden. Ab 1912 Lehrer im Missionshaus in Bad Liebenzell. 1933 gleichzeitig Inspektor des neugegründeten Liebenzeller Gemeinschaftsverbandes. Begründer und Schriftleiter des evangelistischen Wochenblattes »Friedenslicht«. Ab 1948 im »tätigen Ruhestand«. Gest. 10. 4. 1959

»Ich will vergessen sein«

Ein guter Kenner der Liebenzeller Mission urteilt: »Wilhelm Heinsen ist aus der Geschichte des Werkes von 1912 – 1959 nicht wegzudenken.« Er hat in der Tat maßgeblich gewirkt und mitgestaltet. Doch hat er sich selber keine Bedeutung zugeschrieben und nie in der Öffentlichkeit nach Anerkennung und Beachtung gesucht. In einem Vorblick auf sein Sterben und seine Beerdigung hat er geschrieben: »Seit meiner Bekehrung bin ich still meinen Weg gegangen, ohne aufzufallen. Still möchte ich aus der Welt scheiden . . . Auf meinem Grabe errichte man keinen Stein, ich will vergessen sein. Auch untersage ich es jedermann, etwas über mich zu schreiben . . . Mein Name ist im Himmel angeschrieben.«

Wilhelm Heinsens Leben war bei aller Stille und Zurückgezogenheit reich und von prägender Kraft. Es wäre eine lohnende Aufgabe, darüber in einem größeren Rahmen zu schreiben. Aber dem von ihm geäußerten Wunsch sind seine Freunde, Mitarbeiter und Schüler nachgekommen. Auch die folgende Darstellung setzt sich nicht darüber hinweg. Es wird keine Biographie des Vollendeten versucht. Doch einiges von dem, was er selber aus seinem Werden und Dienen uns hat wissen lassen, darf hier noch einmal zusammengetragen werden. Und zwei dankbare Schüler weisen auf interessante und bedeutsame Züge aus seinem Charakterbild hin.

Während seiner Seminarzeit hat Wilhelm Heinsen den ersten überzeugten und überzeugenden Christen kennengelernt. Der junge Mann machte auf ihn einen starken Eindruck, und er spürte ein erstes Verlangen, sich zu solchen Leuten zu halten und »nicht mehr mit den andern zu gehen«. Nach seinem Lehrerexamen tat er zunächst einen kurzen Vertretungsdienst und bekam dann eine Stelle in Vollstedt. Dieser Ort gehörte zu der größeren Landgemeinde Bredstedt. Nicht weit entfernt lag Breklum. Dieses Dorf ist durch eine lutherisch geprägte Erweckung, die auch den Eifer für die Äußere Mission anfachte, bekannt geworden. Lassen wir Heinsen selber erzählen:

»Der kirchliche Sinn der Bewohner, dazu ihr Missionsinteresse, berührten mich angenehm. Zu einer meiner Nebenaufgaben gehörte aus alter Überlieferung die Verteilung der vielen christlichen Blätter, die ich natürlich vorher auch selbst las. Dazu lud mich der Vater einiger Schüler für einen Sonntagnachmittag in sein Haus zu Gast. Die Bibel, die auf den Tisch kam, Wort und Lied haben es mir angetan, so daß ich dem Mann, der sich zur Gemeinschaft in Bredstedt hielt, versprach, ihn einmal in eine Gemeinschaftsversammlung zu begleiten. Ich wollte mich überzeugen, was da vor sich gehe. Ich habe mein Wort gehalten und hörte bei diesem Besuch zum erstenmal den Namen Liebenzell. Ich habe auch gleich das Missionsblatt ›Chinas Millionen‹ bestellt und die erste richtige ›Liebenzellerin‹, die alte Lehrerin Abelone Nielsen, eine liebe Missionsfreundin, kennengelernt.

Diese lud mich dann zur Weihnachtskonferenz gläubiger Lehrer nach Elmshorn, nicht weit von meinem Heimatort, ein. Ich sagte zu, meldete mich an und hörte dort zum erstenmal Pastor Heinrich Coerper von der neugegründeten Hamburger China-Inland-Mission. Nach Hause brachte ich eine Taschenbibel in Leder mit, die auch eifrig gebraucht wurde. Dazu haben Beterinnen in Vollstedt meinerwegen Gott angerufen. Als am Vorabend des nächsten Missionsfestes Pastor Andresen draußen im Garten zu Breklum von seinen eigenen Errettungen, einmal derjenigen vom Tode des Ertrinkens und dann auch aus der Sündennot, erzählte, ebenso von der Seelenrettung durch Jesus im allgemeinen und von der Notwendigkeit der Bekehrung predigte, berührte Gott mein Herz, daß mich fortan nur ein Gedanke bewegte: Du mußt dich bekehren!

Wortlos ging ich mit andern heim. ›Was muß ich tun, daß ich selig werde?‹ bewegte mich unaufhörlich. Ich griff zur Bibel, las sie treu,

und sie hat mir einen gesegneten Dienst getan, nämlich mich zum großen, gnadebedürftigen Sünder gemacht. An einem Karfreitag hielt ich es zu Hause nicht mehr aus, sondern suchte Gebetshilfe und Glaubenstrost bei Gotteskindern. Aber es vergingen noch einmal sechs Monate. Dann lernte ich es endlich nach einer kurzen Unterredung wie selbstverständlich, meinen Finger auf Gottes Verheißungen zu legen. Ich zog in nie gekannter, überfließender Freude heim und teilte es auch gleich noch Freunden mit. Das lang gesuchte Heil war gefunden und ist mein Glück, Trost und Schatz mein Leben hindurch geblieben. Das war am 20. 10. 1903.«

Pfarrer Coerper, zu dem inzwischen ein herzliches Bruderverhältnis bestand, war 1902 mit seinem Missionswerk nach Bad Liebenzell übergesiedelt. Von dort trug er an Heinsen die Bitte heran, auf dem »Missionsberg« bei der Ausbildung junger Missionare mitzuhelfen. Dieser meinte aber, er sei noch zu jung für eine solche Aufgabe. Erst 1912 folgte er einem erneuten Ruf und begann als Drei- unddreißigjähriger seine Mitarbeit in der Liebenzeller Mission. Ein fröhlicher Unterricht als Seminarlehrer begann. Er wurde durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen.

Als Heinsen 54 Jahre alt war, nahm sein Dienst noch einmal eine neue Wende. Er übernahm das Inspektorat des Liebenzeller Gemeinschaftsverbandes. Das brachte viele Reisen mit sich. Er, der Junggeselle geblieben war, scheute vor keiner zurück. Er war wie ein Vater bekannt und geliebt. Sein gutes Namensgedächtnis und seine treue Fürbitte brachten ihm viele Junge und Alte sehr nahe und ins Herz hinein. Auch sein Ruhestand blieb tätig und reich. Auf der letzten Wegstrecke ging es dann noch durch eine schwere Krankheitszeit. Über eine ihn sehr erquickende Freude an seinem 79. Geburtstag lassen wir ihn selber berichten:

»Ich begleitete Besucher die Treppe hinab und sah vor unserer Buchhandlung einen Riesenomnibus mit etwa 60 Fahrgästen. Bezeichnet war der Wagen mit den beiden Namen Quickborn und Hamburg. Ich redete einige der Fahrgäste an: »Woher seid ihr denn?« Einer antwortete: »Wir sind fast alle aus Eidelstedt.« Ich erwiderte: »Das ist doch auch mein Heimatort!« Da fingen sie an, meine Verwandten zu nennen. Man kann sich denken, wie mir schnell anders geworden ist! Über 50 Jahre haben meine Schwester und ich in der Abwesenheit von der Heimat für diesen Ort gebetet, sind selten heimgekommen und haben nicht viel von der Frucht unserer Gebete gehört. Jetzt nach 50 Jahren hält ein Riesenomnibus mit vielen Gliedern des Jugendbundes für entschiedenes Christentum (EC), die von der Weltbundtagung in Frankfurt kommen, bei

mir vor der Tür, als wollte mir Gott die unbekannte Frucht der Gebete vor die Augen führen. Das war mein größtes Geburtstagsgeschenk, wertvoller als Blumen und anderes.«

Zwei dankbare Schüler erinnern sich

Viele frühere Schüler des Heimgegangenen tragen dankbare Erinnerungen an ihren Lehrer, der in vielen Fällen auch ihr Seelsorger war, im Herzen. Zweien sei stellvertretend für viele das Wort gegeben.

Missionar Friedrich Walter erzählt:

Wilhelm Heinsen war ein korrekter, oft strenger Lehrer, der mit einem großen Wissen ausgerüstet war. Er gab sich viel Mühe mit den Schülern, besonders mit denen, die keine höhere Schulbildung besaßen. Wie oft war in seinem Eingangsgebet der Satz zu hören: »Herr, verzäume die Lücken unseres Wissens!«

Obwohl Herr Heinsen fast ausschließlich »säkulare« Fächer unterrichtete, hatte er die Gabe, Strahlen aus der ewigen Welt aufleuchten zu lassen. Das geschah hauptsächlich bei den Leseübungsstunden. Er sagte öfter: »Ihr müßt das Wort Gottes so vorlesen, daß es durch die Betonung keiner Auslegung mehr bedarf.« Ferner legte er großen Wert auf die sorgfältige Vorbereitung für die Verkündigung. Er verglich sie mit der schmackhaften Zubereitung des Essens durch die Hausfrau . . .

Heinsen war ein demütiger Mann. Er wohnte jahrelang zusammen mit den Seminaristen auf einem Stock im Missionshaus. Sein Zimmer trug auch den Namen »Demut«. (Die verschiedenen Zimmer tragen noch heute die Namen der Früchte des Heiligen Geistes.)

So streng Herr Heinsen im Unterricht war, so väterlich konnte er außerhalb sein. Alle, die er schon vor dem Eintritt ins Missionshaus kannte, redete er vertraulich mit dem Vornamen an. Viele ältere Brüder hin und her in den Gemeinschaften sprechen noch heute voller Dankbarkeit von ihrem väterlichen Freund Wilhelm Heinsen.

Friedrich Wilhelm Kärcher, später Pioniermissionar in der Südsee, hat schon als Vierzehnjähriger Wilhelm Heinsens Seelsorge erfahren:

Wilhelm Heinsen hielt nach dem Ersten Weltkrieg hin und her viele gesegnete Evangelisationen. Er konnte in beredten Worten klar und verständlich Schuld und Sünde aufdecken, danach aber auch alle die Gnadenverheißungen Gottes und des Herrn Jesus Christus herzlich

anbieten. Er legte Wert auf eine seelsorgerliche Aussprache. Auch ich war als Junge, durch seine Verkündigung angesprochen, bei ihm auf seinem Zimmer. Nach dem Bekenntnis meiner Sünden nahm er seine zerlesene Bibel in die Hand und schlug verschiedene Stellen auf im Alten und Neuen Testament, z. B. 1. Johannes 1, 8–10 und Micha 7, 18 und 19. Ich mußte die Stellen laut lesen, einmal oder zweimal oder gar dreimal. In der Michastelle heißt es, daß Gott »alle unsere Sünden in die Tiefen des Meeres« wirft.

Herr Heinsen fragte mich dann, ob ich von der Schule her noch wisse, wie tief das Meer an seinen tiefsten Stellen sei? »9000 Meter oder noch mehr«, gab ich zur Antwort. Darauf Heinsen: »Gut! Jetzt frage ich dich: Wer holt von dort unten deine Sünden wieder herauf, wenn Gott sie in eine solche Tiefe geworfen hat?« Ich überlegte etwas und sagte: »Ich denke, niemand.« – »Kannst du das jetzt glauben?« Ich hatte nicht den Mut, ja zu sagen. Er wiederholte die Frage. Schließlich, als ich die offene Bibel in seiner Hand sah, gab ich zur Antwort: »Ich glaube es, weil es so in der Bibel steht.« Nun war er zufrieden. Er sagte dann sehr eindringlich, auf die Bibel hinweisend, wie ein Schulmeister, der einem Schüler etwas beibringen will: »Glaube immer dem, was in der Bibel, im Worte Gottes steht!« Wir knieten dann nieder und beteten. Als wir aufstanden, war ich meines Heils gewiß. Von Liebenzell kam bald darauf ein kurzer Brief mit einer schönen Karte, auf der alle Bibelworte angegeben waren, die für einen jungen Christen wichtig sind, vor allem die, welche von der Vergebung und dem rettenden und reinigenden Blut Jesu Christi handeln.

Wenn Herr Heinsen wieder einmal zu einer Versammlung in unser Dorf kam, dann sagte er wohl bei der Verabschiedung: »Komm nachher noch auf mein Zimmer! Ich möchte gerne hören, wie es dir geht.« Er interessierte sich für alles und machte Mut zu einer klaren und tapferen Nachfolge Jesu Christi. Er betete oft folgendermaßen: »Herr, sei eine Mauer um ihn her. Verzäune ihn vor dem Bösen, verstopfe seine Ohren vor dem Schlechten, mache ihn blind der Sünde gegenüber.« Es war ihm ein großes Anliegen, daß man nicht bei der Bekehrung stehenblieb, sondern dadurch weiterkam, daß man treu die Bibel las, betete und sich zur Gemeinschaft der Gläubigen hielt.

»So erlebte ich Herrn Heinsen«

Schwester Hanna Müller hat fast 20 Jahre lang Wilhelm Heinsen als Sekretärin und Mitarbeiterin im Liebenzeller Gemeinschaftsver-

band (LGV) zur Seite gestanden. Hören wir aus ihren Erinnerungen an ihn:

Herr Heinsen war ein Frühaufsteher. Er nahm sich viel Zeit für seine Bibel. Er war im Worte Gottes daheim. Er sagte: Das Lesen des Wortes Gottes ist ein Jungbrunnen. – Er war auch ein treuer Beter. Da lagen die Wurzeln seines so gesegneten Lebens und Dienstes. Da sein Gehör verhältnismäßig früh nachgelassen hatte, kam es öfter vor, daß er das Anklopfen an seiner Tür nicht hörte, wenn ihn etwa jemand sprechen wollte. Vorsichtig öffnete ich dann die Tür um nachzusehen, ob er da war. Mehr als einmal traf ich ihn auf den Knien liegend an, er redete mit seinem Gott. Wie viele Männer und junge Männer kannte er mit Namen, und er brachte sie täglich im Gebet vor den Herrn. Durch die treue Fürbitte prägten sich ihm die Namen um so nachhaltiger ein. – Wie oft hat er mir in Briefen den Satz diktiert, der ihm sehr wichtig war und den er selber praktizierte: »Fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert.«

Herr Heinsen war für alles sehr dankbar. Wenn er von seinen Sonntagsdiensten zurückgekommen war, bekamen in der Regel in der darauffolgenden Woche alle noch einen schriftlichen Dank, die ihm irgendeine Freundlichkeit gezeigt hatten, sei es, daß sie ihn zu einer leiblichen Erquickung und Stärkung eingeladen, ihm eine Misionsgabe mitgegeben oder sonst etwas Gutes erwiesen hatten . . .

Älteren Menschen fällt es oft nicht leicht, ihre Arbeit aus der Hand zu geben und sie jüngeren Kräften zu überlassen. Wie vorbildlich trat Herr Heinsen zurück! Er redete seinem Nachfolger nie etwas darein, wenn er selber in dem einen oder andern Fall auch anders entschieden oder gehandelt hätte. Er zog sich ganz zurück, um noch mehr als bisher den wichtigen Dienst im Kämmerlein zu tun . . .

Über Karfreitag und Ostern 1958 hatte Herr Heinsen im Bezirk von Bruder Gottlieb Weiland Dienste zugesagt. Am Gründonnerstag brachte ich ihn nach Bretten, und am Osterdienstag sollte ich ihn dort wieder abholen. Nicht wenig erschrak ich, als Bruder Weiland am Vormittag des Karfreitags anlütete und mich aufforderte, Herrn Heinsen sofort wieder abzuholen, er sei krank. Er habe in der Nacht den ersten Schlaganfall erlitten und sei so verändert, daß man fragen müsse, ob er überhaupt noch lebend wieder in Liebenzell ankomme. Damit begann für Herrn Heinsen eine schwere Leidenszeit mit wiederholten Schlaganfällen. Wie manchmal sagte er oder diktierte es mir in Briefen: »Gott zieht mich ganz aus.« Doch nie kam ein Wort der Klage oder der Ungeduld über seine Lippen. Er war mit Gottes Weg einverstanden . . .

Zum Abschluß noch einige Aussprüche von Herrn Heinsen:

»Dicke Freundschaft ist meist Abgötterei. – Man muß das Lob abschütteln wie ein nasser Hund das Wasser. – Gott muß oft viel einheizen, bis er uns in die rechte Form gießen kann. – Man kann über die Fehler der Gotteskinder nicht leise genug sprechen. – Wünsch dir deinen Schleifstein nie aus dem Haus!«

»O wie lieb ich, Herr, die Deinen!«

Wilhelm Heinsen war nicht nur von amtswegen Gemeinschaftsinspektor, sondern von Herzen und Wesen Gemeinschaftsmann. Er liebte die Brüder und Schwestern. Unter ihnen war er daheim. Ihre Freude und ihr Leid trug er mit. Ihre Bibelfestigkeit, Diensttreue und Heiligung lagen ihm am Herzen. Seine Reiseberichte in dem von ihm herausgegebenen »Liebenzeller Gemeinschaftsboten« sind oft köstlich zu lesen. Daraus noch zwei Auszüge:

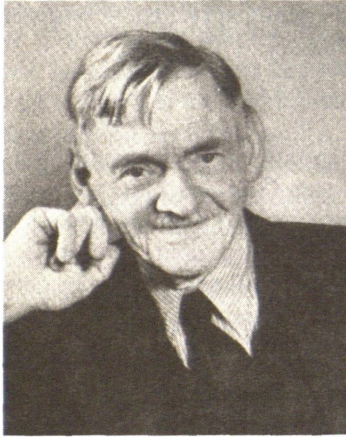
»Zu Fuß und per Rad kamen sie zum Bibelkurs an. Im Ort oder in seiner Nähe fanden sie ein Nachtlager. Von neun Uhr an fand nach kurzer Andacht eine Gebetsvereinigung statt, worauf wir von zehn bis zwölf Uhr tüchtig vor unserer Bibel saßen, in der wir nicht nur blätterten, sondern uns auch vom Herrn manches unterstreichen ließen.

Die Wiedergeborenen auf Erden sind alle nahe miteinander verwandt, weil sie durch ein Blut erkaufte, mit einem Geist getauft, durch einen Mann gerettet und für eine Herrlichkeit bestimmt sind. Sie finden sich gleich . . . Es ist ein Geschenk vom Herrn, wenn man einander nach Jahren wieder in die Augen blickt und noch bei dem Herrn ist, unter sich gewurzelt und über sich Frucht gebracht hat.«

Noch eine liebevolle Mahnung von Wilhelm Heinsen aus dem Jahre 1934, erquicklich und nachdenklich zu lesen für die viel zahlreicheren und mehr gefährdeten Verkehrsteilnehmer aus dem Jahre 1976: »O ihr lieben Brüder, alle, die ihr Fahrräder, Motorräder oder Autos für eure weiten Wege benützt, gewöhnt euch nicht daran, ohne ernstes Gebet um Bewahrung das Haus zu verlassen! Es hat mich ganz bewegt, als bei unserer Abfahrt irgendwo ein kleiner, lieber Hermann plötzlich seine Hände faltete und sagte: ›Heiland, nun fahr du!‹ Und er hat es getan.«

Arno Pagel

Hermann Mettel



Geb. 19. 10. 1879 in Annweiler (Pfalz). Ausbildung zum Diakon in Bethel bei Bielefeld. Als solcher in von Bethel besetzten Häusern in der Senne (Landstrich zwischen Bielefeld und Paderborn) und Bremen (Krankenhaus) tätig. 1909 Jugendleiter in Dortmund (Arbeit der Schüler-Bibelkreise, BK). 1913 Reiseprediger des Pfälzischen evangelischen Vereins für innere Mission in Waldfishbach. 1922 CVJM-Sekretär in Kaiserslautern. Von 1924 an Prediger der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland an der Nahe, zuerst in Niederwörresbach bei Idar-Oberstein, dann

in Kirn. 1949 im »tätigen Ruhestand«. Gest. 7. 7. 1956.

Aus der Heimat in die Weite

Hermann Mettel war das dritte von neun Kindern einer pfälzischen Pfarrersfamilie. Früh war über dem kleinen Jungen Gottes gute und mächtige Hand. Sie errettete ihn aus einer gefährlichen Erkrankung: Hirnhautentzündung. Kurz vor Hermanns Konfirmation starb der Vater, er war zu der Zeit Dekan in Homburg. Schon vorher war es öfter in der großen Familie knapp hergegangen. Jetzt aber wurde eisernes Sparen rauheste Wirklichkeit. Die Mutter verzog nach Zweibrücken, vor allem wegen der Schulausbildung ihrer Kinder. Hermann besuchte dort das humanistische Gymnasium. Ein Konflikt, in den er – ohne eigene Schuld – mit einem Lehrer geriet, war mit der Grund dafür, daß er trotz seiner Begabung das Abitur nicht schaffte. Sein griechisches Neues Testament war ihm aber sein Leben hindurch vertrauter als manchem Theologen.

Mit 17 Jahren war Hermann Mettel ein bewußtes Eigentum Jesu Christi. Wenn ihm auch die theologische Laufbahn seines Vaters nicht möglich war – eine »Universität« hat er trotzdem besucht. In Bethel wurde er Schüler eines Genies der Liebe, des Vaters Bodelschwingh. Da lernte er menschliche leibliche und seelische Not in

ihren Tiefen kennen, wie ihm das kein Hochschulstudium vermittelt hätte.

Was sich schon in Bethel zeigte, setzte sich in Dortmund fort: Hermann Mettel hatte eine ganz besondere Gabe für die Jugendarbeit, vor allem für den Umgang mit Jungen. Dabei kam ihm seine musikalische Begabung zustatten. Er konnte auch großartig erzählen. Das kam seiner Bibelarbeit sehr zugute. Greifbar plastisch ließ er die Geschichten und Heilswahrheiten der Heiligen Schrift vor seinen Jungen erstehen. Und was für ein froher Wandersmann war er! Kein Wunder, daß seine Buben für ihn »schwärmten«! Doch lag ihm alles daran, daß seine Arbeit nicht im seelischen Betrieb steckenblieb, sondern daß sie Wegweisung zu Jesus war.

Gemeinschaftsprediger in der Pfalz

Kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges folgte Hermann Mettel einem Ruf in die heimatliche Gemeinschaftsarbeit nach Waldfishbach. Dieser Dienst wurde durch eine insgesamt etwa zwei Jahre umfassende Kriegsteilnahme unterbrochen. Zu dem gesprochenen Wort kam bei ihm bald das geschriebene. Auch zum Schmieden von anspruchlosen Versen, die aber keineswegs bloße Reimerei waren, zeigte er Begabung. Er hat z. B. seine Kriegserlebnisse in einem Gedichtbändchen »Friedensklänge aus Kriegszeiten« niedergelegt und es später noch durch Prosa erweitert.

In der Pfalz hatte er einen sehr ausgedehnten Bezirk zu betreuen. Dabei waren seine großen und treuen Füße das am meisten von ihm gebrauchte Verkehrsmittel. Spät genug lernte er noch das Radeln. Ein Büchlein voll köstlichen Humors »Mein erstes Fahrrad« schildert seine ergötzlichen und zu Herzen gehenden Erlebnisse auf und mit diesem »Vehikel«. Oft war er auch nachts unterwegs. Was er da sann und erlebte, hat er den Seiten des Büchleins »Nachtwanderers Gedanken« anvertraut. Ein Verwandter von ihm, der spätere Dekan von Bergzabern Theodor Rettig (von dessen Erinnerungen manches in diesem Beitrag verwertet ist), berichtet die folgende kleine Begebenheit:

Einmal kam im Wald eine verdächtige Person auf Hermann Mettel zu, um ihn wohl anzugreifen. Er hatte seinen nicht gerade kleinen Hausschlüssel bei sich. Reflexartig zog er ihn, richtete ihn in der Dunkelheit nach dem Auge des Strolches und fragte: »Soll ich abdrücken?« Der machte kehrt und nahm Reißaus. Mettel fragte sich nachher, ob eine solche, eigentlich lügnerische Reflexhandlung vor Gott recht sei.

Als der Pfälzische evangelische Verein für innere Mission sein Blatt »Himmelwärts« herausgab, war der wortbegabte Hermann Mettel an der Entstehung und der inhaltlichen Prägung selbstverständlich beteiligt. Daß er – der übrigens sein Leben hindurch unverheiratet blieb – wieder viel von seinem Herzen und von seiner Zeit der Jugend gab, ist nach den Dortmunder Erfahrungen nicht verwunderlich. Hören wir einen Mitarbeiter der pfälzischen Gemeinschaftsarbeit, der Hermann Mettel seinen väterlichen Freund nannte: »Besonders hervorzuheben ist seine Arbeit unter der Pfälzer Jugend. Von ihr wurde er nur ›Onkel Mettel« (eine Bezeichnung, die sich später bei jung und alt einbürgerte) genannt. Er verstand es meisterhaft, Kontakte mit der Jugend zu knüpfen, und sah seine Hauptaufgabe darin, sie dem Herrn Jesus zuzuführen. Sonntags nahm er gewöhnlich von der Jugend zwei bis drei mit zu den Versammlungen im Bezirk, um ihnen die Missionsarbeit liebzumachen, und gewann mit der Zeit den einen und andern zur selbständigen Mitarbeit.«

Die Jahre an der Nahe

Als Hermann Mettel in den Dienst der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland trat, begleitete ihn seine »Got« (pfälzisches Wort für Patin), um ihn zu umsorgen: »Das war aber auch notwendig. Hatte er es von Bodelschwingh übernommen, daß er imstande war, Notleidenden auch seine nötigsten Kleidungsstücke zu schenken – von Nahrung gar nicht zu reden? Hier war ein Steuern und Ausgleichen unerläßlich. Er hat das in späteren Jahren wohl auch erkannt – aber knauserig ist er nie gewesen!«

Mettels ganze Treue gehörte den Versammlungen, Bibelbesprech- und Jugendstunden. Auch in kirchlichen Gottesdiensten hat er oft ausgeholfen. Wie oft hat er in den Jahren des Zweiten Weltkrieges eingezogene Pfarrer vertreten! Er hat zeitweise Sonntag für Sonntag fünf Gottesdienste gehalten und dabei etwa 75 Kilometer Berggelände mit dem Fahrrad bewältigt!

Am Kampf der Bekennenden Kirche in der Zeit des Dritten Reiches hat er mit dem Herzen Anteil genommen. Mit einem ihrer Märtyrer, dem tapferen Pfarrer Paul Schneider aus Dickenschied im Hunsrück, war er väterlich-freundschaftlich verbunden. In einer denkwürdigen Nachtstunde haben sich die beiden einmal getroffen. Paul Schneider wollte trotz seiner Ausweisung aus dem Rheinland am nächsten Sonntag wieder in seiner Gemeinde predigen. Mettel fragte ihn: »Ist das nötig, sich so in Gefahr zu begeben?« Als Ant-

wort griff Schneider zu seiner Taschenbibel und las aus Johannes 10 die Verse vor von dem guten Hirten, der sein Leben für die Schafe läßt, und von dem Mietling, der die Herde feige im Stich läßt. Darauf war ein langes Schweigen zwischen den beiden Männern, das Mettel, innerlich gepackt, schließlich mit den Worten beendete: »Dann gehen Sie in seinem Namen!«

Höhepunkte im Dienstleben von Hermann Mettel waren die jährlichen Bibelkurse in Kirn zu Ausgang des Winters. Dazu rief er gern Brüder von auswärts, daß sie mit am Netz des Evangeliums zogen. Er selber erhielt auch manchen Ruf zu auswärtigen Diensten. Ganz daheim war er in dem bekannten Bibel- und Erholungsheim Hohegrete bei Au an der Sieg. Dort waren seine originellen Bibelkurse sehr begehrt. Evangelisationen führten ihn an viele Orte in deutschen Landen.

Mit zitterndem Herzen folgte er einmal einer Einladung in die Stadtmission in Bonn. Der Brief, in dem er um seinen Dienst gebeten wurde, war von dem hochgelehrten Professor der Kirchengeschichte D. Wilhelm Goeters und andern Männern mit Titel und Namen unterschrieben. Mettel staunte mächtig, als nach dem ersten Vortrag ein Oberlehrer ihn liebevoll zur Rede stellte und sagte: »Lieber Bruder, wir sind hier gewohnt, Gottes Wort schlicht und einfach zu hören. Nehmen Sie doch bitte Rücksicht auf unsere einfältige Art! Gestern abend gebrauchten Sie bei Ihrer Verkündigung sieben Fremdwörter!« Nach dieser Vermahnung hat Mettel dann nicht mehr versucht, im berühmten Bonn in die Saulsrüstung der Gelehrsamkeit zu steigen, sondern ist ganz er selber gewesen. Das hat ihm am Schluß der Nachmittagsbibelstunden eine brüderliche Anerkennung durch Prof. Goeters eingebracht: »Wie danke ich meinem Gott, daß er mich durch das gehörte Wort so erquickt hat!«

Regelmäßig diente Mettel in Trier einem Hauskreis, den ein bekannter Arzt sammelte. Dort galt der schlichte Gottesmann als ein gründlicher biblischer Theologe und wurde gern gehört.

Schließen wir noch zwei originelle Begebenheiten an! An einem Sonntag, an dem Onkel Mettel eine auswärtige Festpredigt halten sollte, hatte er vor dem Aufbruch noch rasch einen Korb gespaltenen Holzes für die Haushälterin herbeischaffen müssen. Dazu war er in seinen alten Arbeitskittel geschlüpft. Als es dann mit der Zeit eilte, vergaß er, sich von diesem zu trennen, zog vielmehr den Sonntagsrock darüber. Als er dann vor der Predigt in den Talar steigen wollte, riet ihm der Ortspfarrer, die Jacke vorher lieber auszuziehen, damit er auf keinen Fall in zuviel Schweiß gerate. Da wurde

dann zum Verwundern des geistlichen Herrn das Holzschuppen-
gewand sichtbar! Das konnte doch nicht gut in der Sakristei herum-
liegen, so behielt Mettel es an. Der Text war das Gleichnis vom ver-
lorenen Sohn. Beweglich schilderte der Prediger die Liebe des Va-
ters, der den Jungen in seinen Lumpen wieder an- und aufnimmt.
Dabei öffnete er den Talar, und die Gemeinde schaute staunend auf
ein wirkliches Lumpenkleid. Diese Dramatisierung ist den Hörern
lange im Gedächtnis haftengeblieben.

Ähnlich erging es einer Predigt von Onkel Mettel über das Wort
»Sela«. Dieses kommt in den Psalmen als ein für uns heute nicht
leicht zu deutendes Musikzeichen öfter vor. Bei der Grundsteinle-
gung zu einem Missionshaus, bei der Mettel sprechen sollte, hatte er
eigentlich einen andern Text behandeln wollen. Aber der war ihm in
dem ausführlichen Grußwort eines andern weggenommen worden.
Den »Ersatztext«, zu dem er sich dann rasch entschloß, legte ein
weiterer der zahlreichen Redner ebenfalls ergiebig aus. Da erbat
sich Mettel eine Verschiebung seiner Programm-Nummer und ar-
beitete rasch eine Ansprache über das Wort »Sela« aus. Bei diesem
Text war er einigermaßen gewiß, daß er ihm von keinem andern
wieder weggenommen würde. Was er dann sagte, war so originell
und einprägsam, daß man noch nach Jahren von der »Sela-Predigt«
sprach, während alles andere des Gehörten untergegangen und ver-
gessen war.

Erinnerungen einer Hörerin

Hören wir jetzt zur ergänzenden Charakterisierung von Onkel
Mettels Wesen und Dienst die quellfrischen Ausführungen eines
Stadtmissionsmitgliedes von Kirn. Es handelt sich um Auszüge aus
einer längeren Darstellung:

Es war ein großer Tag für uns Gemeinschaftsleute, als Onkel mit
seiner Got im Herbst 1927 zu uns nach Kirn kam. Vom ersten Tage
an war ihr Haus offen für jedermann, besonders aber für die Ju-
gend, die ausgiebig davon Gebrauch machte. Obwohl beide nicht
mehr die Jüngsten waren, nahmen sie doch alle Unruhe, Arbeit und
Mühe, die damit verbunden waren, willig auf sich. Für alle, die das
Wort liebten, begann nun eine wunderschöne Zeit. In ungeahnter
Weise wurde uns der Reichtum des Wortes Gottes erschlossen.
Niemals war es langweilig . . . Onkel hatte ein reiches Wissen und
eine tiefe Erkenntnis, von der wir im Laufe der zwanzig Jahre seines
Wirkens profitieren durften. Trotzdem war er ungemein beschei-
den. Er hatte eine große Ehrfurcht vor dem Wort, an das er mit gro-

ßer Behutsamkeit herantrat. Er war ein rechter Theologe. Niemand hätte allerdings in dem schlichten Mann, der mit dem Rucksäkel auf dem Rücken landauf landab zog, diesen Denker vermutet. Wie fröhlich konnte er auch mit uns sein! Alle Unnatur und Verkrampfung war ihm zuwider. Wo er solche witterte, konnte er scharf werden . . .

Bei den Bibelkursen war immer ein Kursus für Sonntagsschulhelfer mit eingeplant. Hier war Onkel so ganz in seinem Element. Man war immer erstaunt, wie er, der doch keine Kinder hatte, sich in der Kinderseele auskannte. Nie habe ich wieder jemand gehört, der so originell und fesselnd das Evangelium Kindern darbieten konnte wie er . . .

Onkel als Erzähler! Das gäbe ein Kapitel für sich. Gerade beim Erzählen kam so recht sein reiches und tiefes Gemüt zutage. Oft wurden dabei unsere Lachmuskeln ordentlich strapaziert. Was hat er uns nicht alles in den vielen Jahren erzählt, bei Familienfesten, in Freizeiten, bei Ausflügen, Sommer- und Waldfesten! Er hatte immer etwas zu erzählen: aus der Kinder- und Jugendzeit, aus dem Elternhaus, von Kriegserlebnissen aus dem Ersten Weltkrieg, aus seiner Zeit in Bethel und seiner Jugendarbeit in Dortmund . . .

Onkel und die Jugend! Es dauerte nicht lange, da entwickelte sich bei ihm eine blühende Jugendarbeit, und das ohne Propaganda und besondere Werbemethoden. Tief im Herzen glühte ihm der heiße Wunsch, Jugend für Jesus zu erobern. Die Schreiberin ist einmal dabei gewesen, als er der männlichen Jugend einige Mitarbeiter des Paulus schilderte. Einzigartig! Wie ein Echo klang es hinterher: »Wir wollen unerschrocken sagen, was unser Herz in Jesus fand.« Dann kam das Dritte Reich und mit ihm die nationalsozialistische Jugendbewegung. Wie ein Sturmwind fegte sie auch über unsere Arbeit hinweg. Die Alten rückten näher zusammen, obwohl auch da einige abfielen. Aber die Jugend, die schon von der Schule unter Druck gesetzt wurde, bröckelte mehr und mehr ab. Als der Krieg kam, war nur noch ein kleines Häuflein da. Aber aus dem Felde erreichte Onkel mancher Brief, aus dem sichtbar wurde, daß seine Arbeit nicht vergeblich war.

Aus dem Papierkorb der Erinnerungen

Öfter ist in diesem kurzen Lebensabriß von der besonderen Erzählgabe Hermann Mettels die Rede gewesen. Damit das nicht nur Theorie bleibt, sollen davon noch zwei kleine Proben gegeben werden. Sie sind dem bekanntesten Büchlein aus Onkel Mettels Feder ent-

nommen, der Sammlung »Aus dem Papierkorb der Erinnerungen«, die mehrere Auflagen erlebt hat.

Das muß man an der Quelle trinken

Wir hatten wieder einen Ausflug nach G. gemacht, hatten die Schwäne besucht und Sehenswürdigkeiten bestaunt und dann ein fröhliches Fangspiel im Wald gemacht. Danach setzten wir uns bei der Quelle nieder und genossen unser mitgebrachtes Brot und holten uns dazu den Labetrunk aus dem reichlich fließenden Brunnen: das waldfrische, etwas nach Tannenharz schmeckende Wasser. Ich dachte, wie mir der köstliche Trunk so wohl tat, an die Mutter daheim, die durch die Pflichten zu Hause festgehalten war: »Warte, Mutter, auf das köstliche Wasser brauchst du nicht zu verzichten.« Ich fülle die leere Flasche und stecke sie in den Rucksack; das will ich der Mutter mitbringen.

Der Heimweg ist weit und sonnig. Froh und dankbar gelange ich im Elternhause an: »Mutter, komm, ich habe dir etwas mitgebracht. Da, trink einmal!« Ich hatte von dem Inhalt der mitgebrachten Flasche ein Glas gefüllt und reichte es der Mutter hin.

»Was ist das?«

»Versuch's nur einmal, ob du schon so etwas Feines getrunken hast.«

Die Mutter trinkt, schüttelt sich und spricht: »Pfui! Was willst du mit dem lauen, abgestandenen Wasser?«

»Mutter, das ist doch von der Gutenbrunner Quelle!«

»Trinke doch einmal selbst, Bub!« Ich trinke. Tatsächlich, ich krieg's nicht runter, das widerliche, warme Zeug. Ich muß es ausspucken.

»Kind, solches Wasser schmeckt nur, wenn es an der Quelle getrunken wird!«

So ist es auch mit unserem christlichen Glauben. Ist er nur ererbt, anezogen, hergebracht, angewöhnt, dann ist er ohne Kraft. »Weil du aber lau bist und weder warm noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde« (Offb. 3, 16). – »Wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm geben werde, den wird ewiglich nicht dürsten, sondern es wird ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt« (Joh. 4, 14).

Viele unserer Zeitgenossen wenden sich schüttelnd vom christli-

chen Glauben ab, weil ihnen oft abgestandenes, laues Wasser vorge-
setzt wurde. Würden sie einen Trunk tun aus der Quelle selbst, gäbe
es mehr Quellenchristen!

Geschäftsempfehlung

Mein Stahlroß muß mich nach M. bringen, wo ich zum Jahresfest
erwartet werde. An einer schlecht übersehbaren Straßenecke, kurz
vor dem Ortseingang von K., streift mich ein Auto am Hinterrad
und wirft mich ab. Ich persönlich komme glimpflich davon, aber
mein Hinterrad ist vollständig verbogen. Neugierige kommen. Das
ist ein peinliches Gefühl bei solchen Gelegenheiten. Sie wollen hel-
fen, das Rad wieder zurechtzutreten. Alle Versuche führen zu kei-
nem guten Ende. Die Uhr läuft vorwärts. Hier ruhig bleiben ist eine
große Kunst.

Auf einmal zupft mich ein kleiner Knirps: »Sie, mein Vater kann's
machen!«

»Ja, Junge, wo ist denn der?«

»Dort wohnen wir.«

Er deutet auf eines der ersten Häuser, ein Schild macht auf die Fahr-
radwerkstätte aufmerksam. Wir tragen zusammen das verunglückte
Rad hin. Innerhalb von zwanzig Minuten ist der Schaden behoben.
Als ich das Rad zur Einfahrt herausschiebe, schaut mich der Junge
strahlend an: »Ist mein Vater nicht geschickt?«

Im Weiterfahren muß ich unablässig an den Jungen denken: »Mein
Vater kann's machen.« – »Ist mein Vater nicht geschickt?«

Wir nennen uns Kinder Gottes. O wie viele begegnen mir auf der
Landstraße des Lebens, die nicht mehr weiterkönnen, die Schaden
genommen haben! Was wär's, wenn auch wir unseren Mitmenschen
eine Empfehlung wären für unseren Vater im Himmel? »Mein Vater
kann's machen!« – »Hoffet auf ihn allezeit, liebe Leute; schüttet
euer Herz vor ihm aus; Gott ist unsere Zuversicht« (Ps. 62, 9). Und
wie dürfen wir nach mancher Hilfe aus Verlegenheit es bestätigen:
»Ist mein Vater nicht geschickt?« – »Er hat alles wohl gemacht!«

Arno Pagel

Fürstin Sophie Lieven



Geb. 29. 12. 1880 in Petersburg (heute Leningrad). Tochter des ehemaligen Oberhofmeisters des Zaren Alexander II. von Rußland. Aufgewachsen in einem Elternhaus, das von der Erweckung unter dem hohen russischen Adel geprägt war. Nach der bolschewistischen Revolution verarmt und lange Zeit im Gefängnis. Seit 1933 in der Emigration in Paris. Nach dem Zweiten Weltkrieg Mitglied des erweiterten Vorstandes des Missionsbundes »Licht im Osten«. Viele Besuche und Reisen in Deutschland. Gest. 11. 9. 1964.

Die Fürstentochter im Heim der Heilsarmee

In einem Heim der Heilsarmee in Paris lebten zwei russische Damen, die sich trotz ihrer Mittellosigkeit bemühten, noch ärmeren russischen Emigranten in ihrer Not zu helfen. Einige Jahre hindurch hatten sie in dem Zimmer, das sie miteinander teilten, einen schlichten Mittagstisch eingerichtet, an dem täglich hungrige Leute wenigstens einen Teller warmer Suppe zu sich nehmen konnten. Es ist vorgekommen, daß die eine der Einwohnerinnen eine obdachlose Frau in ihrem Bett schlafen ließ und das eigene Lager auf dem Fußboden herrichtete.

Die eine dieser beiden Damen war die jüngste Tochter einer der reichsten Familien des alten Zarenreiches, deren Vorfahren zu den ältesten Geschlechtern des deutsch-baltischen Adels gehörten. Es war Fürstin Sophie Lieven, die Tochter des einstigen Oberhofmeisters des im Jahre 1881 ermordeten Kaisers (Zaren) Alexander II., des Bauernbefreiers. Fürst Lieven stand seinem Kaiser persönlich sehr nahe und folgte dem Zaren bald an gebrochenem Herzen ins Grab. Die Fürstin-Witwe blieb mit ihren fünf Kindern – zwei Söhnen und drei Töchtern – zurück. Sophie, die jüngste, hatte ihren Vater nicht mehr gekannt.

Äußere Sorgen blieben den des Gatten und Vaters Beraubten er-

spart. Sie besaßen im Inneren des russischen Reiches wie im Baltenland große Güter. In Kurland lag nicht weit von der Landeshauptstadt Mitau das Rittergut Mesoten. Am liebsten weilte die Familie im Sommer in dem lieblich gelegenen Kremon, einem kleinen Gut in der sogenannten livländischen Schweiz.

Außerdem besaß Fürst Lieven in Petersburg (heute Leningrad), der Hauptstadt des Zarenreiches, eins der schönsten Schlösser in der Morskajastraße, dessen Festsaal zeitweise für Touristen zur Besichtigung freigegeben war. Er war bekleidet mit köstlichem Malachit aus dem Ural. Dieses Haus sollte in der Reichsgeschichte Rußlands eine wichtige Rolle spielen.

Erweckung unter dem hohen russischen Adel

Um die Kindheit und Jugend der Prinzessin Sophie zu verstehen, müssen wir Ereignisse berühren, die in ihrer Familie eine tiefgehende Veränderung hervorriefen. In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde der für Rußland unglückliche Krimkrieg geführt, in dem die verbündeten Staaten England und Frankreich das große Zarenreich besiegten. Am Kampf um den Kriegshafen Sewastopol nahm auf englischer Seite Sir Granville Augustus William Waldgrave teil, der später nach dem Tode seines Vaters den Titel Lord Radstock erbt. Dort auf der Krim lag Waldgrave in schwerer Krankheit, dem Tode nahe und übergab sein Leben im Glauben dem Herrn Jesus Christus. Nach seiner Genesung wurde er ein treuer Zeuge seines Herrn. Über ein Jahrzehnt betete er darum, daß ihm der Herr die Möglichkeit gebe, in Rußland, dessen Feind er einst im Kriege gewesen war, die Jesusbotschaft sagen zu können. Aber alle Türen schienen verschlossen.

Anfang der siebziger Jahre fuhr Lord Radstock öfter nach Paris, um in den Salons der Aristokratie Bibelstunden zu halten. Eines Tages begegnete ihm dort eine Dame des Hochadels, die der Familie des Zaren nahestand. Durch seine Reden beeindruckt, lud sie Lord Radstock ein, auch in Petersburg in ähnlicher Weise zu wirken. Sie erklärte sich bereit, ihm die Wege zu ebnen.

Es war im Winter 1874, als Radstock zum erstenmal nach der russischen Hauptstadt an der Newa fuhr. Da er nicht Russisch sprechen konnte, führte er seine Versammlungen in englischer und französischer Sprache durch, deren der Hochadel völlig mächtig war. Ohne besondere Rhetorik, ohne Künste der Überredung hielt der englische Lord seine schlichten Stunden, die sich nur auf die Aussagen

der Bibel stützten und allein der Kraft des Wortes Gottes Raum gaben.

Es war erstaunlich, wie der Herr das Zeugnis seines demütigen und glaubensfrohen Jüngers segnete. Es entstand eine tiefgehende Erweckung unter der durch Reichtum, Lebensgenuß und vielfach auch Leichtsinn verwöhnten und verführten höheren Gesellschaft. War die Zahl derer, die in diese Bußbewegung hineingezogen wurden und eine echte biblische Bekehrung erlebten, zuerst auch nur klein – alle kannten sich mit Namen und glichen bald einer großen Familie –, so handelte es sich doch zu einem großen Teil um Männer in höchsten Stellungen. Sie waren einflußreich durch ihre Ämter und äußerlich unabhängig durch großen Reichtum.

Neben dem Oberzeremonienmeister des Zaren, Graf Modest Modestowitsch Korff, war es besonders einer der Flügeladjutanten des Kaisers, Oberst Wassilij Alexandrowitsch Paschkow, der nach viel innerem Widerstand von der Wahrheit des Evangeliums überwunden wurde. Dazu kamen der frühere Verkehrsminister Graf Bobrinskij und eine Anzahl Hofdamen und Witwen hochgestellter Beamter.

Auch das Haus des Fürsten Lieven wurde vom Geiste Gottes erfaßt. Der Fürst selbst – schon leidend – trat zwar nicht in den Vordergrund, stellte aber gern die Räume seines Hauses zur Verfügung. Prinzess Sophie wuchs von klein auf in diese Bewegung hinein. Etwa im Teenageralter schlug auch für sie die Stunde der bewußten Entscheidung für Jesus.

Paschkow wurde der geistliche Führer der Petersburger Erweckung. Er stellte ihr große soziale und evangelistische Aufgaben, zu denen er nicht nur sein Geld, sondern auch seine Person voll zur Verfügung stellte. Als er von der stundistischen Erweckungsbewegung unter den Bauern im Süden Rußlands hörte, wagte er es, Vertreter von dort zu einer Glaubenskonferenz nach Petersburg einzuladen. Gegen die stundistische Bewegung aber und überhaupt gegen alle Abweichung von der orthodoxen Staatskirche richtete sich der erbitterte Zorn von Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszew, dem Oberprokurator des Hl. Synod. In diesem Amt stand er im Namen des Kaisers an der Spitze der orthodoxen Staatskirchenleitung. Er war ein glühender Nationalist, für den russisch und orthodox identisch waren.

Die evangelische Bewegung in der Nähe des Hofes war Pobjedonoszew längst ein Dorn im Auge. Nun schlug er zu. Die Konferenz

wurde am dritten Tag gewaltsam aufgelöst und ein Prozeß gegen Paschkow und seine Freunde eingeleitet. Es halfen keine hohen Beziehungen und kein Reichtum. Weil Korff und Paschkow kein Versprechen geben wollten, ihre evangelistische Tätigkeit fortan einzustellen, wurden sie aus Rußland ausgewiesen. Paschkow ging nach Paris, Korff nach Deutschland und der Schweiz. Bobrinskij wurde auf seine Güter auf der Krim verbannt.

Da die Versammlungen im Lievenschen Hause trotzdem fortgesetzt wurden, sandte Zar Alexander III. einen Adjutanten zur Fürstin und ließ ihr sagen, Seine Majestät der Kaiser wünsche diese Versammlungen nicht. Es gab ein längeres Gespräch, an dessen Schluß die inzwischen Witwe gewordene Fürstin sagte: »Fragen Sie Seine Majestät, ob ich ihm oder meinem Herrn Jesus Christus gehorchen soll!« Feinde der Familie rieten dem Kaiser durchzugreifen. Aber er, ein ritterlicher Mann, sagte: »Sie ist eine Witwe. Laßt sie in Frieden!«

So lenkte es Gott, daß jahrzehntelang die Versammlungen im Palais Lieven durchgeführt wurden. Zwar stand das Haus unter polizeilicher Beobachtung, aber die Zahl der Teilnehmer wuchs. Es wurde jede Sensation vermieden. Man bemühte sich, nicht aufzufallen. Professor Karl Heim, der als Sekretär der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung im Anfang unseres Jahrhunderts auch Petersburg besuchte, erinnerte sich, daß am Schluß solch einer Versammlung die Teilnehmer gebeten wurden, einzeln oder zu zweien das Haus zu verlassen.

Prinzessin Sophie, die Tochter, erzählte uns später lachend, wie der diensthabende Polizeioffizier je und dann bei ihrer Mutter erschienen sei und ihr bloß gesagt habe: »Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen.«

Bibel und rote Fahne

Im Hause dieser tapferen Zeugin Christi wuchs Sophie mit ihren älteren Geschwistern auf. Wie meist bei solchen Erweckungsbewegungen wurde die Grenze zwischen Gemeinde und Welt streng gezogen. Das hätte bei der Jugend Widerspruch wecken können. Aber es spricht für die Echtheit der Evangeliumserkenntnis der Mutter, daß keines der Kinder in Opposition geriet. Andererseits wurde es auch nicht für selbstverständlich gehalten, daß der Glaube der Eltern sich auf die Kinder vererbte. Jedes der Kinder fand früher oder später den persönlichen Anschluß an Jesus, nicht ohne Kämpfe und nicht ohne ernste Sündenerkenntnis.

Bald stand Prinzess Sophie mit den Geschwistern im lebendigen Dienst des Herrn. Das war überhaupt ein hervorstechendes Merkmal der Erweckung, daß niemand versuchte, das persönliche Engagement durch Zahlungen von Mitgliedsbeiträgen loszukaufen. Der Oberzeremonienmeister verteilte die Traktate unter den Droschenkutschern persönlich. Der reiche Oberst hielt selbst Andachten in den Teestuben, die er im Kampf gegen die Trunksucht geschaffen hatte. Er ging in die Krankenhäuser, um mit den Kranken zu beten, nachdem er ihnen schlicht vom Heiland erzählt hatte.

Auch für die jungen Mädchen gab es Arbeit. Ein blühender Kindergottesdienst sammelte die Kleinen. Wir kannten noch solche, die vor siebzig und mehr Jahren den Lievenschen Kindergottesdienst besucht hatten und im Alter voll Dank davon sprachen. Sophie war selbst noch ein Kind – freilich begabt und frühreif –, als sie schon im Kindergottesdienst mithalf. Später sammelte sie junge Mädchen um die Bibel. Ein Mädchenchor wurde gebildet, um in Versammlungen und an Krankenbetten zu singen.

Auch im Sommer in Kremon hatten die Prinzessinnen ihren Hauskreis um die Bibel. Als im Jahre 1905 die erste blutige Revolution durch das Baltenland zog, hatten die Töchter ein Erlebnis, über das sich Fürstin Sophie noch im Alter herzlich freute, wenn sie es erzählte. In jenen unruhigen Monaten arbeiteten einige Männer im Schloßgarten von Kremon. Sie hielten es für ihre Pflicht, auch einen Beitrag zur Revolution zu leisten und hißten eine rote Fahne, das Symbol der revolutionären Bewegung. Die Lievenschen Töchter waren immer schon zu sozialem Verhalten angehalten worden. Von Adels- oder Geldstolz war keine Rede. Kam es doch vor, daß der Kutscher der Mutter die Wochenbibelstunde im Palais vor vielen hohen Herrschaften hielt. Und der Portier des Schlosses war als missionarischer Zeuge allbekannt.

Also gingen die beiden Prinzessinnen (die dritte Tochter war als Krankenschwester in der Schweiz das Opfer einer Brandkatastrophe geworden) in den Park, um mit den Arbeitern zu sprechen. Am Abend versammelte sich wieder der Hauskreis, und sie hatten sich vorgenommen, jene Träger der Roten Fahne dazu einzuladen. Es war gewiß ein gutes Zeichen für den Eindruck, den die jungen Mädchen machten, daß die Arbeiter nach längerer Überlegung versprachen, zur Stunde zu kommen. Nun lasen die beiden gerade den Jakobusbrief, und heute abend sollte die Stelle aus dem 5. Kapitel drankommen, wo es heißt: »Siehe, der Arbeiter Lohn, die euer Land abgeerntet haben, der von euch vorenthalten ist, der schreit,

und das Rufen der Schnitter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth.« Das schien nun doch kein sehr passender Vers für die werdenden Revolutionäre zu sein, dachten die beiden. Sie suchten nach einem andern Text, aber Gott ließ ihrem Gewissen keine Ruhe. So blieben sie denn bei dem vorgesehenen Abschnitt.

Wie der Abend im einzelnen verlief, verriet Fürstin Sophie uns nicht. Aber sie war hinterher sehr glücklich, denn gerade dieses Wort bewog die Arbeiter zu sagen: »Wenn solche Sätze in der Bibel stehen, dann lohnt es sich, darin zu lesen!« Und sie ließen sich gerne eigene Bibeln schenken.

Als die Töchter älter wurden, machten sie auch Gefängnisbesuche. Es war nicht leicht, den Straftentlassenen Arbeit zu verschaffen. Die Schwestern Lieven schufen eine Arbeitsstätte und beriefen einen diakonisch geschulten Mann zu ihrer Leitung. Auch dieser bemühte sich oft vergeblich, die rechte Beschäftigung zu finden. Eines Tages überraschte er die Prinzessinnen mit dem Vorschlag, die Männer Särge herstellen zu lassen. Nach seiner Erkundigung bestehe dafür eine große Nachfrage. Sophie und ihre Schwester stimmten zu, denn es ging ja um praktische Hilfe. Der Plan wurde ausgeführt. Da aber die Eigentümerinnen der Arbeitsstätte nach einem Gesetz in Rußland auf einer Tafel am Hause vermerkt werden mußten, so stand eines Tages dort zu lesen: »Eigentum der Kaufleute zweiter Gilde Prinzessinnen Lieven.« Solche »Beförderung« zum »Kaufmannsstand zweiter Gilde« machte Prinzessin Sophie einen Riesenspaß. Immer wieder erzählte sie im Alter davon.

Nach der Revolution

Als die Große Revolution im Jahre 1917/18 ausbrach, verloren auch die Lievens all ihren Besitz. Eine Zeitlang lebte die alte Mutter mit Sophie auf dem Gut einer Tante im Innern Rußlands, das noch nicht beschlagnahmt war. Die ältere Tochter war inzwischen die Gattin des Oberbürgermeisters von London geworden. Der Aufenthalt auf dem Gut wurde aber bald gewaltsam abgebrochen. Die schwer leidende Mutter mußte eines Tages auf ihrem Krankenstuhl aus dem Schloß getragen werden und ein kleines Stübchen in einer leeren Gärtnerwohnung beziehen. Sie war innerlich vom irdischen Besitz völlig gelöst und wartete auf ihren Heimgang zu ihrem geliebten Herrn und Heiland. Fürstin Sophie, die Tochter, war beeindruckt von der Haltung der Mutter. Als sie an jenem unruhigen und aufregenden Tage abends endlich Zeit fand, nach der Mutter zu sehen, fand sie diese ruhig und gefaßt. Sie las in dem Buch weiter, das sie

morgens im Schloß begonnen hatte, als wäre nichts Besonderes geschehen.

Nach dem Tode der Mutter konnte Sophie als letzte Vertreterin der altherwürdigen Familie Lieven in Rußland noch in den Dörfern bei gläubigen Bauern, den Stundisten, leben, die sie liebten und verehrten. Es gelang ihr auch, wieder Besuche in einem Frauengefängnis zu machen, mit den Frauen die Bibel zu lesen, zu beten und sie zu trösten. Schließlich wurde sie selber als Angehörige des verhaßten Adels von der Staatspolizei verhaftet und in das gleiche Gefängnis eingeliefert.

Als sie zu den gefangenen Frauen kam, meinten diese, sie wolle sie wieder besuchen. Aber lächelnd sagte sie: »Nein, nein, jetzt bleibe ich ganz bei euch«, – was erst recht große Freude unter den Mitgefangenen auslöste.

Wer weiß, welches ihr Geschick gewesen wäre, wenn nicht die englische Regierung ihre Befreiung durch einen Gefangenen austausch bewirkt hätte. Fürstin Sophie erzählte uns, wie der Grenzsoldat an der sowjetisch-lettischen Grenze ihr ihre Papiere übergab mit den Worten: »Jetzt werden Sie uns immer hassen.« Erschrocken erwiderte sie: »Ich Sie hassen? Warum denn?« – »Weil wir Ihnen all Ihr Geld weggenommen haben.« – »Ach nein. Das Geld gehörte mir schon lange nicht mehr. Ich hatte es längst alles meinem Gott übergeben«, lautete die Antwort.

Als sie später erfuhr, daß ihr geliebtes Schloß Kremon in eine Lungenheilstätte verwandelt worden sei, war sie richtig glücklich: »Wie dankbar bin ich dem Herrn, daß er das Haus für einen so guten Zweck bestimmt hat!«

Nun begann für Fürstin Sophie das äußerlich so schwere Los der Emigration und der Heimatlosigkeit. Aber Gottes Kinder bleiben überall im Dienst ihres Herrn. In Paris, wo sie mit einer Freundin in einem Heim der Heilsarmee ein Zimmer hatte, lebte eine große russische Gemeinde. Hier fand sie ein reiches Arbeitsfeld. Brauchte sie selbst auch keine Not zu leiden, weil Verwandte und Freunde für sie sorgten, so brandete doch viel Armut in diese Stube. Fürstin Lieven war längst gewohnt, für sich selbst nur das Allernotwendigste zu verwenden. Das andere gab sie denen, die noch weniger hatten.

Durch ihre Beziehungen zum Missionsbund »Licht im Osten« ergab sich später noch eine Aufgabe, die sie besonders beglückte. Seitdem der Missionsbund nach dem Zweiten Weltkrieg seine Arbeit zuerst von Mühlhausen am Neckar, dann von Korntal aus fort-

gesetzt hatte, gehörte Fürstin Sophie zum Weiteren Vorstand. Mit Freuden war sie bereit, jeden Sommer einige Monate Reisedienst zu tun. Sie hatte bereits einen großen Kreis von Landsleuten in Deutschland. Gern besuchte sie jeden einzelnen, aber ebenso war sie bereit, vor kleinen und auch größeren Versammlungen vom Wirken des Auferstandenen im alten und neuen Rußland zu berichten. Ihre schlichte Art des Erzählens, bei der ihre eigene Person ganz in den Hintergrund trat, machte überall einen starken Eindruck.

Als sie einst auf einer unserer Bibelfreizeiten nach der gemeinsamen Mahlzeit gefragt wurde, was sie jetzt zu tun gedenke, sah sie sich fragend um und sagte: »Wenn der Herr mir jetzt keinen andern Auftrag gibt, werde ich wohl einen Brief schreiben.« Der Satz zeigt, wie ernst sie machte mit dem Psalmwort: »Meine Zeit steht in deinen Händen« (Ps. 31, 16).

Fürstin Sophie Lieven schonte sich wenig, darum machte ihr Herz mit der Zeit nicht mehr recht mit. Mit Sorgen sahen wir, wie ihre Lebenskraft abnahm, obwohl der Geist bis zuletzt klar blieb. Als aus dem Kreis der Gastgeber, die sie auf ihren Reisen beherbergten, die Sorge laut wurde, ob sie noch eine Sommerreise würde verkraften können, glaubte ich als Missionsinspektor von »Licht im Osten« die Pflicht zu haben, sie zu bitten, auf die nächste Sommerreise zu verzichten.

Da merkte ich aber, daß sie sich Jahr für Jahr auf diese Reise freute wie ein Kind auf die Sommerferien. Es tat mir fast leid, ihr geschrieben zu haben. »Ich reise ganz bestimmt,« schrieb sie aus Paris, »und ich freue mich auf diesen Dienst.« Durften wir sie hindern? Es wurde eine Reise in die ewige Herrlichkeit Gottes.

In München, wo sie bei sehr lieben Geschwistern im Glauben freundliche Aufnahme fand, wie schon viele Jahre vorher, rief sie der Herr in einer Nacht ohne Kampf und Qual zu sich.

Auf dem Friedhof in Korntal, wo so viele Knechte und Mägde Christi auf ihre Auferstehung warten, wurde sie ins Grab gebettet. In der Nähe ruhen ein paar russische Fremdarbeiter aus dem letzten furchtbaren Kriege.

Auf ihrem Grabstein steht der russische Ostergruß:

Christos woskress!

Christus ist auferstanden!

Hans Brandenburg

Fritz Heinrici



Geb. 20. 9. 1880 in Dubeningken, Kr. Goldap (Ostpreußen). 1900 bis 1905 Ausbildung in der Diakonen-Anstalt Neinstedt am Harz. 1905 bis 1909 als Lehrer des Jerusalem-Vereins in Bethlehem. 1909 bis 1912 Stadtmissionar in Berlin-Charlottenburg. 1912–1948 im Außendienst der Evangelischen Karmelmission. 1949 bis 1970 aktiver Ruhestand in Nördlingen. Gest. 11. 10. 1971.

»Ich habe eben den lieben Gott gesehen!«

Missionsgeschichte ist Geschichte Gottes mit Menschen und durch Menschen in seiner Mission. Dies wird uns nicht nur beim Nachdenken über das Leben und die Aufgabe eines Missionars heute bewußt, wir sind dabei auch auf dem Boden des Neuen Testaments. Jesus sendet Menschen, behaftet mit Fehlern und Schwächen: seine Jünger. Diese Tatsache wird unterstrichen, wenn wir die Geschichte der Gemeinde Jesu Christi und ihrer Missionswerke bis auf den heutigen Tag betrachten.

Immer waren es einzelne Menschen, Männer und Frauen, durch die der Herr in all den Jahrhunderten sein Reich und seine Gemeinde baute. Sie hatten in irgendeinem Bereich dieser Welt teil am Wirken des Heiligen Geistes an Menschen. Es geschahen nicht immer weltbewegende Taten. Oft war es der stille und selbstverständliche Dienst im Missionsalltag, der nachhaltige Spuren hinterließ und schließlich einem Missionswerk das besondere Gepräge gab. Schlichte Berichte ließen die Heimatgemeinde aufhorchen, und sie vernahm etwas vom Wirken Gottes und der Kraft des Evangeliums.

Zu diesen Boten Jesu Christi gehörte auch Missionar Fritz Heinrici, der noch im hohen Alter das Ohr der Menschen hatte. Immer wieder haben Missionsfreunde mir gesagt: »Ich habe durch Missionar Heinrici die Evangelische Karmelmission kennen- und liebgelernt.«

Eine Missionslehrerin erzählte mir einmal, daß nach einem Missionsvortrag unseres Bruders ein Mädchen zu ihr gekommen sei und bewegt geäußert habe: »Ich habe eben den lieben Gott gesehen!« So lebendig hatte er über seine Missionsarbeit in den vergangenen Jahrzehnten berichtet, daß die Kinder daran erkennen konnten: Gott lebt, die Botschaft von Jesus Christus wird verkündigt, gehört und geglaubt. Es kommen Menschen aus der Welt des Islams zum Glauben an den Heiland und erleben die Erneuerung ihres Lebens. Die Boten Jesu erfahren die bewahrende Macht ihres Herrn. – Könnten wir unseren heimgegangenen Bruder noch fragen nach der Art seines Einsatzes auf dem Missionsfeld, so würde er antworten: »Ich war nur ein Handlanger meines Herrn Jesus Christus beim Bau seines Reiches.«

Wie der Grund gelegt wurde

Fritz Heinrici hatte gläubige Eltern. Sie waren mit ihrem Pfarrer sehr verbunden und hatten zugleich ein offenes Haus für die Gemeindeglieder. Reichgottesarbeiter aus der Erweckungsbewegung kehrten bei ihnen ein. So lernte der junge Fritz, wie er selber schreibt, nicht nur die Bibel und das Vorbild der Eltern, nach dem er sein Leben führen wollte, kennen. Er hatte auch teil an den vielen Begegnungen, auch sie waren für sein Leben bestimmend. Der Vater hatte ein Baugeschäft, das später der Sohn übernehmen sollte.

Der Herr aber hatte einen anderen Plan. Fritz wurde durch einen Gottesmann, der wieder einmal im Haus der Eltern einkehrte, darauf hingewiesen, daß er Missionar werden solle. Doch bis zu diesem Ziel war es noch ein weiter Weg. Mit Dankbarkeit gedachte unser Bruder noch im hohen Alter an seinen Seelsorger Pfarrer Buchholz. Als es durch Anfechtungen und Nöte ging, stand dieser ihm helfend zur Seite. Ein entscheidendes Erlebnis war ein Unfall beim Baden im heimatlichen See. Fritz geriet in ein Sumpfloch und war dem Ertrinken nahe. In seiner Not betete er: »Herr Jesus, wenn ich hier herauskomme, dann will ich Missionar werden.« Er wurde gerettet, aber noch wehrte er sich gegen Gottes Zugriff: »Ich wollte die wunderbare Erhörung meines Gebetes vergessen. Ich wollte fromm sein, aber nicht Missionar werden.« Sein Seelsorger machte ihn ernst darauf aufmerksam, daß der Mensch gehorsam sein müsse, den Gott in seinen besonderen Dienst ruft.

Vorbereitung und Sendung

Fritz Heinrici mußte zunächst mit einem zweijährigen Praktikum

im diakonischen Dienst in Tangermünde (Bez. Magdeburg) in einem Hospiz und in der Herberge zur Heimat beginnen. Mit zwanzig Jahren wurde er dann in die Diakonen-Anstalt in Neinstedt am Harz aufgenommen und für den Schuldienst ausgebildet. Hier bekam er einen Ruf vom Evangelischen Jerusalems-Verein nach Bethlehem zur Mitarbeit im dortigen Armenischen Waisenhaus. Er lernte zunächst Arabisch und unterrichtete dann die arabischen Waisenkinder.

Entscheidend war 1907 eine Begegnung mit Pastor Martin Schneider, dem damaligen Leiter der Evangelischen Karmelmission und des von ihm gegründeten Missionsheimes auf dem Karmel bei Haifa im Heiligen Land. Schneider lud Heinrici zu einer Bibel-Konferenz 1908 auf den Karmel ein. Der Gründer der Deutschen Zeltmission, Evangelist Jakob Vetter, hielt die biblischen Vorträge. Unter dem Wort dieses vollmächtigen Boten Jesu Christi erlebte Heinrici Ähnliches wie das von Paulus Galater 1, 15 und 16 Berichtete: »Es gefiel Gott wohl, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, damit ich ihn verkündigen sollte unter den Heiden.«

Seit diesem Erlebnis auf dem Karmel gehörte Bruder Heinricis Liebe der Evangelischen Karmelmission. Er reiste zunächst noch einmal zurück in die Heimat und tat für einige Jahre den Stadtmissionsdienst in Berlin-Charlottenburg. Das war eine Vorbereitungszeit für künftige Aufgaben. 1912 wurde er im Zelt der Deutschen Zeltmission unter Handauflegung durch die Evangelisten Jakob Vetter und Johannes Seitz, den Mitbegründer der Karmelmission, und Pfarrer Vogel für den Dienst in der Mission eingesegnet.

Zunächst war er eine Zeitlang als Heimatsekretär tätig. In dieser Zeit schenkte ihm Gott, wie er selber berichtet, 3500 Beter und Beterinnen. Dann konnte er mit seiner Frau und zwei Buben nach Haifa in Palästina ausreisen. Damit begann ein bewegtes Leben in der Nachfolge seines Herrn Jesus, in dessen Dienst er sich gerufen wußte, der in Höhen und Tiefen ihm zur Seite stand und in dessen Auftrag er handelte.

»Er sandte sie je zwei und zwei«

Von den notvollen Jahren im Ersten Weltkrieg auf dem Karmel hat Missionar Heinrici nicht viel berichtet. Sein persönliches Leben und das seiner Frau und Kinder in dieser Zeit faßte er kurz in den Worten zusammen: »Es ging am Anfang durch viel Not und Unterliegen. Der Feind der Menschenseelen wollte uns um jeden Preis lahmlegen. Aber Gott der Herr hat immer aus der Not geholfen und

neue Gnade geschenkt. Die Nöte im Ersten Weltkrieg und die oft wunderbaren Hilfen sind nicht zu beschreiben. Wir konnten nur immer rühmen: Der Herr hat alles wohl gemacht!«

Als besonderes Geschenk in jenen bedeutsamen Jahren gab der Herr Fritz Heinrici einen Bruder, den arabischen Evangelisten Ibrahim Doany, zur Seite. Missionar Ibrahim war damals Kolporteur der »Nile Mission Press« und der geeignete Mitarbeiter für Heinrici. Beide durchwanderten die Landschaften der Bibel. Es war anfangs ein mühsames Reisen zu Fuß. Das Gepäck wurde auf einem gemieteten Esel transportiert. Später gab es Fahrräder oder wurden öffentliche Verkehrsmittel benutzt, soweit man damit den Zielort erreichen konnte. Das galt vor allem für Reisen nach Jerusalem und Jordanien. Ein Auto für die Mission wurde erst 1935 angeschafft. Um so erstaunter liest man die Berichte mit all den Namen der Orte, die in ganz Nordpalästina, dem alten Samaria und Judäa, bis hinüber nach Jordanien aufgesucht wurden.

Es gab unzählige Kontakte und Möglichkeiten des Dienstes, selbst in den mohammedanischen Dörfern, dort vor allem jeweils bei den Bürgermeister. Unsere Brüder haben buchstäblich und ohne Übertreibung im ganzen alten biblischen Land das Evangelium bezeugt. Sie waren Pioniermissionare. Es gab Situationen, welche die beiden buchstäblich an den Rand des Todes brachten. Nie haben sie jene vergiftete Speise vergessen, die ihnen in einer Gaststätte in Jenin vorgesetzt wurde. Kurz nach der Weiterfahrt wurde Missionar Heinrici ohnmächtig. Sein treuer Begleiter las die Bibelstelle aus Markus 16, 18: »Wenn sie etwas Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden.« Er betete: »Herr, wir gehen doch in deinem Namen. Für solche Leute hast du dieses Wort gesprochen.« Bruder Ibrahim betete im Glauben. Der Herr half durch die Not hindurch. Viel später erfuhr ein Scheich von dieser wunderbaren Errettung. Er wurde gläubig und nach einigen Jahren ein Mitarbeiter der Mission. In Jenin konnte einige Jahre später eine Missionsstation eröffnet werden.

Die Arbeit in Haifa

Es läßt sich nur andeuten, wie eins nach dem andern wurde und das Werk organisch wuchs. Die Hausbesuche im Osten der Stadt Haifa ließen Bruder Heinrici die ganze Not der Armen dort erkennen. Bibelfrauen begannen ihre Arbeit in diesem Stadtteil, und eine Volksschule wurde gegründet. Auch beim Aufbau der Station Haifa-West mit der Missionszentrale und Schule war es selbstverständlich,

daß für die Armen Raum war. Es entstand die regelmäßig an den Samstagen stattfindende Armenversammlung. Man versuchte nach Leib und Seele zu helfen. Die Heimatgemeinde sorgte für Kleidersendungen. Unsere arabischen Mitarbeiter Ibrahim Doany und Iskander Tleel verkündigten das Wort Gottes.

In Gefängnissen und Beduinenzelten

Diese beiden Aufgaben prägten das Leben unseres Bruders in besonderer Weise und nahmen künftig einen weiten Raum in seinem Dienst ein. Er bekam die Erlaubnis zu regelmäßigen Besuchen im Gefängnis in Akko. Der Anblick der Gefangenen in den großen vollbesetzten Zellen, in denen es außer dicken Eisenstäben und einem Zementboden nichts gab, war für einen Europäer erschütternd. Um so mehr war es Bruder Heinrici ein Anliegen, gerade diesen Menschen die Botschaft des Evangeliums zu bezeugen und, soweit erlaubt, sie mit Kleidern und Decken zu versehen. Auch hier war Ibrahim Doany ein willkommener Mitarbeiter. Er verstand nicht nur seine arabischen Landsleute besser als ein Europäer, er konnte auch den Mohammedanern Antwort geben auf ihre Fragen.

Unsere Brüder wurden jeweils eingeschlossen und saßen mit den Gefangenen in der gleichen Zelle. So war das Gespräch leichter. Besonders schwer waren die Unterredungen mit den zum Tode Verurteilten. Eindrücklich und unvergeßlich war es, wenn Beduinen traurig sagten: »Wäret ihr rechtzeitig in unsere Zelte gekommen, so säßen wir jetzt nicht hier und müßten nicht auf unseren Tod warten.« Missionar Heinrici hörte darin den Ruf Gottes und den Auftrag Jesu, fortan den Beduinen an ihren Wohnorten das Evangelium zu verkündigen. Diesmal war es der Bruder unseres Missionars Ibrahim, Pulus Doany, mit dem er sich auf den Weg machte in das Bergland Galiläas. Dort besuchten die beiden die Lager zwischen Safed und Tiberias. Sie stellten fest, daß die Beduinen zwar ein wildes, aber auch ein gastfreundliches Volk sind. Es sind die Söhne Ismaels in den Hütten Kedars (Ps. 120, 5). Unsere beiden Boten wurden an die Bitte Abrahams erinnert: »Ach, daß Ismael möchte leben bleiben vor dir« (1. Mose 17, 18)! Und an die Verheißung Gottes in Vers 20: »Für Ismael habe ich dich auch erhört.«

Mit dieser ersten Begegnung ist für Missionar Heinrici der Weg zur Beduinenmission für die nächsten Jahre – für die Ev. Karmelmission Jahrzehnte – gewiesen worden. Die erste größere Beduinenreise unternahm er mit Bruder Ibrahim 1932. Namen wie Baalbeck, Kasr, Homs in der großen Hochebene zwischen Libanon und Anti-

libanon sind seitdem für die Karmelmission ein Begriff, und der ständige Besuch bei den Beduinen ist eine Verpflichtung. Scheich Rahal, der Fürst des Stammes Lebu Djebel (Berg der Löwin) wurde durch Gottes Gnade der Wegbereiter für den nun folgenden regelmäßigen Einsatz. Am Anfang waren die Reisen mit Esel und Kamel beschwerlich. Missionar Heinrici hat keine Mühe in diesem Dienst gescheut und wußte immer interessant und spannend darüber zu berichten. Es gehörte viel Weisheit dazu, diesen Männern die Botschaft des Evangeliums zu verkündigen. Sie waren und sind treue, z. T. fanatische Anhänger Mohammeds. Sie sprechen ihren eigenen Dialekt.

Unsere Brüder erfuhren in der schweren Aufgabe Bewahrung und Segen. Heinricis Herz gehörte diesen Söhnen der Wüste. Noch im hohen Alter nach dem Zweiten Weltkrieg besuchte er mit seinem Schwiegersohn Missionar Spangenberg seinen alten Freund Scheich Rahal und dessen Stamm. Es war ihm eine besondere Freude, als er erlebte, daß der junge Scheich Talal mit seiner Familie getauft wurde.

Priesterfreizeiten auf dem Karmel

Auch dieser Dienst gehört zum Lebensbild unseres Bruders. Bei seinen Besuchen in den Dörfern Galiläas kam er regelmäßig in die Häuser der Priester der Griechisch-Orthodoxen Kirche. Bei den Gesprächen mit ihnen wurde ihm die geistliche Armut und Unwissenheit dieser Männer offenbar. Diese Not bedrückte ihn. Anlässlich eines Besuches von Pastor Fritz von Bodelschwingh im Heiligen Land besprach unser Bruder mit diesem seinen Kummer. Er wurde ermutigt, die Priester zu Bibelfreizeiten in das Missionsheim auf den Karmel einzuladen. Ein solches Wagnis, orthodoxe Priester in ein evangelisches Heim einzuladen, war bisher noch nicht unternommen worden. Anlässlich einer Fahrt nach Jerusalem besuchte Bruder Heinrici dort den Patriarchen der Griechisch-Orthodoxen Kirche und bekam die Erlaubnis zu seinem neuen Tun. In Pastor Markus aus Kairo schenkte Gott ihm den rechten Prediger und Seelsorger. Ich selbst habe in den Jahren 1936–39 drei Priesterfreizeiten miterlebt und dabei Eindrücke erhalten, die mir bis heute unvergeßlich geblieben sind.

Das vollmächtige biblische Zeugnis und die Einführung in biblische Texte war für unsere Priester eine neue Welt. Sie hörten nicht nur aufmerksam zu, es kam bei manchen zur Erneuerung ihres Lebens. Sie bekannten, daß ihnen in diesen Tagen eine Begegnung mit Jesus

Christus zuteil geworden sei. Sie erkannten als neue Aufgabe, künftig ihren Gemeinden das Evangelium zu verkündigen. Es kam zu bewegendem und eindrücklichen Erklärungen von seiten der gläubig gewordenen Priester. Diese hier zu berichten, fehlt der Raum. Vielleicht war Missionar Heinrici mit diesem Auftrag seiner Zeit schon um Jahrzehnte voraus. Es wird aber deutlich, wie er als Bote Jesu Christi den einzelnen Menschen in seiner Not ohne Christus sah und sich berufen wußte, gemeinsam mit seinen arabischen Brüdern in einem jahrzehntelangen Dienst die frohmachende, rettende Botschaft zu verkündigen. Bis 1939 war es noch möglich, die einzelnen Priester in ihren Dörfern zu besuchen und die notwendige Nacharbeit zu tun.

Wir sehen bei all den geschilderten Aufgaben, die Gott Bruder Heinrici in seinem langen Dienstleben anvertraute, daß das Werk organisch gewachsen ist. Es war nicht die Lust und Begabung zur Organisation, sondern das Gebet und die Bereitschaft, auf den Herrn zu hören und seinen Weisungen zu folgen, die das Leben und Lebenswerk unseres Bruders prägten.

Der Lebensabend

Missionar Heinrici und seine Frau wurden vom Zweiten Weltkrieg auf dem Missionsfeld überrascht. Die Zeit der Internierung war hart. Nach 1945 und endgültig dann nach 1947 hörte der Dienst in Haifa auf. Es waren notvolle Jahre, bis Heinrici dann in Nördlingen eine neue Heimat fand. Sein Herz aber war draußen bei seinen Brüdern Ibrahim Doany und Iskander Tleel. Diese hatten inzwischen im Libanon eine neue Heimat gefunden und damit neue Aufgaben in den Flüchtlingslagern und Gefängnissen und bei den Beduinen. Das war unserem Bruder eine besondere Freude.

Darum gab es für ihn auch nur einen sehr »aktiven Ruhestand«. Unermüdlich war er unterwegs, um die Freundeskreise der Karmelmission aufzusuchen und neue Freunde, Beter und Beterinnen für die Sache Jesu Christi im Nahen Osten zu gewinnen.

Seine Vorträge waren und blieben lebendig und hatten ihre besondere Note. Das persönliche Erleben Gottes auf dem Missionsfeld wurde darin bezeugt. Seine originellen Darstellungen einzelner Erlebnisse wurden, wie mir immer wieder berichtet wurde, mit Spannung aufgenommen. Dadurch entstanden viele persönliche, oft auch seelsorgerliche Verbindungen, die ihn bis in seine letzten Jahre hinein veranlaßten, oft bis zu fünf Briefe an einem Tag zu schreiben. Sein Leben war bis zuletzt reich und von Gott gesegnet und

gebraucht. Ein besonderes Geschenk war es ihm noch, daß er mit seiner treuen Lebensgefährtin die diamantene Hochzeit feiern konnte.

91 Jahre hat die irdische Zeit von Fritz Heinrici umspannt. Davon gehörten 66 Jahre dem Dienst des Herrn auf dem Missionsfeld und in der Heimat.

Erich Schmiedinghoff

Anna Kolitz



Geb. 7. 11. 1880 in Vandsburg (Westpreußen). 20. 10. 1899 eingetreten in das Gemeinschafts-Mutterhaus in Borken (Ostpreußen) als eine der ersten vier Schwestern. Nach dem frühen Tod des Hausvaters Pfarrer Carl Ferdinand Blazejewski Übersiedlung der Schwesternschar nach Vandsburg. Pfarrer Theophil Kra Wielitzki neuer Hausvater. 1. 5. 1909 Gründung des Diakonissen-Mutterhauses »Hensoltshöhe« in Gunzenhausen (Bayern). Schwester Anna Kolitz erste Oberin und Hausmutter bis zu ihrem Heimgang 29. 5. 1954.

Auf dem Leiterwagen ins Mutterhaus

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert schenkte Gott im Osten des damaligen Deutschen Reiches eine weit- und tiefgreifende Erweckung. Auch die kleine westpreußische Stadt Vandsburg wurde davon ergriffen und in diesem ihrem Heimatort die vierzehnjährige Anna Kolitz. Das geschah während einer Allianzgebetswoche, die auf vier Wochen ausgedehnt werden mußte, weil der Geist Gottes mächtig an den Herzen der Menschen wirkte. Zugleich mit ihrer Bekehrung war es Anna klar, daß sie in den ganzen vollzeitlichen Dienst für ihren Herrn berufen war. In froher Bereitschaft gelobte sie betend: »Ich gebe dir mein junges Leben, verbrauche es für dich, wo und wie du willst!«

Die folgenden Jahre des Wartens wurden dem eifrigen, für den Heiland brennenden jungen Gotteskind schwer genug. Als schließlich das Gemeinschafts-Mutterhaus in Borken – die Wiege des späteren Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes (Marburger Werk) – im Oktober 1899 seine Pforten öffnete, war Anna Kolitz unter den ersten vier eintretenden Schwestern. Der dortige Ortspfarrer Blazejewski war der erste Hausvater. Wie originell es an ihrem Eintrittstag zuging, lassen wir uns von Schwester Anna selber berichten:

»An einem Freitag früh ging es nach dem neuen Bestimmungsort. Der Tag meiner Ankunft versetzte mich in manches Staunen. Mit

einem großen Leiterwagen holte uns unser lieber Herr Pfarrer Blazejewski von der Bahn ab. Aber das war nicht die größte Seltsamkeit. Viel mehr verwunderte mich, als ich den Herrn Pfarrer mit einem großen weißen Marktkorb von Geschäft zu Geschäft gehen sah, um noch nötige Einkäufe zu besorgen. Gleich durften wir auch die Hand unseres treuen Gottes merken. Denn gerade als wir abfahren wollten, entdeckte Herr Pfarrer noch, daß eine Schraube am Rad fehlte. Stillschweigend verließ er wieder den Wagen und holte einen Mann, der die Sache in Ordnung brachte. Mit Lob und Dank ging es dann unserem Heim zu.

Die eineinhalbstündige Fahrt vom Bahnhof Bartenstein nach Borken konnten wir im schönen Mondschein machen. Herr Pfarrer zeigte uns unterwegs gleich verschiedenes, was uns sehr interessierte. Vor dem Pfarrhaus angelangt, begrüßte uns unsere liebe Hausmutter, Frau Pfarrer Blazejewski. Wir erfrischten und stärkten uns nach unserer Tagesreise. Inzwischen hatten sich einige Gotteskinder versammelt, und wir vereinigten uns zum Gebet. So schloß unser erster Tag.«

Ein Satz – das war die ganze Andacht!

Zwei Tage nach der Ankunft, am Sonntag in der Frühe, bekamen die jungen Schwestern ihre Haube. Die ganze erste Woche im »Mutterhaus« war für Schwester Anna Lernzeit in der Küche. Die erste »Versetzung« am darauffolgenden Montag führte sie in die Waschküche. Ohne viel Federlesens wurde ihr auch gleich eine Gruppe im Kindergottesdienst anvertraut. Der umherwandelnde Pfarrer Blazejewski blieb ab und zu in ihrer Nähe stehen, um zuzuhören. Dann war es schwer, noch ein Wort herauszubekommen.

Praktische Arbeit gab es weiterhin genug zu tun. Die Hauseltern gingen darin mit großer Selbstverständlichkeit voran. Das hatte die Wirkung, daß auch die Schwestern lernten, jede geringe Arbeit mit Freuden zu tun. Die Krankenpflegestunden wurden von Frau Pfarrer Blazejewski sehr interessant gestaltet. Der biblische Unterricht des Hausvaters führte in den Reichtum des Wortes Gottes ein und verband damit auch die Absicht, den Schwestern in der praktischen Heiligung voranzuhelfen.

Nach einiger Zeit wurde eine Wochenschlußandacht eingerichtet, bei der der Reihe nach jede Schwester mitzuwirken hatte. Es war ein Lied anzusagen und dann der Text vorzulesen. Über diesen galt es einige Gedanken vorzutragen. Als die Reihe zum erstenmal an Schwester Anna Kolitz kam, ging sie mit starkem Herzklopfen an

ihre Aufgabe heran. Das Verlesen des Textes aus Markus 9, 14–29 ging gut vorüber. Nun sollten die kurzen Erläuterungen folgen. Aber bei diesen kam die aufgeregte Schwester nicht über die Feststellung hinaus: »Das ist mein Text.« Darauf folgte eine lange peinliche Stille. Schließlich griff der Hausvater erbarmend ein und sagte: »Ich freue mich, daß der Herr Ihnen gerade diesen Text gegeben hat, der für Ihre spätere Arbeit von großer Wichtigkeit sein kann.«

Die erfahrene Demütigung hat Schwester Anna nicht geschadet. Im Gegenteil! Und die Voraussage von Pfarrer Blazejewski hat sich auf ihrem weiteren Lebensweg in der Tat mehr als einmal erfüllt. In dem genannten Markustext lauten zwei bedeutsame Sätze: »Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.« – »Diese Art (die Herrschaft der bösen Geister) kann durch nichts ausfahren als durch Beten und Fasten.« Schwester Anna Kolitz hat sich im Lauf ihres Lebens viel im Glauben üben müssen und hat dadurch die Wunder Gottes erleben dürfen.

Nur kurz währte die erste Lern- und Dienstzeit in Borken. Nach einem halben Jahr wurde Pfarrer Blazejewski von seinem Herrn heimgerufen. Die kleine verwaiste Schwesternschaft, die langsam anwuchs, fand in Vandsburg ihre Heimat und in Pfarrer Theophil Krawielitzki, dem treuen Freund des Frühvollendeten, den neuen Hausvater. Als Schwester Anna sich zum erstenmal aus der bergenden Schwesterngemeinschaft lösen und auswärts die Pflege einer kränklichen Dame übernehmen mußte, fiel ihr das nicht leicht. Pfarrer Krawielitzki wußte den richtigen »Trost«: »Aber Schwester, wir sind doch nicht dazu gerettet, um zu nehmen, sondern um zu geben!«

Ausbildung und Abschluß in der Krankenpflege erhielt Schwester Anna in Bad Ems. Es folgte verantwortlicher Dienst im Kinderheim Waiern/Kärnten. Sodann übernahm sie ein Heim für gefallene und gefährdete junge Mädchen in Marburg/Lahn. Sie gewann die Bewohnerinnen, deren Weg – aus vielfältigen Gründen – so früh in die Irre und in die Sünde geführt hatte, rasch herzlich lieb. Wie freute sie sich, wenn manches dieser leid- und notvollen Schicksale sich zum Guten wandte, weil der Inhalt des Liedverses sich erfüllte: »Jesu Liebe kann erretten, seine Hand ist stark und treu. Er zerbricht der Sünde Ketten und macht alles, alles neu!«

Mit 29 Jahren Hausmutter der Hensoltshöhe

Ihre eigentliche 45 Jahre umspannende Lebensaufgabe hat Schwester Anna Kolitz 1909 in dem neu gegründeten Diakonissen-Mut-

terhaus »Hensoltshöhe« in Gunzenhausen (Bayern) begonnen. Im noch jugendlichen Alter übernahm sie dort den Dienst der Hausmutter. In einem ihrer ersten Rundbriefe war zu lesen: »Tief beugt mich die Gnade des Herrn, daß er uns hier ein so großes Arbeitsfeld anvertraut. Ich muß sagen, daß ich vor dieser Aufgabe zittere. Aber wie gut, daß der Herr die Verantwortung hat! Seit einigen Tagen sind vier Schwestern von Vandsburg hier und die erste aus Bayern. Es ist uns allen ein Bedürfnis, hier auf der Hensoltshöhe zu leuchten für Jesus.«

Wie bescheiden es auf der »Höhe« anfing und wie es rasch gesegnet weiterging, erfährt man in einem Jubiläumsbuch aus späterer Zeit: »Die Anfänge des Mutterhauses waren sehr einfach. Das ganze Inventar bestand aus einigen Tischen und Stühlen. Gebrauchte Kisten wurden in Schränkchen und Waschtische umgewandelt. Die jungen Schwestern standen dennoch fröhlich und tapfer zusammen. Sie erlebten viel Herrlichkeit Gottes darin, daß er ihnen auf Gebet und Glauben hin ein Möbelstück nach dem andern, Lebensmittel und dergleichen durch Freunde und Bekannte des Hauses schenkte. Freudig und dankbar wurde jede junge Schwester begrüßt, die ins Mutterhaus eintrat. Als das erste Jahresfest 1910 gefeiert wurde, waren bereits 24 Schwestern eingetreten.« Zehn Jahre nach dem Beginn war die Schwesternzahl auf über 200 angewachsen. Im gleichen Jahr 1919 wurde Pfarrer Ernst Keupp als erster Hausvater berufen. Er blieb in diesem Amt bis 1947. Beide Hauseltern haben in gemeinsamer Verantwortung und unter göttlicher Beglaubigung das Werk miteinander geführt.

Die junge Hausmutter mußte eine Zeitlang einen dunklen, schweren Leidensweg gehen. Sie wurde von einem Blitzschlag getroffen und wäre fast ihres Augenlichtes beraubt worden. Es folgten sorgenvolle Monate für sie und das ganze Mutterhaus. Sollte ein kaum begonnener froher Dienst für Jesus so schnell und früh durch Blindheit behindert, wenn nicht gar unmöglich gemacht werden? Inneres Glaubensringen wurde mit einer neuen und umfassenden Bereitschaft gekrönt: »Und wenn ich dir blind dienen soll, Herr, hier hast du mich!« Es wurde viel für Schwester Anna gebetet, und der Herr erhörte das Flehen. Das Augenlicht wurde ihr wiedergeschickt. Aber die Sehkraft blieb geschwächt und nahm in den letzten Jahren ihres Lebens weiter ab. Sie fügte sich in Geduld und klagte nie.

Im Glauben vorwärts

Erinnern wir uns: »Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt!« So

hatte es in dem Text der Wochenschlußandacht in Borken geheißt, bei der Schwester Anna Kowitz nicht über den ersten Satz hinausgekommen war. Nun aber durfte sie als Hausmutter der Hensoltshöhe mit ihrem Leben, Wirken und Wandel die Auslegung jenes Bibelwortes in einer Weise vornehmen, die viele andere auch zum Glauben ermutigte und das Lob Gottes kräftig mehrte. Es ist das Beste, wir geben jetzt ihren Mitschwestern das Wort, in deren Mitte sie lebte und diente:

»Immer mehr zeigte es sich, mit welch reichen Gaben des Herzens und Geistes unsere Schwester Anna begnadet und ausgerüstet war. Aus den kleinsten Anfängen heraus durfte sie in unserem Mutterhaus einen Glaubensschritt nach dem andern tun. Sie wurde zur Beterin. Oft suchte sie schon morgens um fünf Uhr allein die Waldesstille, holte sich für das neue Tagewerk Kraft und Weisung aus Gottes Wort, das ihr zur einzigen Richtschnur bei allen Entscheidungen wurde. Sie ging ihren Schwestern in allem voran, im hingebenden, selbstlosen Dienen, im mutigen Wagen, im kindlichen Vertrauen, in froher, frischer Natürlichkeit, mit seltenem Weitblick. Oft schenkte ihr Gott in schwierigen Situationen das lösende Wort. Wie herzlich konnte sie sich freuen und mitfreuen!

Sie durfte in ihrem ganzen Wesen immer jung bleiben. Mit warmer Mütterlichkeit umschloß sie nicht nur ihre Schwestern, sondern alle, die ihr Gott in den Weg führte. Um seiner Sache willen konnte sie ihre eigene Person und alles andere zurückstellen. Besonders warm schlug ihr Herz für die Jugend. Wie innig ihr Verbundensein mit den Gemeinschaften war, davon zeugte der dankbare Ausruf eines Gemeinschaftsbruders an ihrer Bahre: »Mutter Anna, wir danken dir!« Gerne wäre sie in ihren Jungschwesterjahren auf das Missionsfeld hinausgegangen. Doch da ihr dies versagt blieb, war es ihr ein besonderes Geschenk Gottes, daß er sich Missionarinnen auch aus ihren Schwesternreihen erwählte. Mit priesterlicher und mütterlicher Liebe stand sie stets hinter ihnen und umsorgte sie.« –

»Nach Abschluß des Ersten Weltkrieges und in der Notzeit, die der Inflation folgte, begann für die Hensoltshöhe eine bedeutsame Aufbauzeit. Für unsere immer größer werdenden Konferenzen mußte Raum geschaffen werden. Zusammen mit unserem Hausvater, Herrn Pfarrer Keupp, wagte Schwester Anna den Bau der Zionshalle. Bankrott eines Unternehmers, baupolizeiliche Schwierigkeiten und Bausperren, großer Geldmangel, drängende Gläubiger, viele andere Nöte – alles mußte überwunden werden. Im Glauben ging es durch große Engpässe. Aber es wurde wunderbar erlebt

das Eingreifen des großen Gottes und die Opferbereitschaft der Schwestern und der Freunde des Werkes.

Zur selben Zeit drängte der Erwerb und Ausbau von großen Häusern auf der Hensoltshöhe und in der Stadt Gunzenhausen sich auf, die der aufblühenden Schularbeit dienen sollten. Drei Lehrerinnen-seminare, Mittel- und Haushaltungsschulen – staatlich anerkannt – entstanden.

All das Geschilderte geschah in einer Zeit der Weltwirtschaftskrise bis hin zu der Millionenarbeitslosigkeit in den dreißiger Jahren. Auf dem Höhepunkt der Krise wurde unter dramatischen Nöten und Schwierigkeiten unter großem Glaubensmut der Anbau des Mutterhauses gewagt. Osterdienstag 1931 war der Beginn und ein Jahr später die Einweihung. Damit war endlich die längst nötige Schwesternheimat geschaffen. (Bis dahin waren die ursprüngliche Gastwirtschaft Hensoltshöhe und das 1904 von Herrn Direktor Ernest Mehl gebaute ›Erholungsheim Hensoltshöhe‹ in größter Raumenge Mittelpunkt der Schwesternschaft.) Die Zahl der Schwestern war inzwischen auf 912 angewachsen. Sie vergrößerte sich weiter bis 1954 auf 1199.

Im Leben von Schwester Anna verwirklichte sich der Glaube an den allmächtigen Gott, dem nichts unmöglich ist, weder in den äußeren Dingen noch in seinen Gnadenwirkungen an den Menschenherzen. Es ging in jenen notvollen Jahren eine Geistes- und Segensbewegung durch das Bayernland. Die Jugend war aktiv für Jesus und bereit zu vollzeitlichem Dienst in der Diakonie. Brennend für ihren Herrn, in missionarischem Wagen vorwärtsschreitend, diente Schwester Anna in bewegter Zeit den Schwestern in Verkündigung und treuer Seelsorge. Diese folgten ihrer glaubensmutigen Hausmutter im Opfer und Einsatz, besonders auch in der Seelenrettung.« –

Schwester Anna ist ihren Schwestern mit großem Vertrauen begegnet und hat sie dadurch ermutigt. Zwar zitterte ihr Herz oft, wenn sie junge Schwestern in verantwortungsvolle Aufgaben hineinstellen mußte. Aber wie mütterlich legte sie die Hand auf die Schultern einer zu einer neuen Station Ausgesandten und sagte: »Laß dir Gnade schenken! Ich bete für dich!« Wo sie Entwicklungen in eine falsche oder gefährliche Richtung hinein sah oder befürchtete, gab sie klare, manchmal scharfe Hilfe, die aber immer zurechtbringen wollte. Eine junge Schwester hatte sich eine ältere zum Leitbild ersehen. Sie wollte werden wie sie. Dieses Ziel schien ihr aber unerreichbar, und das machte sie mutlos. Als sie ihre Not vor ihrer

Hausmutter aussprach, gab diese zur Antwort: »Was, du willst werden wie Schwester X? Das kannst du niemals, das brauchst du aber auch nicht. Gib nur dein Leben und deinen Eigenwillen in den Tod, dann macht Gott schon etwas Rechtes aus dir.«

»Ich will noch geringer werden«

Aus den geschilderten Erfahrungen und aus vielen andern Erlebnissen mit ihrem Herrn hat Schwester Anna Kolitz die immer mehr geläuterte und befestigte Gewißheit gewonnen: »Wie Gott es machen wird, wissen wir nicht. Aber das wissen wir, daß er treu ist und seine Verheißungen einlösen wird. Er kann uns nicht zuschanden werden lassen. Ist er doch unser Vater! Daß wir nur nie ein bewußtes Nein ihm gegenüber haben!«

Als Schwester Anna 50 Jahre Schwesterndienst hinter sich hatte, hat sie in ihrem Jubiläumszeugnis zur Ehre ihres Herrn u. a. folgendes gesagt: »O die Führungen unseres Gottes! Ob der Segen aus der Tiefe oder von oben kommt, Segen ist Segen! Das ist das Geheimnis unseres Dienstes, daß nicht ich, sondern Gott, Gott allein die ganze Ehre bekommt, daß nicht die Angst vor diesem und jenem mich packt, sondern die Liebe Gottes mich dringt, mein Leben ihm zu geben, da, wo ich stehe, bis er mich wegnimmt . . . Ich bin mir das größte Wunder, daß ich durchgehalten habe. Ich bin mir bewußt, das war nur Gnade meines Gottes, und Gnade bleibt es bis in alle Ewigkeit. Ich weiß, daß mein Dienst in viel Schwachheit getan wurde . . . Ich danke euch, meine lieben Schwestern, für das Vertrauen, für das Vergeben. Ich danke euch, daß ihr nicht müde geworden seid, daß ihr mitgeglaubt und mitvertraut habt. Es lohnt sich, das Gelübde, das wir Gott tun, auch zu halten in seiner Kraft. Je entschiedener wir für Gott sind, um so leichter lebt es sich für ihn, weil wir nicht Angst zu haben brauchen um das kleine Leben und nicht fürchten müssen, daß wir zu kurz kommen.

Wenn ich zurückschaue, kann ich nur sagen: Viel zu gering! Und ich will noch geringer werden. Ich will meinem Gott nicht im Wege stehen, damit er der Erste und Letzte in seinem Werke ist und bleibt.«

Worte, die haften blieben

Wir schließen diese kurze Lebensübersicht mit einigen Aussprüchen von Schwester Anna, die im Herzen und Gedächtnis von Hensoltshöher Diakonissen aufbewahrt geblieben sind:

»Wie schnell ist doch ein Leben dahin, und wieviel Zeit kann verlorengelassen, vergeudet und versäumt werden, wenn unsere Liebe nicht *ganz* unserem Heiland gehört und nicht *Jesus allein* das Verfügungsrecht über uns hat!« –

»Ein einziger Ungehorsam verbindet uns mit der *ganzen finsternen Macht*, ein einziger Gehorsam bringt uns in Verbindung mit der *ganzen Macht Gottes*.« –

»Nicht die Begabtesten sind die Brauchbarsten, sondern diejenigen, die es gelernt haben, unter allen Umständen zu gehorchen.« –

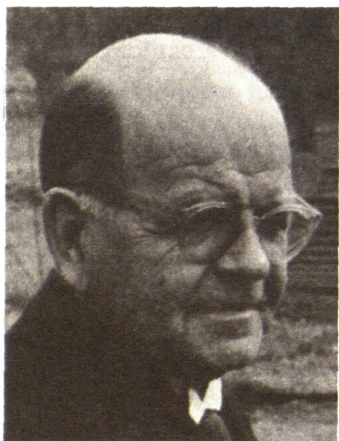
»Wer Menschen helfen will, der muß zurücktreten.« –

»Wir haben keine andere Verpflichtung, als ganz für den Herrn da zu sein.«

»Unsere ›Höhe‹ soll das bleiben, wozu der Herr sie ins Leben gerufen und uns anvertraut hat, eine *geistliche Geburtsstätte* und Heimat für viele, daß Gott gepriesen werde durch Freude und Leid und daß unser persönliches Leben immer mehr ausreift für das ewige Ziel.«

Arno Pagel

Vollrath Müller



Geb. 23. 11. 1886 in Nordhausen/Harz. Schüler der berühmten, damals schon fast 500 Jahre alten Thomasschule in Leipzig. Studium der Theologie. Nach dem 1. Examen Hauslehrer in Coburg. Ordination in der Thomaskirche in Leipzig 13. 4. 1912. Stadtvikar daselbst. Daneben Orgelstudium bei Prof. Karl Straube, dem damals bedeutendsten Orgelspieler der Welt. Im Ersten Weltkrieg von 1915–1917, aufgrund eines Aufrufs des sächsischen Landesvereins für Innere Mission, Feld-Diakon und Krankenpfleger. Erweckung durch die Lektüre eines Buches von John

Mott. Bei Kriegsende Divisionspfarrer im Osten.

1. 4. 1919 Bundeswart der evangelischen Jungmännervereine Sachsens. Begründung und Herausgabe des illustrierten Jugendblattes und späteren Reichsblattes des Eichenkreuz-Verbandes in Kassel »Der junge Tag«. Erste kirchliche Filmstelle in Deutschland ins Leben gerufen. Erst 1923 klare Bekehrung als Frucht des seelsorgerlichen Dienstes von Paul Humburg. 1925–1953 Pfarrer in Gütersloh. 1947 Vorsitzender des Westfälischen Gemeinschaftsverbandes. Schriftleiter des Verbandsblattes »Der Höhenweg«. Gest. 22. 11. 1968

Ein unvergessener Bruderdienst

1968. Wir waren mitten im Umzug von Gütersloh nach Hamburg. Die Möbel standen kreuz und quer in den Zimmern. Die Packer waren dabei, den Sieben-Personen-Haushalt zu verladen. Da schellte es. Vollrath Müller stand vor der Tür. Eilig wie immer. Auf seinem Gesicht spürbar die Züge der Einsamkeit des Alters. »Ich wollte dir nur Aufwiedersehen sagen und noch mit dir beten«, erklärte er mir auf meine erstaunte Frage, was er denn in dieser Situation eigentlich wolle.

Die uns umgebende Unordnung war vergessen. Das kurze Ge-

spräch, das letzte mit ihm auf dieser Erde, hatte zwei Themen zum Inhalt. Einmal die innere geistliche Situation der Kirche, die er liebte und in der er litt. Ein bewegender Anblick: Er weinte über die modernistische Theologie, die so viele Gemeindeglieder verstörte und in ihrem Glauben irremachte.

Das andere war der brüderliche Segen, den er für meine Frau, die Familie und für mich für das neue Pfarramt in Hamburg erbat. Er betete mit uns als ein Bruder in Christus, der den Weg eines Jüngeren begleiten wollte. Diesen Bruderdienst werde ich ihm nie vergessen! Ich möchte durch diesen Beitrag dem Herrn, dem Vollrath Müller diene, ein wenig Dank abstatten für dieses reiche Leben, das auszuloten auf dem zur Verfügung stehenden Raum nicht möglich ist. Ich setze darum bewußt persönliche Akzente.

Begabt

Bei Vollrath Müller kann man berechtigt die Frage stellen: Wofür hat er sich eigentlich nicht interessiert? Folgen wir der eigenen Aufzählung seiner Lieblingsbeschäftigungen: Turnen, Wandern, Schneeschuh- und Schlittschuhlauf, Leichtathletik, Musik, Filmen, Olympischer Wettkampf, Radfahren, Autofahren (als der erste motorisierte Pfarrer in Gütersloh fuhr er eine BMW-Limousine), Vortrag von Dichtungen, Astronomie, Mikrokosmos, Wunder der Wissenschaft und Technik, Abkochen, Bergsteigerei, Gesang, Orgel, Klavier, Freude am Garten (er mauerte selbst einen Brunnen), Architektur, Weltmeere, fremde Völker, Kostüme und Trachten aller Zeiten, Vulkane und Geysire (in bestimmten Zeitabständen springende heiße Quellen), Safaris (Fahrten zur Tierbeobachtung in Afrika), Bücher, Weltraumfahrt, Dichten.

Diese Vielfalt der Begabungen stand schon von der Schulzeit an in Konkurrenz mit dem, was geleistet werden mußte. Er schreibt aus der Zeit, in der vor allem Nebeninteressen die Oberhand gewannen: »Aber Sünde bleibt es doch vor dem lebendigen Gott im Himmel, der uns Verstand und Kräfte des Geistes und des Leibes gab, wenn wir uns nicht ernsthaft bilden und schulen für den Kampf des Daseins.« – »Im deutschen Aufsatz hieß es öfter: »Müller sprengt alle Form; in der Kürze liegt die Würzel!« Aber Inhalt und Ausdruck wurden anerkannt.« Wie oft hat Vollrath Müller die Form gesprengt! Und wie oft ist gerade dabei der Inhalt deutlich geworden!

Mit seinen vielen Gaben führte Gott den geistlich noch Blinden zur Theologie, um ihm das Rüstzeug für sein späteres Wirken zu geben. Dabei wird deutlich, daß die Bekehrung wohl Voraussetzung zum

rechten Dienst in der Gemeinde Jesu ist, aber bei Gott noch lange nicht zum Theologiestudium! Es war kein frommer, sondern ein sehr bürgerlicher Wunsch seines Vaters, der um den Existenzkampf in der Wirtschaft wußte, wenn er dem Sohn sagte: »Werde du Pfarrer! Da hast du ein festes Einkommen als Beamter. Da kannst du auch deinen Neigungen leben. Es wäre doch auch schön, wenn in der Familie Müller wieder ein Theologe erschiene in Erinnerung an den großen Vorfahren, den General-Superintendenten von Ostfriesland und Doktor der Theologie Johann Peter Andreas Müller in Aurich.« So wurde Müller Theologe nach dem Wunsch des Vaters.

Bekehrt

Wie bei vielen Gottesmännern, so gehörte auch bei Vollrath Müller zur Zubereitung für Glauben und Dienst die Erfahrung von Leid. Er war Obertertianer, da erkrankte sein zehnjähriger Bruder Kurt. Man öffnete die Schädeldecke und erkannte einen Tumor. Zwei Tage später trat der Tod ein. Am ersten Weihnachtstag stand ein Sarg unter dem Tannenbaum. Ein tiefes Weh lag über dem Fest.

Später war es auch Leid in der Ferne, das Vollrath gewaltig beeindruckte und sein Fragen nach Inhalt und Ziel des Lebens vermehrte. Dazu gehörte der Untergang des Luxusdampfers Titanic, der 1912 auf seiner ersten Fahrt im Nordatlantik mit einem Eisberg zusammenstieß und mit über 1500 Menschen in den Wellen versank.

Zwei Jahre nach seinem 2. theologischen Examen folgte Müller einem Ruf zum Feld-Diakon und Krankenpfleger. In einem belgischen Krankenhaus meinte der deutsche Oberstabsarzt, er könne ihm als Pfarrer nicht gut die Pflege von geschlechtskranken Soldaten übertragen. Das sei ein sehr schmutziger Dienst. Hören wir, wie Müller darauf reagierte: »Ich erklärte, daß ich vor keinem noch so niedrigen Dienst zurückscheue, und nahm das Angebot an. Es gelang, den üblen äußeren Zustand der Geschlechtskranken-Baracken durch Ausrangierung der schlechtesten Betten – wir schliefen mit den Kranken im gleichen Raum – zu verbessern. Ich stellte mich bewußt jeder Arbeit zur Verfügung und gewann das Vertrauen der Kranken. Sie erlaubten mir, ihnen Abendandachten zu halten. Damals begann ich, um die Seelen von Menschen zu ringen und ihnen klar zu machen, daß auch starke Männer ohne Gott nicht auskommen können. Bei der Entlassung gab ich jedem ein Neues Testament mit. Es galt Briefe zu schreiben an Ehefrauen in der Heimat, die sich

von ihren Männern betrogen fühlten und sich scheiden lassen wollten. Ich tat diesen Seelsorgedienst mit allem Ernst . . .«

Fehlte einem solch eifrigen Mann eigentlich noch etwas? Erwies er sich nicht als ein »rechter Israelit, in welchem kein Falsch war«? Und doch wurde zunehmend deutlich, daß sein Herr noch einen weiten Weg mit seinem Diener hatte. Im Soldatenheim in Mons kam Vollrath Müller in Berührung mit Soldaten, die Glieder landeskirchlicher Gemeinschaften waren. Von Dasein und Wesen solcher Kreise hatte er noch nie etwas gehört. Nach einer von ihm gehaltenen Bibelstunde wurde er gefragt, ob in der nächsten Stunde wohl auch andere beten dürften. Von Gebetsgemeinschaft hatte er keine Ahnung: »Ich stand am Ende der nächsten Bibelstunde erschüttert und gebannt. Der Bruder Trebesius betete so, als ob der Herr Jesus neben ihm im Zimmer stände, so kindlich und natürlich und von Herzen kommend, daß ich mir sagen mußte, so könntest du nicht beten und hast du auch bisher nicht gebetet. Bei den Gottesdiensten in Leipzig hatte ich immer nur die gedruckten Gebete im Agendenbuch vorgelesen und nie frei gebetet. Eine ganz neue Welt tat sich plötzlich vor mir auf . . . Ich war bereit, mir sagen zu lassen und alles falsche Selbstbewußtsein eines Pfarrers fahren zu lassen. Ich suchte jetzt Gottes Rat und Willen. Und Gott war am Werk.«

Nach einer anderen Bibelstunde kam ein Soldat hinter dem Feld-Diakon her und sagte: »Herr Pfarrer, bitte, lesen Sie doch einmal!« Er überreichte ihm das Buch von John Mott: »Wandle vor mir und sei fromm!« Den Namen des Verfassers, eines der führenden Männer des weltweiten CVJM und des Christlichen Studenten-Weltbundes, hatte Müller noch nie gehört. Lassen wir ihn berichten, wie es ihm bei der Lektüre erging:

»Ich kam in tiefstes Staunen. John Mott berichtete, daß er in der ganzen Welt Tausende von Studenten aller Fakultäten kenne, die jeden Morgen, ehe sie das Frühstück halten, ihre Bibel aufschlagen und um Gottes Geist bitten zum Verständnis desselben, was sie lesen. Sie haben mit 1. Mose 1 begonnen, mit dem Ziel, die ganze Bibel vollständig durchzulesen und kennenzulernen.« Es wurde an Martin Luther erinnert, der die Bibel dreihundertmal gelesen hat, und an Georg Müller, den Waisenhausvater von Bristol, der sie fünfhundertmal gelesen haben soll. Daraufhin kam Vollrath Müller zu der niederschmetternden Erkenntnis und dem vernichtenden Urteil: »Du bist gar kein Christ! Ich hatte Theologie studiert . . . Aber mir selber war das Bibelwort nicht das Brot des Lebens, ohne

das ich nicht hätte leben können . . . Ich war ein Idealist, kein Christ . . .

Mit dem Lesen in John Motts Büchlein fuhr ein Blitzstrahl des göttlichen Lichtes in mein dunkles Herz und erhellte meinen Zustand . . . Ich ließ mir noch am gleichen Tage aus Dresden eine ganze Bibel schicken und begann am 16. 6. 1916 mit betendem Bibellesen bei 1. Mose 1.«

Diese Bibelerweckung hat im Evangelischen Jungmännerbund Sachsens, zu dessen Bundeswart Müller berufen wurde, gesegnet weitergewirkt. Seine Forderung, keine Vereinsversammlung dürfe ohne Verkündigung und Auslegung des Gotteswortes in Form einer Andacht und ohne gemeinsames Gebet verlaufen, und jeder Verein müsse regelmäßig im Monat Bibelstunden und Bibelbesprechungen haben, war damals und ist heute von höchster Aktualität.

Die »Bibelerweckung« war aber noch nicht die volle biblische Bekehrung im Leben Vollrath Müllers. Er war noch längere Zeit hindurch – auch als er schon in der Jugendarbeit stand – in dem Mißverständnis befangen, als müsse der Weg durch die enge Pforte in eigener Kraft durchschritten werden. Da half ihm Paul Humburg, der Bundeswart des Westdeutschen Jungmännerbundes. Dieser widersprach brieflich einem Artikel von Müller über die Bekehrung, in dem er die Hinkehr zu Gott als menschliches Werk gefordert hatte. »Ich zürnte und weinte, aber ich begriff es nicht . . . Ich las wieder in der Bibel. Da kam es über mich: Es war eine noch nie in solcher Deutlichkeit gehörte Stimme, die sagte: ›Was quälst du dich? Ich habe mich doch schon für dich gequält! Was willst du dich selbst erlösen? Ich habe dich doch schon erlöst! Als ich am Kreuz von Golgatha starb, habe ich auch deine Schuld getilgt! Du brauchst das bloß anzunehmen!« Da durchströmte Müller die große Freude der Heilsgewißheit, und er konnte fortan die Gnade rühmen und preisen und aus dieser Freude leben und wirken. Zu den beiden besonderen Segensträgern Gottes für sein Leben, John Mott und Paul Humburg, ist noch ein dritter getreten: der Evangelist und Schriftsteller Ernst Modersohn, in dessen Predigtschule Vollrath Müller volkstümlich, praktisch und anschaulich das Wort verkündigen lernte.

Bewährt

Wenn zur Bewährung des Glaubens gehört, daß ein Diener treu erfunden wird, dann hat Bruder Müller seinem Herrn die Treue bis in den Tod vor allem dadurch gehalten, daß er aus seiner Treue lebte.

Er ließ sich von seinem Herrn führen, und das bedeutete zugleich, daß er sich von anderen segnen ließ. Freiherzig anerkannte er die Schwestern und Brüder, durch die er gesegnet worden ist. Dabei kam ihm eine glückliche Begabung zu Hilfe. Er konnte Schuld zugeben und um Verzeihung bitten. Als Gymnasiast stand er mit seinem Französischlehrer in Spannung: »Eines Tages erhielt ich in einer schriftlichen Arbeit ein ›Ungenügend‹. Ich geriet darüber in solche Aufregung, zumal der Lehrer mich etwas spöttisch behandelte, daß ich ihm das Heft an den Kopf warf.« Kurz danach entschuldigte er sich. Als er drei Jahre später als Primaner schwer krank daniederlag, quälte ihn immer noch dieses Versagen. Das Zugeben eigener Schwäche und gemachter Fehler hat immer wieder großen Eindruck hinterlassen.

Diese Bewährung sich selbst gegenüber gab Vollrath Müller den Mut zur Wahrheit anderen gegenüber. Er erzählte von der Stimmung und dem Geist der Offiziere auf dem Rücktransport aus dem Osten nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg: »Einer schob die Schuld auf den anderen. Die Zeit wurde mit Kartenspiel, Alkohol und schlechten Witzen totgeschlagen. Da meine Einwendungen nicht gehört wurden, zog ich mich zurück zu verstärktem Bibelstudium. Unser verärgerter General meinte, ich könne überhaupt nicht ernsthaft über geschlechtliche Dinge urteilen, da ich nie in einem Bordell gewesen wäre. Ich antwortete: ›Herr General, man braucht doch nicht in jede Pfütze getreten zu sein, um zu wissen, daß sie dreckig ist!‹ Man ließ mich dann in Ruhe. Am nächsten Tag bat mich der General um Entschuldigung . . .«

Müller war kein Diplomat, er war bei seinem großen Wissen ein kindlich gläubiger Jünger seines Herrn. Seine Redaktionsarbeit an Zeitschriften ließ das ebenso erkennen: »Den größten Gewinn hatte ich selbst: Da ich ehrlich meine Meinung schrieb, ermahnten mich gute Freunde, wenn sie Fehler in meinen Darstellungen fanden.« Und er nahm diese Ermahnungen an, weil die Heiligung für ihn lebensnotwendig blieb.

Ein »Original von Gottes Gnaden«

Nicht zu zählen und zu berichten sind die vielen »Geschichten«, die unvergessen im Umlauf sind: bspöttelt von den einen, dankbar weitererzählt von den anderen. 1935 hatte unser Bruder bei Göttingen ein Autounglück, bei dem er gnädig bewahrt geblieben ist: »An der Unglücksstelle bin ich später noch mehrmals vorbeigekommen. Ich sprang dann jedesmal aus dem Wagen und kniete mitten auf der

Straße betend nieder, im Gedenken an die freundliche Bewahrung in der Vergangenheit . . .«

Wie viele Gespräche führte er unterwegs: im Eisenbahnabteil, an der Bahnhofssperre, mit den Geprüften und Geplagten, die ihm seine Gebete bis heute nicht vergessen haben! Er verstand das Leben als eine Fülle von Gelegenheiten, die Frohe Botschaft zur Zeit und zur Unzeit weiterzusagen: »Es geht ebenso, wie wenn man einen Stein ins Wasser wirft, und die kreisrunde Welle verbreitert sich immer mehr und pflanzt sich immer weiter fort. Es ist schon richtig: Ein böser Witz geht von Mund zu Mund; aber das Wort Gottes geht auch seinen Weg.«

Vollrath Müller suchte sich überall Partner für Glaubensgespräche. Es war höchst originell, wie er solch eine Unterredung beginnen konnte. Einige Beispiele dafür:

Er holte als Radfahrer auf einsamer Landstraße einen andern Radfahrer ein: »Grüß Gott! Tüchtiger Gegenwind heute morgen! Wissen Sie auch, welches der schlimmste Gegenwind in der Welt ist?« Antwort: »Nein, woher sollte ich das wissen?« – »Das ist die Sünde! Sie hat schon manchem Menschen auf der Fahrt zum Himmel mächtig entgegeengeblasen, ja, ihn in den ewigen Abgrund geworfen.« Und dann folgte das Zeugnis von dem besten Motor im Kampf gegen den Gegenwind der Sünde: Das ist der Glaube an den starken Sohn Gottes und das Gebet zu ihm.

Als es noch die Sperren auf den Bahnhöfen gab, hat Vollrath Müller manchem Beamten, der beim Fahrtantritt ihm die Fahrkarte lochte oder nach Beendigung der Reise sie ihm abnahm, die Frage gestellt: »Welches ist die wichtigste Fahrkarte in der Welt?« Auch das ist der Glaube an den Heiland Jesus. Sie bringt uns zu der Endstation »Ewiges Leben«.

Gepäckträger fragte er nach dem bedeutsamsten Teilhaber an ihrem Gewerbe. Und dann legte er Zeugnis ab von dem Mann von Golgatha, der das Sündengepäck der ganzen Menschheit auf das Kreuz getragen hat. – Wenn Leute in der Straßenbahn das herrliche Wetter bewunderten, dann konnte von Vollrath Müller die Frage kommen: »Wissen Sie eigentlich, wann das allerschönste Wetter in der Welt ist?« Auf die Aufforderung hin, wie er das meine, gab er zur Antwort: »Das allerschönste Wetter ist dann, wenn die Sonne Jesu ins dunkle Herz scheint, so daß die Nebelgeister der Sünde weichen und das Herz licht und froh wird.«

Eine wichtige Aufgabe unseres Bruders muß unbedingt noch er-

wähnt werden. Wir lassen Pastor August Spreen darüber berichten, der diesen Dienst nach ihm weitergeführt hat:

»1947 übernahm Vollrath Müller die Leitung des Westfälischen Gemeinschaftsverbandes und die Herausgabe des Verbandsblattes. 1954 gab er dem Blatt den Titel ›Der Höhenweg‹. Er hat es als Familienblatt verstanden und wollte auf diese Weise das Band der Gemeinschaft zwischen den einzelnen Geschwistern enger knüpfen. Er bemühte sich u. a., interessante und aktuelle Themen aus dem öffentlichen Leben und besonders auch aus dem Reich der Natur und der Schöpfung zu behandeln, um daran Gottes Größe, Herrlichkeit und Güte aufzuzeigen. In den 50er Jahren gesellte sich zu dieser Arbeit noch das Angebot selbstgedrehter Filme von großen Reisen, die er machte. Auch das war ihm Mittel zur Verkündigung.

Im Kreis der Brüder war er wirklich Bruder und wollte nichts anderes sein. Er hatte ein kindliches Vertrauen zu seinem Gott, das ansteckend wirkte. 15 Jahre lang führte er den Westfälischen Verband. Unermüdlich war er unterwegs, in den Gemeinschaften, auf Jahresfesten oder bei Konferenzen, um mit dem Wort zu dienen. Er wußte sich so reich beschenkt von seinem Vater im Himmel, daß er nicht anders konnte, als aus der Fülle der erfahrenen Gottesgnade das Zeugnis von seinem Herrn weiterzugeben.«

Am Buß- und Betttag 1968 ging unser Bruder, dieses »Original von Gottes Gnaden«, nach kurzem Todeskampf an einer akuten Herzschwäche heim zu seinem Herrn. Ende des Jahres 1972 (!) kamen noch Bettler zu dem über 250 Jahre alten Pfarrhaus in Gütersloh, um Vollrath Müller aufzusuchen und Hilfe zu erbitten. Sie mußten erschrocken und traurig hören, daß ihr Freund nicht mehr auf dieser Erde weilte.

Rudolf Weihsbach

Walther Zilz



Geb. 2. 8. 1887 in Berlin. Dort Studium der Theologie. 1912–1913 Lehrvikariat im Diakonissen-Mutterhaus Friedenshort in Miechowitz (Oberschlesien). 1917–1921 Pastor in Bad Schönfließ/Neumark. Ab März 1921 leitender Pastor des Friedenshortes in Verbindung mit der evangelischen Kirchengemeinde Miechowitz. 1945 Ausweisung. Mit einem Teil der Schwestern neuer Anfang in Berleburg. Bau eines Mutterhauses für den westlichen Zweig des Friedenshortes in Freudenberg, Kr. Siegen. Leitende Aufgaben in der Evangelischen Allianz, im Gnadauer Verband und in der Deutschen Zeltmission. Gest. 25. 11. 1957.

Paul Schmidt über Walther Zilz

Allem voraus seien einige Sätze von einem Bruder, der Walther Zilz persönlich gut gekannt hat, zitiert: »Als Jünger des Heilandes liebte er alle Heiligen Gottes, die gleich ihm bezeugten: Nur Gnade ist's, die selig macht. Als lutherischer Pietist reichte er über alle Kirchen und Erkenntnisschranken hinweg denen die Hand der Gemeinschaft, die das auch taten. Als Vorsteher des Friedenshortes seit 1930 und vorher als Mitarbeiter von Eva von Tiele-Winckler wuchs er hinein in echte evangelische Weite, aber auch zugleich in die Tiefe der Gemeinschaft mit Christus.« Diese Worte von Paul Schmidt, der sein Nachfolger im Vorsitz der Deutschen Evangelischen Allianz war, umreißen mit wenigen Sätzen die eingepreßte Persönlichkeit, die uns in Pastor Walther Zilz entgegentritt. Eine geistgewirkte Dynamik hat seinen gesamten Dienst buchstäblich bis zum letzten Atemzug durchzogen.

Ein wachsendes Werk – sich mehrende Pflichten

Die Eltern Zilz hatten mit ihrem Sohn in dessen frühen Jugendjahren mancherlei Sorgen. Einmal wurde von ihnen ein Arzt konsultiert, weil der Junge so spät anfang zu sprechen. Aber der Arzt

meinte: »Dem fehlt nichts, er wird später noch genug sprechen.« Im Rückblick erscheint dieses Wort des Mediziners fast prophetisch. Jedenfalls entwickelte sich bald aus dem Kind ein tatkräftiger Junge. Dieser war sehr vielseitig interessiert. Sein Steckenpferd war das Durchstöbern der alten Berliner Läden. Die Hauptanziehung ging von den christlichen Buchläden aus. Walther Zilz ging in ihnen ein und aus, und diese Leidenschaft für Bücher hat sich durch alle Lebensjahre hindurch bei ihm erhalten.

Er hörte früh eine erweckliche Verkündigung, die zur persönlichen Entscheidung für Jesus Christus aufforderte, und er folgte seiner inneren Führung, als er sich zum Studium der Theologie entschloß. Im Hause des Barons Hans Werner von Tiele-Winckler lernte er dessen Schwester Eva, die bekannte Diakonissenmutter, kennen. So kam es, daß er seine Vikariatszeit im Mutterhaus in Miechowitz ableistete. Nach dem zweiten Examen bekam er seine erste Pfarrstelle in Schönfließ/Neumark. Die Arbeit dort nahm er mit einer schier unerschöpflichen Kraft auf. Seine Verkündigung war gekennzeichnet vom persönlichen Glaubenserleben. Als ihn in dieser Gemeinde schließlich der Ruf als Nachfolger von Pastor Arps, dem Vorsteher des Friedensorts, erreichte, gab die Gemeinde ihn nur schweren Herzens her. Aber die Weichen waren gestellt, Gott hatte bereits entschieden, wo seine Lebensaufgabe liegen sollte.

Kurz vor Mitternacht am 5. Dezember 1920 war Pastor Arps heimgegangen. Noch in derselben Nacht wurde es Mutter Eva im Gebet klar, daß der junge Pastor Zilz, der das Werk in seiner Vikariatszeit lieben gelernt hatte, der Nachfolger sein sollte.

Im März 1921 hielt er seinen Einzug im Friedensort. Er übernahm das Amt des Vorstehers in einer schweren und politisch unruhigen Zeit. Neun Jahre durfte er noch an der Seite Mutter Eva von Tiele-Wincklers arbeiten, und in dieser Zeit erfuhr alle erlernte Theologie eine überaus wertvolle Ergänzung durch den gelebten Glauben und die geübte Liebe der profilierten geistlichen Persönlichkeit dieser Magd Gottes. Ihr fiel es nie schwer, mit einer großen Selbstverständlichkeit bei vielen äußeren Gelegenheiten dem jungen Theologen den Vorrang zu lassen. In Wirklichkeit aber war dieser gerade in den ersten Jahren im Bereich des geistlichen Lebens und der Seelsorge bei ihr in der Lehre.

Bruder Zilz, der im Wort Gottes zu Hause war, hatte schon damals die Gabe der Verkündigung im reichen Maße. Doch verlegten sich die Schwerpunkte seiner Tätigkeit mit der Übernahme des Amtes als leitender Pastor der Schwesternschaft und des Werkes zu einem

nicht geringen Teil auch in den äußeren Bereich. Alle entscheidenden Gespräche und Verhandlungen beim Kauf oder bei der Errichtung neuer »Kinderheimaten« der »Heimat für Heimatlose GmbH« lagen überwiegend in seiner Hand. Er hatte es viel mit Behörden zu tun. Aber er wuchs schnell an seiner Aufgabe.

Damals waren rund 1500 Kinder in den Kinderheimaten der »Heimat für Heimatlose GmbH« untergebracht. Man suchte einen Weg, um eine einheitliche Betreuung dieser Kinder auch nach der Schulentlassung möglich zu machen. Aus diesem Grund übernahm Pastor Zilz die Sammelvormundschaft für mehr als 500 Mündel. Das allein war bereits eine umfangreiche Aufgabe, die er ständig, wenn auch mit Hilfe von Schwestern, zu bewältigen hatte.

In den Jahren von 1921 bis 1932 ist die Schwesternschaft des Friedenshortes besonders schnell gewachsen. Das bedeutete für Bruder Zilz eine ständige Ausweitung seiner Aufgaben. Einerseits vermehrte sich durch die starken Einsegnungskurse der Diakonissen, von denen damals zwei bis drei jährlich stattfanden, die Unterrichtstätigkeit außerordentlich. Andererseits kamen ständig neue Stationen zum Friedenshort-Werk hinzu, deren geistliche Betreuung gewährleistet sein mußte. Auf größeren Stationen wurden regelmäßig Schwesterntage abgehalten. Im Mutterhaus selbst fanden von Zeit zu Zeit Bibelkurse statt, die zwar nicht alle von Walther Zilz durchgeführt wurden, von denen aber auch ihm ein beträchtlicher Teil zufiel.

Es schien aber, daß die ständige Vermehrung der Arbeit seine körperliche Kraft nicht im geringsten verringerte. Hinzu kam noch die Betreuung der örtlichen Gemeinde. Freilich hatte Pastor Zilz in seinen Vikaren ständig Helfer, die ihm zur Seite standen. Dennoch ist es erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit er alle seine vielen Pflichten unermüdlich wahrnehmen konnte. Gott ließ einen Strom geistlicher Lebendigkeit durch ihn hindurchfließen und sich den anderen mitteilen. Schon damals war er sehr viel auf Reisen, nicht nur zu den Außenstationen des Mutterhauses, sondern auch zu anderen Diensten. Hin und her im Lande hielt er Evangelisationen und nahm an Konferenzen teil. Immer wieder betonte er: »Man muß das Netz auswerfen, solange die Möglichkeit dafür da ist.«

Die beiden wichtigsten Ausbildungsstätten des Friedenshortes in Miechowitz wurden durch seine Initiative gegründet: das Kindergärtnerinnen-Seminar und die Säuglingspflegeschule. Manche haben sich gefragt, wie er sein gewaltiges Arbeitspensum überhaupt leisten konnte. Sicher heißt darauf die erste Antwort, daß er einer

der begnadeten Männer Gottes war, denen der Herr auch ein besonderes Maß an Kraft durch seinen Heiligen Geist zuteil werden ließ. Ein besonderes Geschenk war auch seine gute körperliche Konstitution, die ihn z. B. befähigte, längere Reisen überwiegend nachts zu unternehmen, um am Tage frei für den Dienst zu sein.

Hinzu kamen aber auch einige äußere Gepflogenheiten, die sich als außerordentlich nützlich erwiesen. Ordnung und Pünktlichkeit waren gewissermaßen Programmpunkte seines Lebens. Immer wieder hört man aus dem Munde derer, die ihn gekannt haben: »Man konnte sich auf ihn verlassen.« Das gleiche erwartete er allerdings auch von denen, mit denen er zu tun hatte. So verlangte er beispielsweise auf seinen vielen Reisen, daß er durch sein Büro an jedem zweiten Tag über alle Vorgänge im Mutterhaus und im ganzen Werk unterrichtet wurde. War er daheim, so mußte dieses sogar täglich und stichwortartig geschehen, so daß zu jeder Stunde der volle Überblick gewährleistet war. Solche Disziplin machte aber aus Pastor Zilz keinen gestrengen Mann. Sie war einfach notwendig, wenn er das leisten wollte, was Gott ihm als Aufgabe zugeteilt hatte.

Die ungeheure Entwicklung, die das Werk in den Jahren von 1921–1930 zu verzeichnen hatte – die Zahl der Kinderheimaten in ganz Deutschland hatte sich inzwischen auf 40 erhöht, ganz zu schweigen von all den anderen Außenstationen –, die häufige Abwesenheit von Mutter Eva, die sich in ihrem Leben nie geschont hatte und deren Kräfte durch Krankheit immer mehr abnahmen, so daß sie immer wieder Erholung suchen mußte, das alles führte dazu, daß Bruder Zilz in diesen Jahren schnell in das große Werk hineinwuchs und wohl auch zum Teil mit dem Werk wuchs.

Verantwortung in schwerer Zeit

Dann aber kam der 21. Juni 1930. An diesem Tag holte der Herr die Gründerin des Werkes heim. Das war nicht nur für die Friedenshortschwestern und viele andere Menschen ein schwerer Schlag, sondern auch ein schmerzlicher Verlust für Walther Zilz.

Natürlich wuchs seine Verantwortung von jener Zeit an noch mehr. Bald schrieb man das Jahr 1933, und eine der schwersten Epochen in der Geschichte des Friedenshortes begann. Die vielen Gewaltmaßnahmen des Dritten Reiches, die sich auch auf den Stationen, besonders in den Kinderheimaten, auszuwirken begannen, bedeuteten eine sehr große Belastung. Wer in jener Zeit Leiter eines solchen Werkes war, wußte, daß auch das Letzte als Christuszeuge von ihm gefordert werden konnte. Wie wurde im Friedenshort und

in der Heimat für Heimatlose GmbH um jedes jüdische Kind gekämpft! Unter Mühen und Gefahren konnten einige nach England gebracht werden.

Die ständig drohende Gefahr, aufgrund irgendeiner Äußerung als Staatsfeind bezeichnet zu werden, hing damals über jeder biblisch klaren Wortverkündigung. Doch das konnte einen Mann wie Walter Zilz nicht daran hindern, eine eindeutige Botschaft von jeder Kanzel zu sagen, auf der er stand.

Bruder Zilz war und blieb ein Mann der Gemeinschaftsbewegung. In Königshütte konnte man sich kaum eine Konferenz vorstellen ohne ihn. In Verbindung mit der Mission für Süd-Ost-Europa zog er auch gern über die Grenzen hinaus mit dem Zeugnis des Evangeliums. Stets war er bemüht, Verbindung untereinander zu schaffen. Unvergessen sind den Teilnehmern die gesegneten Zusammenkünfte von Pfarrern und Predigern im Friedenshort geblieben.

Es kam der Zweite Weltkrieg. Die Lage spitzte sich immer mehr zu. Der Friedenshort füllte sich schließlich mit Flüchtlingen, auch evakuierte Schulklassen wurden aufgenommen. Es gehörte zum Geist des Friedenshortes, der der Geist Jesu Christi war, daß man keinen abwies. Nie durfte entscheidend sein, was für den Friedenshort bei einer Sache herauskam, es entschied allein, welche Sache Gott auftrug. Die Tür des Friedenshortes war für alle Menschen offen, seine Botschaft für alle Menschen gleich. In diesem Sinne hat Bruder Zilz die ihm anvertraute Aufgabe bis zum letzten Tag weitergeführt.

Am 17. Januar 1945 fielen die ersten Bomben in der Nähe des Friedenshortes. Die letzte Phase des Kriegsgeschehens in Miechowitz begann. Vom 23. bis zum 30. Januar hatte man sich in den Kellern von vier Häusern zurückgezogen. Es gab kein Licht und kein Wasser mehr, dafür Schnee und eine Außentemperatur von minus 15 Grad. Der Kampf draußen wogte hin und her. Der Freitag jener Woche war der schreckliche Höhepunkt. Dichtgedrängt stand man an den Wänden der Keller, die Häuser erbeben unter dem Luftdruck der schweren Granaten und Minen. Bruder Zilz ging von Raum zu Raum, sagte ein kurzes Bibelwort, einen Liedvers, ein Stoßgebet. Hören wir ihn selber:

»Am Abend hielt ich den Abendsegen über Römer 5, 1–5 und sprach von dem Frieden mit Gott und der seligen Stufenleiter: Trübsal, Geduld, Erfahrung, Hoffnung, Nicht-zuschanden-Werden. Wir saßen dichtgedrängt im Dunkel des Kellers, der durch eine Kerze notdürftig erhellt war. Da kamen von der Treppe schwere

Soldatenschritte heruntergestolpert. Die jungen Schwestern versteckten sich hinter den älteren. Manchen wollte bange werden. Ich sprach Gottes Wort weiter. Zwei russische Soldaten traten in den Keller, sahen sich nach allen Seiten um, schauten auf mich, den einzigen Mann unter den Schwestern, der, die Bibel in der Hand, die Andacht hielt, und fragten, was wir täten. Und als eine Schwester antwortete: »Wir beten«, wiederholten sie diese Worte in ihrer Sprache und gingen still hinaus, ohne uns das geringste zu tun oder zu stören.«

Neue Heimat – neue Aufgaben

Am Sonnabendmittag war dann der Kampf zu Ende. Gott hatte in wunderbarer Weise bewahrt, aber am 22. August 1945 kam dann die Nachricht, daß alle den Friedenshort verlassen mußten. Und wieder begann eine neue Phase im Dienst von Bruder Zilz. Mit der letzten Gruppe Schwestern verließ er Miechowitz. In der englischen Besatzungszone bestand seine Tätigkeit zunächst darin, die im ganzen Land verstreuten Schwestern wieder zu sammeln. Dann begann die intensive Suche nach einem Ort, wo das Diakonissenhaus eine neue Heimat im Westen finden konnte. Im Osten war dies bereits geschehen. Dort hatte Schwester Frieda von Hedemann im Frühjahr 1946 das frühere Kloster Heiligengrabe (Brandenburg) von der Kirche zugewiesen bekommen.

Im Kreuz und Quer von viel Unterwegssein, das den nachträglichen Betrachter wie ein Ausschnitt aus dem Wüstenzug des Volkes Israel anmutet, spricht Bruder Zilz als seine feste Überzeugung aus: »Gott hat heilige Absichten und Pläne mit uns und unserem Werk und mit seiner ganzen Gemeinde.« Vorübergehend findet die Schwesternschaft schließlich ihre neue Unterkunft im Schloß in Berleburg in der Nachbarschaft des Siegerlandes. Die Jahre bis 1957 bleiben für Walther Zilz Jahre der Aufbauarbeit. Das betrifft die vielen Stationen in Westdeutschland ebenso wie schließlich die gnädige Führung nach Freudenberg im Kreis Siegen und die Errichtung des neuen Mutterhauses dort.

Der Dienst als Vorsteher und Pastor des Friedenshortes ist aber nur der eine Teil der Tätigkeit unseres Bruders. Gleichzeitig wird dieser bekannte Reichgottesarbeiter nun an zahlreichen anderen Orten um Mitarbeit gebeten. Fast zehn Jahre ist er im Vorstand der Deutschen Zeltmission. Lange Jahre hat er schon zum Vorstand des Gnadauer Verbandes gehört. Und dann muß die Blankenburger Allianzkonferenz genannt werden. Wie oft hat unser Bruder, der ein Feind aller

Zersplitterung von Gotteskindern war, dort das einigende Wort Gottes verkündigt! Solange es die politischen Verhältnisse zuließen, wurde er auch noch nach Kriegsende dorthin als Redner gerufen. Als einmal die Konferenz zusammenfiel mit dem Datum des Weltfriedentages und er nicht in der Konferenzhalle sprechen durfte, sondern in die Stadthalle zur politischen Feier beordert wurde, scheute er sich nicht, dort über den Frieden zu reden und Friedensworte Jesu Christi mit einer Rede über den weltlichen Frieden zu verquicken. Die Fürbitte seiner Brüder und sein Zeugenmut ließen ihn unbekümmert seinen Weg gehen.

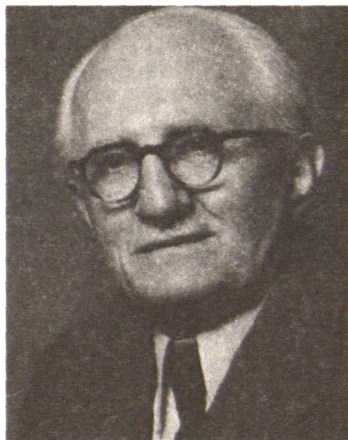
Den Weg zur Allianz hatte Walther Zilz früh gefunden. 1946 wurde er zum Vorsitzenden der Deutschen Evangelischen Allianz gewählt. Direktor Reinhold Kücklich von der früheren »Evangelischen Gemeinschaft« schreibt dazu: »Im Vertrauen auf den Beistand seines Herrn und in guter Sachkenntnis ist unser Bruder ans Werk gegangen und hat in seiner friedliebenden Art und edlen Brüderlichkeit der Evangelischen Allianz unschätzbare Dienste geleistet. Mit den dazu bestimmten Brüdern des Gesamtvorstandes hat er Jahr um Jahr die Programme für die Gebetswochen der Evangelischen Allianz durchdacht und entworfen.«

Im Jahr 1953 schlossen sich die verschiedenen Kreise der Evangelischen Allianz in Europa zur Europäischen Allianz zusammen. Dessen erster Präsident wurde Walther Zilz. Direktor Kücklich sagt dazu: »Gott hat unserem Präses Zilz Haushalteraufgaben aufgegeben und Haushaltsgnade beschieden.« Solche Gaben empfangen Menschen, bei denen der geistliche Standpunkt bis auf den Grund klar und durchsichtig ist. Daß dieses bei unserem Bruder der Fall war, wird deutlich an einem Wort, das Bundesdirektor Paul Schmidt über ihn geäußert hat: »Sein persönlicher Heilsglaube ruhte auf Jesus Christus, dem gekreuzigten und auferstandenen Sohn Gottes, dem Heiland der Sünder.«

Im Herbst 1957 vollendete sich der irdische Weg von Walther Zilz. Die letzten unvollendeten Verse, die der Heimeilende noch auf dem Sterbebett schrieb und uns hinterließ, lauten: »Der Weg ist klar, das Herz nach oben, zu Ende geht des Lebens Lauf, ich kann nur immer wieder loben . . .«

Carlo Büchner

Paul Schmidt



Geb. 13. 10. 1888 in Kalkofen bei Hohensaaten an der Oder. 1911 bis 1914 und 1919 Studium am Predigerseminar der deutschen Baptisten in Hamburg. 1914 bis 1918 Teilnahme am Ersten Weltkrieg. 1919 bis 1928 Gemeindeprediger in Breslau und Zürich. Bis 1935 Schriftleiter des »Wahrheitszeugen«, des Wochenblattes der Baptistengemeinden. Dann bis 1959 Direktor des Baptistischen Bundeshauses. 1955 bis 1962 Sekretär der Europäischen Baptistischen Missionsgesellschaft. 1958 bis 1967 Vorsitzender der Deutschen Evangelischen Allianz. 1961 bis 1967

Präsident der Europäischen Evangelischen Allianz. Initiator von drei Großevangelisationen und der »Euro 70« mit dem amerikanischen Evangelisten Dr. Billy Graham. Gest. 28. 1. 1970 in Bergisch-Gladbach.

Die Erstlingsdienste

Im Winter 1919/20 arbeiteten der Direktor des Predigerseminars der deutschen Baptisten Gustav Gieselbusch und der Seminarist und Bibliothekar Willi Riemenschneider gemeinsam in der gut beheizten Bibliothek. Infolge des allgemeinen Kohlenmangels nach dem Ersten Weltkrieg konnten die Wohnungen der Lehrer und die Zimmer der Schüler nicht mehr durchgehend erwärmt werden. Nur die Bibliothek machte eine Ausnahme. Auf diese Weise erfuhr der Seminarist vom Direktor manches aus dem Inhalt der guten Briefe, die der junge Prediger Paul Schmidt aus Breslau schrieb. Zielstrebig packte er die Arbeit in der dortigen Baptistengemeinde an. An seiner Seite stand als Gefährtin und Gehilfin seine Frau Maria geb. Weerts. Eine schlichte Hochzeitsreise hatte die beiden im Sommer 1919 ins Riesengebirge geführt. In einem Rucksack aus den Weltkriegsjahren war der karge Proviant mitgenommen worden. Es war eine Art »fröhliches Durchhungern« gewesen.

Fünf Jahre dauerte die Zeit der ersten Gemeindeliebe in Breslau. Dann rief die Baptistengemeinde in Zürich Paul Schmidt in ihren Dienst. Der dortige Vorgänger Alfred Hess war im Seminar sein Lehrer für Neues Testament gewesen. Er war ein ausgezeichneter Exeget und hatte einen entscheidend prägenden Einfluß auf seinen

Schüler ausgeübt. Neben der Gemeindegarbeit fand Paul Schmidt noch Zeit und Kraft, sich in der übergemeindlichen Jugendarbeit der deutschen Baptisten als Vorsitzender und Schriftleiter des Jugendblattes »Der Jungbrunnen« zu betätigen. Er suchte sich auch noch an der Universität Zürich in Theologie und Philosophie weiterzubilden.

Abstecher in die Politik

Wie der Mitarbeiter des Evangelischen Sängerbundes, der bekannte Willi Hennes aus Wuppertal, gehörte Paul Schmidt zu den Männern, die für den »Christlich-Sozialen Volksdienst« im Deutschen Reichstag tätig waren. Von 1929 bis 1932 war er Abgeordneter. Es war seine Überzeugung, daß den Christen eine Mitverantwortung zukomme, die politische, soziale, geistige und moralische Notlage unseres Volkes nach dem Ersten Weltkrieg überwinden zu helfen.

Es sei hier gleich die Epoche des Dritten Reiches dazugenommen. Aus diesen Jahren liegen Äußerungen von Paul Schmidt vor, die eine erstaunliche, ja befremdliche positive Beurteilung von Gestalten und Ereignissen jener Zeit zeigen. Er ist mit Recht deswegen kritisiert worden. Geistlich und missionarisch ist er jedoch allezeit auf seiner klaren Linie geblieben. Er hat auch immer mehr – besonders nach dem Zweiten Weltkrieg – die Begrenztheit des christlichen Einflusses auf den politischen Bereich erkannt und sich darum um so entschlossener unserer unaustauschbaren Aufgabe zugewandt, Jesus Christus als den einzigen wahren Retter und Herrn zu verkündigen.

Der Schriftleiter

Erst nach dem Ausscheiden aus der Gemeindegarbeit in Zürich erfolgte der Abstecher in die Politik. Die eigentliche Berufsaufgabe war aber von 1928 an die Schriftleitung unseres Bundesorgans »Der Wahrheitszeuge« im Verlagshaus in Kassel. Paul Schmidt betrachtete dieses Blatt als »Bundeskanzel«, von der aus wöchentlich das christliche Zeugnis in alle unsere Bundesgemeinden und in viele deutschsprachige Gemeinden im Ausland hineingetragen wurde. Ferner war »Der Wahrheitszeuge« eine bedeutende Nachrichten- und Berichtszentrale unseres Bundes und die Vermittlerin unseres theologischen Beitrags zu andern Christengruppen hin. Paul Schmidts Stellungnahmen unter der Rubrik »Aus der Schmiede« zu Fragen des gemeindlichen und des öffentlichen Lebens fanden über unseren Bundesraum hinaus Beachtung.

Der Bundesdirektor

Als der Leiter des Baptistischen Bundeshauses Otto Nehring in Berlin-Südende im Jahre 1935 verstarb, wurde Paul Schmidt sein Nachfolger. Er blieb bis 1959 in diesem Amt. Es waren ereignisreiche Jahre, nicht nur für ihn in der großen Verantwortung als Bundesdirektor, sondern auch für unser Land und Volk.

Im Jahre 1936 wurde Friedrich Rockschieß, der Prediger der Gemeinde Berlin-Schmidstraße, Vorsitzender des Bundes der Baptistengemeinden in Deutschland. Es war eine Gnade Gottes, daß diese beiden Männer hauptverantwortlich mit ihrer Liebe zur neuteamentlichen Gemeinde und zur Mission in gegenseitiger Wertschätzung und Freundschaft ein Jahrzehnt lang initiativ und fördernd unserem Werk vorstanden. Friedrich Rockschieß sagte einmal in seiner originellen Art: »Paul Schmidt hat viele Pferdekraften in seinem Schwung des Jüngerdienstes für Jesus.« Diese Vitalität, die geistigen Gaben, das Geladensein mit Energien hat Gott ihm im Elternhaus in die Wiege gelegt. Dort empfing er auch seine erste geistliche Zurüstung. Er hatte gläubige Eltern, die als treue Beter seinen Weg bis zu ihrem Lebensende begleiteten. Mit 15 Jahren zum lebendigen Glauben an Jesus Christus gekommen, wurde er in der Baptistengemeinde Eberswalde getauft und fand in der Gemeinde Berlin-Charlottenburg bis zum 23. Lebensjahr sein erstes Betätigungsfeld und seine geistliche Heimat.

»Seine ungebrochene Stellung zum Wort, seine Liebe zur Gemeinde, seine aktiven Tätigkeiten in der Mission und Allianz, ohne Manager geworden zu sein, empfing und behielt er im Heiligtum des Gebetes. Darum konnte er, als ein Mann der Liebe Christi von Gott geführt, eine Fülle von Arbeit bewältigen und auch noch Zeit finden für die einzelnen Menschen.« So beurteilte ein naher Freund, der Theologieprofessor Dr. Johannes Schneider von der Universität Berlin, rückblickend die Reichgottesarbeit von Paul Schmidt.

Immer war es dessen Anliegen, sich ausschließlich von Gott führen zu lassen, und sein leidenschaftliches Bemühen, die von Gott gegebene Zeit voll zu nützen, getreu seinem Wahlspruch: »Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.«

Der Aufbau der Zeltmission

Tief betroffen war Paul Schmidt von dem um sich greifenden Judenhaß und von der zunehmenden Christus- und Gottesfeindschaft der dreißiger Jahre in der deutschen Öffentlichkeit. Aber er war

kein Mann, der resignierend seinen gottgegebenen Auftrag, Menschen zu Christus zu führen, aufgeben konnte. Gott schenkte es ihm, daß die in den Anfängen befindliche Jugend-, Wagen- und Zeltmission der deutschen Baptisten zu einer bedeutenden Bundeszeltmission ausgebaut wurde. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges schlossen sich die Türen für diese verheißungsvolle Arbeit.

Die Ostmission

Nach der Besetzung Österreichs und des Sudetenlandes durch deutsche Truppen im Jahre 1938 wurde die Betreuung unserer Gemeinden und ihrer Arbeit in diesen Gebieten aufgenommen. Bisher hatten deutsche Baptisten aus Nordamerika sich hier verantwortlich gewußt. Mit dem Beginn und der Ausweitung des Zweiten Weltkrieges wurde die sog. Ostmission entwickelt. Sie umfaßte die deutsche und die slawische Mission in den Ländern Ost- und Südosteuropas, die durch den Krieg zu Notstandsgebieten wurden. Allein in den Jahren 1942/43 wurden Mittel in Höhe von einer halben Million Reichsmark in diesem Gebiet eingesetzt. Slawische Brüder wurden auf dem Seminar in Hamburg und auf der Bibelschule in Wiedenest ausgebildet. Der Druck von Neuen Testamenten und Bibelteilen in z. T. hoher Auflage wurde durchgeführt. Es kam zu Kleinsendungen von Liebesgaben und zu einer Großaktion. Prediger erhielten geldliche Unterstützungen. Gemeinden wurden in weiten Teilen wieder aufgerichtet und gefördert.

Schließlich schritt die Geheime Staatspolizei ein und unterband die Arbeit. Paul Schmidt und andere verantwortliche Brüder wurden stundenlangen Verhören unterzogen. Bei zwei gründlichen Untersuchungen im Bundeshaus, das sich inzwischen in Berlin in der Regensburger Straße befand, kam es zur Beschlagnahmung der Akten und des Kontos der Ostmission und vorübergehend auch der Liebesgaben für den Osten. Den Gemeinden wurden Vervielfältigungsapparate, auf denen Soldatenbriefe hergestellt wurden, weggenommen. Die Jugend- und Kinderarbeit wurde hart eingeschränkt und das Erscheinen von Schriften verboten. Inzwischen zeichnete sich aber schon der totale Zusammenbruch des Dritten Reiches ab.

Der Zusammenschluß mit den »Brüdern«

Entscheidendes bliebe unbeachtet, wenn wir nicht über den Zusammenschluß des »Bundes der Baptistengemeinden« mit dem »Bund freikirchlicher Christen« (BfC), den Brüdern von der ehe-

maligen »Christlichen Versammlung«, berichten würden. Bei den ersten Gesprächen, die noch vor Kriegsbeginn stattfanden, sah es so aus, als ob die beiden eigengeprägten Gruppen nicht zueinander finden könnten. Doch Dr. Hans Becker von der Brüdergruppe und Paul Schmidt gaben nicht nach und sahen im Jahre 1941 den Zeitpunkt des Zusammenschlusses als gekommen an. In einer gemeinsamen Konferenz der beiden Gruppen wurde die erarbeitete Verfassung mit großer Mehrheit angenommen, und in großer Einmütigkeit wurde der Vereinigung zum »Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland«, Kirche des öffentlichen Rechts, zugestimmt. Die Fragen des Glaubensbekenntnisses und anderer gemeinsamer Formen des Zusammenlebens und der Zusammenarbeit konnten gelöst werden.

Ein solcher Zusammenschluß christlicher Kreise war für die anti-christlichen Kräfte in Deutschland höchst unerwünscht. Nur der freundlichen Behandlung des ganzen Komplexes durch den zuständigen wohlwollenden Referenten im Kirchenministerium war es nächst Gott zu danken, daß bei den Behörden grünes Licht für den Zusammenschluß gegeben wurde und im Jahre 1942 die staatsaufsichtliche Genehmigung erfolgte. Als eine Anzahl von Gemeindegruppen aus den Kreisen der ehemaligen »Christlichen Versammlung« nach dem Kriege aus dem Bund der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinden wieder ausschied, war dies für Paul Schmidt eine enttäuschende Erfahrung. Doch viele sind für die befruchtenden und erneuernden Segnungen der Vereinigung dankbar geblieben.

Neuanfang nach 1945

Der totale Zusammenbruch kam 1945 wie eine Sturmflut über unser Volk und Land und führte zu geschichtlichen Veränderungen von unvorstellbaren Ausmaßen. Auf einem ungeheuerlichen materiellen und seelischen Trümmerhaufen mußte der innere und äußere Wiederaufbau einsetzen. Die Verheißung des Herrn bewahrheitete sich: »Ich will bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.« In der Notzeit nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu stark besuchten Evangelisationen. Viele Menschen, vor allem junge, bekehrten sich. Andere vollzogen eine neue Hingabe an Jesus Christus, den Herrn und das Haupt seiner Gemeinde. Es geschahen auch Zeichen und Wunder an kranken und verzweifelten Menschen. Von dem allen wurden auch die Gemeinden unseres Bundes erfaßt.

Auch unsere Zeltmission erlebte einen neuen Start. Sofort nach

Kriegsende widmete sich Paul Schmidt ihrem Neuaufbau. Es gab erhebliche Geldschwierigkeiten zu überwinden. Gott hat unseren Bruder in diesem Glaubenswagnis bestätigt. Wieder wurde die Zeltmission zu einer bedeutenden Aktivität innerhalb unseres Bundes entwickelt.

Die Bruderhilfe

Seit Ende 1945 bis zum Jahre 1949 arbeitete die »Bruderhilfe«, in Verbindung mit dem Evangelischen Hilfswerk der Kirchen, durch Gabensendungen aus insgesamt 14 Ländern, vor allem aus den USA und aus Schweden, mit einem Gesamtwert von 4 1/2 Millionen Dollar. Die Erfahrungen aus der Ostmission zu Beginn des Krieges waren für Paul Schmidt und Carl Koch von der Brüdergruppe eine gute Starthilfe. Viele Brüder und Schwestern in der Bundesrepublik halfen mit, dank der großzügigen Spenden der Christen aus den andern Ländern, Not zu lindern. Welch ein unermesslicher Gnadendienst solche Sachhilfen in Notzeiten sind, kann der ermessen, der durch ein Stück Brot oder ein Kochgeschirr voll Hirsebrei aus der Hand von mitgefangenen Kameraden im Gefangenenlazarett vor dem Hungertod gerettet worden ist.

In der Außenmission und Diakonie

Durch die Initiative von Paul Schmidt erfolgte nach dem Kriege auch die Wiederaufnahme der Außenmission. Von 1955 bis 1962 war er – trotz und neben seinen andern Ämtern – Sekretär der Europäischen Baptistischen Missionsgesellschaft. Diese entwickelte sich vor allem aus der Außenmission des deutschen Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden. Es sind daran aber auch Baptistenbünde aus andern europäischen Ländern beteiligt.

19 Jahre hindurch, von 1947 bis 1965, war Paul Schmidt an der Seite des Direktors des Diakonissen-Mutterhauses »Tabea« in Hamburg, Paul Pohl, Vorsitzender des Vorstandes. Die beiden Männer arbeiteten ungetrübt miteinander. Paul Schmidt zeigte allezeit ein wohlwollendes Verständnis für die Schwestern, ihre Arbeit und ihr persönliches Wohlergehen.

Er war bis zuletzt ein Freund und überzeugter Förderer der Arbeit der Wycliff-Bibelübersetzer. Durch seinen kühnen Glauben spornte er die Geschwister in dieser Arbeit an. Es schuf ihm Freunde, daß er über der Sache nie den Menschen vergaß. – Sehr am Herzen lag ihm schließlich die Rundfunkmission, durch die ein großer Hörerkreis mit der Christusbotschaft erreicht wird.

Die Evangelische Allianz

Paul Schmidts Blick für die Gemeinde Jesu führte ihn schon sehr früh in die Reihen der Evangelischen Allianz. Nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte er neben Walther Zilz und Friedrich Heitmüller zu den Männern, welche die Evangelische Allianz in Deutschland neu aufbauten. Nach dem Tode von Walther Zilz war er von 1958 bis 1967 deren Vorsitzender. In Pastor Paul Deitenbeck, dem zweiten Vorsitzenden, fand er den Freund und Bruder, mit dem er im Hauptvorstand glückliche Jahre der brüderlichen Zusammenarbeit erlebte. Wie freute er sich, in diesem Bruderbund bewußter Bibelchristen aus den verschiedenen Kirchen, Freikirchen und Gemeinschaften mitarbeiten zu können! Die alljährlich Anfang Januar stattfindenden Gebetswochen nannte er das Herzstück der Allianzarbeit, deren Kraft in dem lebendigen Glaubensgebet liegt. Seine besondere Aufmerksamkeit galt der Vorbereitung und Durchführung der großen Deutschen Allianzkonferenzen in Siegen. Die 1953 gegründete Europäische Allianz hat er mit aufgebaut. Im Herbst 1961 wurde er einstimmig zu ihrem Präsidenten gewählt, von 1967 an blieb er der Arbeit als Vizepräsident verbunden. Es war sein ernstliches Anliegen, die Verbindung mit allen geistlich gleichgerichteten christlichen Gruppen in der Welt zu suchen.

Im Jahre 1954 fanden in Düsseldorf und Berlin evangelistische Veranstaltungen mit Billy Graham statt. Dadurch angeregt, wurde Paul Schmidt der Initiator für die Durchführung der Großevangelisationen mit dem amerikanischen Evangelisten: 1960 in Essen, Hamburg und Berlin (dort in einem Riesenzelt vor dem ehemaligen Reichstagsgebäude), 1963 in Nürnberg und Stuttgart und 1966 in Berlin in der großen Messehalle. Das überzeugungsstarke und kompromißlose »Die Bibel sagt«, das so oft aus Billy Grahams Mund zu hören war, entsprach so recht Paul Schmidts eigener Glaubenshaltung. Unermeßlicher Segen ging von diesen Großveranstaltungen aus in die Kirchen und Gemeinden unseres Volkes.

Das größte Wagnis unter dem Vorsitz von Paul Schmidt war die große »Euro 70«, die Tele-Evangelisation mit Billy Graham vom 5. bis 12. April 1970 in der Westfalenhalle in Dortmund. Sie wurde übertragen nach Berlin, Frankfurt, Freiburg, Hamburg, Hannover, Heilbronn, Karlsruhe, Kassel, Köln, München, Nürnberg, Oldenburg, Ulm, außerdem nach Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Holland, Jugoslawien, Norwegen und Österreich. Es war eine Veranstaltung mit einem Kostenaufwand von 2,5 Millionen Mark. Welch ein Wagnis in der Verwendung der Fernstechnik für

eine Evangelisation in einer bisher noch nie geübten Weise! Das Unternehmen rief – auch bei gutmeinenden Christen – manche Kritik hervor. Doch der Herr überraschte uns alle durch das ungestörte und ungeminderte Wirken seines Heiligen Geistes in allen teilnehmenden Städten. An den Vorbereitungen war Paul Schmidt in seiner gewohnten Aktivität beteiligt. Die Durchführung und die damit verbundene große Erfahrung göttlicher Machterweisung erlebte er nicht mehr.

Der Heimgang

Im Januar 1970 wurde unser Bruder ins Krankenhaus eingeliefert. Bald erkannte er, daß Gott ihm endgültig Feierabend gebieten wolle. Beim letzten Besuch seines Freundes Paul Deitenbeck klatschte er mit den Händen zu dem Lobgesang, den seine Besucher sangen. Sein Herz war erfüllt von der Freude am Herrn. Als Todgeweihter faßte er in seine priesterliche Fürbitte seine Lieben, die Gemeinde Jesu, das weite Werk der Allianz und das Vorhaben der Großevangelisation. Bestimmte verantwortliche Brüder nannte er mit Namen. Zum Schluß betete er um die Wiederkunft Jesu. Als er nur noch flüstern konnte, vernahm seine Tochter Helga, mit ihrem Ohr an seinem Mund, daß seine Worte ein letzter Lobpreis Gottes waren. Zu den Gnaden seiner vielen Dienste hatte der Heiland seinem Knecht Paul Schmidt nun auch die Sterbegrade verliehen.

Ernst Krischik

Friedrich Heitmüller



Geb. 9. 11. 1888 in Völksen am Deister. Erweckung in einer Evangelisation von Pastor Samuel Keller in Hannover und im CVJM in Hamburg, Bekehrung Herbst 1908 auf der Glaubenskonferenz der Christlichen Gemeinschaft Philadelphia, Hamburg, Holstenwall. Ausbildung im Seminar der Pilgermission St. Chrischona bei Basel. Ruf in die Arbeit nach Hamburg 1912 und Übernahme der Leitung der Christlichen Gemeinschaft und des Diakonissen-Mutterhauses Elim am 9. 11. 1918. Als Folge angriffsfreudiger Evangelisationstätigkeit – oft vor Tausenden

von Zuhörern – Ausweitung der Gemeinde- und auch der diakonischen Arbeit in Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein. Ab 1933 nach anfänglicher Bereitschaft zur Mitarbeit im Dritten Reich zunehmend erfahrene Feindschaft von seiten der damaligen Machthaber; Rede- und Schreibverbot wegen mutiger und klarer Stellungnahme zu Fragen der Zeit. 1934 Anschluß des Hamburger Werkes an den Bund Freier evangelischer Gemeinden in Deutschland. Seit 1945 ungehinderte Weiterführung und Ausweitung der Gemeinde- und der diakonischen Arbeit. Wiederaufbau des im Kriege zerstörten Krankenhauses Elim, Erwerb eines neuen Mutterhauses, Neubau vieler Gemeindehäuser. Gest. 1. 4. 1965.

Ein Hirte der Gemeinde

Zu jenen Zeugen, die in einem langen Leben des Glaubens und Dienstes unermüdlich und unerschrocken auf Jesus wiesen und Menschen zu ihm führten, gehört Friedrich Heitmüller. Sein Name ist aufs engste verknüpft mit dem »Holstenwall«, d. h. mit jenem großen Gemeindehaus, das seit dem Jahre 1897 an dieser verkehrsreichen Straße steht – in unmittelbarer Nähe der ebenso bekannten wie berüchtigten Reeperbahn, der »Giftader Hamburgs«, wie Friedrich Heitmüller sie bezeichnete. Der am Holstenwall beheimateten Gemeinde und einem ihr zugehörigen großen Freundeskreis hat er in mehr als 50 Jahren das Evangelium verkündigt. Schon ein goldenes Predigerjubiläum ist ja kein alltägliches Ereignis; hier

aber geschah der Dienst an einem Ort, in derselben Gemeinde, von derselben Kanzel aus. Wo hat wohl das Geheimnis einer so vollmächtigen und weitreichenden gesegneten Wirksamkeit gelegen?

Zuallererst gewiß im anhaltenden treuen Forschen in der Heiligen Schrift. Im betenden Nachdenken über das Wort Gottes wurden Friedrich Heitmüller immer neue und tiefere Erkenntnisse und Einblicke in die göttlichen Heilsgedanken geschenkt. Dazu dienten ihm besonders die frühen Morgenstunden, aber auch manche Tage der Stille in dem von ihm so geliebten »Waldhaus«, das ebenso wie das Erholungsheim »Bethesda« auf dem schönen Gelände nahe der Stadt Eutin (Holsteinische Schweiz) steht – mit dem herrlichen Blick auf den Kellerssee. Hier entstand vorwiegend auch das umfangreiche Schrifttum in Buch-, Broschüren- oder Zeitschriftenform, mit dem viele Menschen, weit über die Holstenwall-Gemeinde hinaus, erreicht und geistlich gefördert worden sind. Dabei war es dem Verfasser ein besonderes Anliegen, das »feste prophetische Wort« der Gemeinde Jesu zu erschließen und es im Blick auf den endgeschichtlichen Charakter unserer Zeit zum Aufleuchten zu bringen.

Zum andern aber dürfte das Geheimnis für eine so lange, gesegnete Tätigkeit zu suchen sein in Heitmüllers ungebrochener Stellung zur ganzen Heiligen Schrift. Wie dem Psalmisten (Ps. 119, 158) tat es Friedrich Heitmüller wehe, daß auf vielen Kanzeln und Kathedern Gottes Wort nicht bewahrt, sondern verwässert, verkürzt und in Frage gestellt wurde. Wenn es um die Bibel ging, dann wurde das Kämpferische in seinem Wesen offenbar. Wie ein Fels stand er in der immer heftiger werdenden Brandung der Bibelkritik, für viele ein Halt, für andere ein Ärgernis. Doch das Letztere kümmerte ihn wenig.

So kann er in seinem Buch »Aus 40 Jahren Dienst am Evangelium« unabdingbar erklären: »Ich für meine Person lehne die vom theologischen Liberalismus beherrschte Bibelkritik rundweg ab. Ihre sogenannten Forschungsergebnisse sind hypothetische Eintagsfliegen, die in jedem Menschenalter mehr als einmal wechseln. Wer nimmt die kritischen Hypothesen von Bibelkritikern wie Spinoza, Semler, Baur, Strauß, Wellhausen, Jülicher, Adolf Harnack bis hin zu Bultmann und seinen Genossen heute noch ernst? Wer greift heute noch nach ihren Büchern, die seit ihrem Erscheinen längst überholt sind durch so und so viele andere? Die Heilige Schrift der Bibel aber steht durch die Jahrtausende unverändert und unveränderlich fest wie ein granitner Felsen im brandenden Meer der

Menschheit. Sie fragt in ihrer Erhabenheit nichts nach dem Tadel der gelehrten und ungelehrten Bibelkritiker; sie nimmt kein Wort zurück. Und wenn der Mund aller ihrer Kritiker längst verstummt ist, dann wird sie in ihrer großartigen Einfalt und göttlichen Vollmacht weiterreden, und am Jüngsten Tage wird sie alle, die in Ehrfurchtslosigkeit über sie zu Gericht gesessen haben, fordern, damit sie Rechenschaft ablegen von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet und geschrieben haben (Matth. 12, 36). Und dann wird der lebendige Gott mit ihnen handeln nach seinem Wort in Offenbarung 22, 18 und 19.«

Und zum dritten war es die klare und tiefgründige, Herz und Gewissen anpackende Verkündigung des Evangeliums, die gebildete und einfache Menschen gleichermaßen ansprach. Immer war dabei der gekreuzigte, der auferstandene, der zum Himmel aufgefahrne und von dort einst wiederkommende Herr der Mittelpunkt: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit!

Charakteristisch und von weittragender Bedeutung für die Gemeindegemeinschaft des »Holstenwall« ist besonders die dort alljährlich im Oktober stattfindende und auch von auswärtigen Gästen immer außerordentlich stark besuchte »Evangelische Festwoche«. Sie wurde von Friedrich Heitmüller langfristig und mit größter Sorgfalt vorbereitet. Viele namhafte Christuszeugen wie Jakob Kroeker, Rudgar Mumssen, Hans Brandenburg, Walter Arnold, Fritz Hubmer (um nur einige wenige von ihnen zu nennen) haben im Laufe der Jahrzehnte den Dienst am Wort in den Konferenzversammlungen der Festwoche getan.

Ein Diakon der Elenden

Die Anfänge des Hamburger Werkes, das damals noch »Christliche Gemeinschaft Philadelphia« hieß, liegen in der Zeit der furchtbaren Choleraepidemie des Jahres 1892, die 18000 Erkrankungen und 8000 Todesopfer forderte. Einem Kreis gläubiger Christen legte es sich als Not schwer auf die Seele, daß so viele Menschen dahingerafft wurden, die nie das Evangelium Gottes von seinem Sohn Jesus Christus klar gehört hatten. Deshalb beschloß man, eine außergewöhnliche Evangeliumsverkündigung zu veranstalten. Dazu wurde neben Professor D. Theodor Christlieb, Oberstleutnant von Knobelsdorff und Pastor Jungclausen auch Pastor Röschmann gebeten, der dann im nächsten Jahr in die Leitung der Arbeit gerufen wurde. Im Hinblick auf die schweren leiblichen und seelischen Nöte der Leidenden gründete er zugleich das Diakonissen-Mutterhaus Elim

für junge Mädchen, die an den Herrn Jesus Christus gläubig geworden waren und sich bereit fanden, aus Dank und Liebe für Golgatha den Dienst der barmherzigen Liebe an den Elenden zu tun. Als Friedrich Heitmüller am 9. November 1918 die Leitung übernahm, war es ihm ein selbstverständliches Anliegen, das gesamte Werk in den ursprünglichen Bahnen weiterzuführen. Er hat das später einmal so ausgedrückt:

»In unserer Gemeinde sollen aufgrund göttlicher Führung Evangelisation und Diakonie, Seelsorge und fürsorgerische Tätigkeit in organischer Verbindung Hand in Hand miteinander gehen. Mit letzter Entschiedenheit wollen wir das Evangelium Gottes von seinem Sohne Jesus Christus verkündigen, um Menschen für ihn zu gewinnen. Wir wollen aber auch mit ganzer Hingabe das ›Amt der Hände Jesu‹, wie man das Werk der vielgestaltigen Diakonie genannt hat, verwalten und nie das eine ohne das andere tun. Wir streben also nicht nur in der Gemeindebildung, sondern auch in der Verkündigung des Evangeliums zu den Uranfängen des Christentums zurück, das heißt zur Verkündigung des Evangeliums durch das Zeugnis des Mundes *und* der dienenden, helfenden Hand. Nur die Gemeinde ist eine Offenbarungsstätte des erhöhten Herrn Jesus Christus durch den Heiligen Geist, in der das evangelistische Wort zur Rettung gott- und christusferner Menschen im Drange heißer Liebe verkündigt und die diakonische Hilfeleistung ununterbrochen geübt wird.«

So ist denn in allem Wechsel der Zeit Diakonie geschehen an Alten und Siechen, an Schwachen und Kranken, an Kindern und Einsamen. Zu solchem Dienst fanden sich – besonders in den schweren zwanziger Jahren – viele junge Mädchen bereit, die in den großen Evangelisations-Versammlungen Friedrich Heitmüllers zum lebendigen Glauben gekommen waren und dann in das Diakonissen-Mutterhaus Elim eintraten. – Hier muß der Name eines Mannes genannt werden, der Friedrich Heitmüller für das ihm anvertraute Werk immer wieder die Hände gefüllt hat: der Hamburger Großkaufmann Hugo Preuß. Neben erheblichen Summen für den Erwerb von Erholungsheimen und zum Bau von Gemeindehäusern gab er die 2 ¼ Millionen Goldmark, die damals im Jahre 1927 für den Bau des Krankenhauses Elim erforderlich waren.

Als 1943 das Kranken- und Mutterhaus im Bombenhagel des Zweiten Weltkrieges in Schutt und Trümmer sank und 50 Patienten und

Schwestern unter sich begrub, hielt Friedrich Heitmüller am nächsten Morgen vor dem brennenden Krankenhaus den Sonntagsgottesdienst mit der kürzesten, zugleich aber wohl auch schwersten Predigt seines Lebens: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt« (Hiob 1, 21)! – Als nachfolgende Generation können wir nur voll Ehrfurcht und Dankbarkeit dieser beiden Männer Friedrich Heitmüller und Hugo Preuß gedenken, die in echter Bruderschaft gemeinsam das Werk getrieben und es aus der Enge in die Weite geführt haben zu seiner heutigen Bedeutung.

Ein »primus inter pares«

Für den weitverzweigten Arbeitsbereich von Gemeinde und Diakonie konnte sich Friedrich Heitmüller auf eine große Zahl von Mitarbeitern stützen, Brüder und Schwestern, Alte und Junge. Für sie war »der große Bruder«, wie wir ihn oft scherzhaft nannten, ein Vater in Christo und zugleich auch der »primus inter pares«, der Erste unter Gleichen. Generationen von Diakonissen und Predigern sind durch seinen Dienst am Wort und durch seine geistliche Führungskraft geprägt worden. Dabei zeichneten ihn väterliche Güte, Großmut und Großzügigkeit aus. Besonders lag ihm die »Mi-Ko« (Mitarbeiterkonferenz) am Herzen, die regelmäßige Zusammenkunft der vollzeitlichen Mitarbeiter aus dem Gemeindebereich, in der alle Aufgaben und Planungen, Probleme und Schwierigkeiten erörtert werden. Hier bedeutete vor allem auch die ihm eigene Gabe der Geisterscheidung für die Mitarbeiter stets klare Wegweisung. Bei aller Festigkeit und geistlichen Autorität ließ Friedrich Heitmüller jedoch den einzelnen weiten Raum, sich nach jeder Seite hin frei zu entfalten und – in den bewährten biblischen Linien – die Arbeit nach eigenem Ermessen zu gestalten.

Herzerfrischend war seine Art, kurz, aber treffend und einprägsam zu Menschen oder Dingen Stellung zu nehmen.

War jemand träge in dem, was er tun sollte, dann pflegte er zu sagen: »Er sucht wohl erst noch den, der die Arbeit erfunden hat!«

Wurde bei einer nicht spruchreifen Sache übertriebene Hast an den Tag gelegt, dann meinte er: »Laßt uns die Sache doch nicht in den Backofen schieben!«

Wenn jemand allzu langsam und weitschweifig redete, dann mußte er sich sagen lassen: »Bruder, mach es kurz und erbaulich!«

Ließ bei einem undurchsichtigen Menschen ein unbedachtes Wort

oder eine an sich unbedeutende Begebenheit unerwartete Rückschlüsse auf seinen Charakter zu, dann sagte er: »Brüder, *das* war das Loch in der Hecke!«

Im Blick auf Kollekten und anvertraute Gelder mahnte er: »Brüder, mit dem Portemonnaie unseres Heilandes müssen wir noch viel sorgfältiger umgehen als mit dem eigenen!«

Wurde ein mäßiger Verkündiger mit der Bemerkung verteidigt, es kämen vielleicht doch auch durch ihn Menschen zum Glauben, dann räumte er ein: »Gewiß – Petrus ist ja auch von einem krähennden Hahn zur Buße geleitet worden!«

Bekanntlich gibt es auch Christen, die sich nirgendwo verpflichten, möglichst aber überall dabei sein und mitreden wollen. Von ihnen sagte er: »Sie sind wie Vöglein, die ihr Lied von jedem Ast des christlichen Lebensbaumes zwitschern möchten!«

Wenn von der Stellung zu seinen »Mitarbeitern« die Rede ist, dann darf die Gefährtin seines Lebens, Hedwig Heitmüller, nicht unerwähnt bleiben. Sie lebt noch unter uns – ebenso wie ihre Schwester, Oberin i. R. Frieda Stracke, die Friedrich Heitmüller in 40 Jahren als treue und bewährte Mitarbeiterin im Diakonissen-Mutterhaus Elim zur Seite stand. – In seinem Buch »Aus 40 Jahren Dienst am Evangelium« schreibt er unter dem Thema »Gesegnete Begegnungen« im Blick auf seine Frau:

»Gott hat es wohl gewußt, daß ich gerade sie und nur sie zur Ergänzung und Förderung meines Lebens und Dienstes brauchte . . . Wie es für jeden Mann wichtig ist, daß er die rechte, ihn ergänzende und fördernde Frau zur Seite hat, so erst recht für einen Knecht Gottes. Sie war die Gehilfin meines Lebens und Dienstes, die Genossin meiner Freude und Trübsal . . . Mein evangelistischer und diakonischer Dienst brachte es mit sich, daß ich oft lange unterwegs sein mußte, so daß meine Frau mit unseren vier Söhnen viel allein war. Ich muß es ihr sehr danken, daß sie alle sich daraus ergebenden Opfer willig auf sich genommen und mich in meinen Diensten nie gehindert hat . . . Wie tapfer ist sie in mehr als 10 Jahren den wahrlich nicht leichten Weg der ununterbrochenen Bedrohung meiner Freiheit und meines Lebens durch die Geheime Staatspolizei gegangen! In jenen Jahren beteten und rangen wir in langen, wachen Nachtstunden miteinander um ein umfassenderes und tieferes Verständnis des biblischen Weissagungswortes. Wie sind wir in jenen Jahren zusammengewachsen in dem Willen zu einer immer völligeren Hingabe an den Herrn und zu einem immer willigeren Dienst für ihn!«

Georg Schmidt

Friedrich Heitmüller gehörte auch zu den Männern, die über örtliche gemeindliche und diakonische Verantwortung hinaus der »größeren Gemeinde Jesu« den Weg gewiesen haben.

Dies gilt zunächst für den Raum der Freien evangelischen Gemeinden, in den er sich im Jahre 1934 mit dem ihm in Hamburg anvertrauten Gemeinschaftswerk gewiesen sah. Als Rufer zu Jesus und als Lehrer des Wortes hat Friedrich Heitmüller sowohl im nationalen wie auch im internationalen Bereich unschätzbare Dienste getan. Ein besonderer Auftrag erwuchs dem Mann mit dem weiten Horizont und den reichen geistlichen Erfahrungen im Internationalen Bund Freier evangelischer Gemeinden. In den spannungsreichen Nachkriegszeiten galt es, besonders in Norwegen und Holland, im Zusammenhang mit der deutschen Besetzung entstandene Schwierigkeiten abzubauen und Brücken zu den Brüdern zu schlagen. Hier hat auch Friedrich Heitmüller durch Gottes Gnade Hilfe leisten dürfen zum erneuten Sichfinden der Brüder. Es kam zu fruchtbaren Begegnungen in Hamburg und darüber hinaus in vielen Bundesgemeinden. 1948 wurde in Bern der Internationale Bund Freier evangelischer Gemeinden gegründet. Daran war Friedrich Heitmüller stark beteiligt. Er trat nach dem Heimgang des ersten Präsidenten des Bundes, Missionsvorsteher Johann Gustavsson (Stockholm), für eine Reihe von Jahren die Nachfolge an. – In einem kurzen Lebensabriß mit dem Titel »Der Mann aus dem Steinbruch« hat der damalige Sozialsekretär des Schwedischen Missionsbundes, Einar Rimmerfors, die Verdienste Friedrich Heitmüllers um die Festigung internationaler Gemeinschaft gewürdigt.

Die andere über Hamburg hinauswirkende Aktivität Heitmüllers war die von seiner Liebe zum ganzen Volke Gottes bestimmte Mitarbeit in der Evangelischen Allianz auf nationaler wie auch auf übernationaler Ebene. Bruder Heitmüller gehörte schon vor dem Zweiten Weltkriege zum »Blankenburger Komitee«. Mit gesegneten Zeugen Jesu und Lehrern des Wortes Gottes wie Gustav F. Nagel, Walter Michaelis, Ernst Modersohn, Eduard Wächter und anderen Gottesmännern hat Friedrich Heitmüller von der Plattform der Konferenzhalle in Bad Blankenburg (Thüringen) manche Jahre den Verkündigungsdienst getan. Dann kam der Zweite Weltkrieg mit seinen verheerenden Folgen. Nach dem Zusammenbruch gehörte Friedrich Heitmüller im Bemühen um die Festigung der Arbeit der Evangelischen Allianz zu den »Männern der ersten Stunde«. 1946 nahm er in Woudchoten (Holland) an einer Konferenz

mit Brüdern der »World Evangelical Fellowship« (Weltweite Evangelische Allianz) teil. Leider kam es damals aufgrund einer allzu starren Haltung extrem fundamentalistischer Brüder nicht zu dem erhofften Zusammenschluß. Diese Tatsache führte einige Jahre später zur Vereinigung nationaler europäischer Allianzen zur »Europäischen Evangelischen Allianz«. Inzwischen schlossen sich verschiedene europäische Allianzen der »World Evangelical Fellowship« an, so auch die Deutsche Evangelische Allianz.

Nach Kriegsende suchten verantwortliche Brüder aus Landeskirchen, Freikirchen und Gemeinschaften auch in Westdeutschland wieder Kontakte »auf dem Boden der Evangelischen Allianz«. Eine erste Konferenz, auf der auch Friedrich Heitmüller das Wort verkündigte, fand in der Lutherkirche in Wiesbaden statt. Nach Gesprächen mit Brüdern der früheren »Westdeutschen Allianz« wurde das größte Versammlungshaus Westdeutschlands, die »Hammerhütte« in Siegen, Mittelpunkt der Allianz in der Bundesrepublik. Zum Hauptvorstand im Westen hat Friedrich Heitmüller bis zu seinem Heimgang gehört. Schriftgebunden und mit einem starken Verantwortungsbewußtsein hat er unter uns in großem Segen gewirkt. Sein letzter Dienst in der »Hammerhütte« geschah 1964.

Friedrich Heitmüller war in besonderer Weise eine Gabe des Herrn an seine Gemeinde. Uns tröstet auch im Blick auf ihn die Tatsache, daß, wenn die Knechte des Herrn gehen, der Herr der Knechte, unser Herr, bleibt. »Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich« (Dan. 12, 3).

Wilhelm Gilbert

Daniel Schäfer



Geb. 19. 7. 1889 in Isert (Westerwald). Drogistenlehre in Düsseldorf. 1907 im CVJM Hamburg zum Glauben gekommen. Ausbildung: 1908 bis 1909 im Johannesstift Berlin und 1910–1912 im Johanneum Wuppertal-Barmen. 1913 Stadtmissionar in Köln-Mülheim. 1915 Lazarettseelsorger in Bonn. 1919 Evangelist der Ev. Gesellschaft für Deutschland. 1940 Rede- und Schreibverbot durch die Geheime Staatspolizei (Gestapo). 1941–1943 Arbeit im Rüstungsbetrieb. 1943–1946 Gemeindepfarrer in Almena/Lippe. 1946–1954 Freier Evangelist. Gest. 3. 12. 1954.

Auf Reisen im Dienst der Evangelisation, bei Konferenzen und Bibelwochen begegnen mir immer wieder Menschen, die mir erzählen, wie sie vor Jahrzehnten durch den Dienst meines Vaters zum Glauben gekommen sind. Ich frage mich dann beglückt und dankbar: Wie viele mögen es insgesamt wohl sein, die den Beginn ihres Weges mit Jesus zu Gott mit dem Namen Daniel Schäfer verbinden können? Wie viele werden wohl heute noch durch seine Veröffentlichungen gesegnet? Das ist Grund genug, Erinnerungen wachzurufen und alten und neuen Lesern in Kurzform die Lebensstationen des Heimgegangenen aufzuzeigen, die vom Anfang bis zum Ende von den Fußspuren Gottes zeugen.

Der Junge vom Dorf

Daniel Schäfer, von zehn Kindern das zweitjüngste, war erst vier Jahre alt, als der Vater starb. Das Bild und Leben seiner Mutter hat das eigene durchgreifend geprägt. Sie war durch Natur und Gnade eine Frohnatur, die in der Kraft des Evangeliums mit ihren Kindern ihr nicht leichtes Leben meistern lernte. Als Daniel in Düsseldorf Drogistenlehrling wurde, war zunächst das Heimweh nach der Mutter und dem kleinen Bauernhof in Isert groß. Mit den Jahren lernte er sich »frei schwimmen«, aber auf Kosten dessen, was die

Mutter und die Schule ihm mit auf den Weg gegeben hatten. So vieles war jetzt vergessen und nicht mehr wichtig. Wichtig war ihm seine Jugend, seine Freiheit und der Drang nach Leben und Erleben. So nahm er nach der Lehre eine Stelle in Hamburg an. Damit war er am Tor zur großen Welt angelangt.

Aber dann kam es ganz anders, als er es sich gedacht hatte. Irgend jemand lud ihn in den Hamburger CVJM ein. Unwillig, aber wie in einer letzten Bindung an zu Hause und an früher, ging er mit. Und er lief, gegen seinen Willen und Wunsch, Gott in die Arme! Dieses Erleben war wohl der Grund, daß Daniel Schäfer bis ins Alter hinein so gewiß davon reden konnte, daß es »schwer sei, in die Hölle zu kommen! Zuvor müsse man durch den Felsen eines betenden Mutterherzens!«

Die Führung Gottes auch durch die Nacht der Sünde wurde ihm so klar, daß sein Wunsch, seinen Heiland und neuen Herrn zu bezeugen, immer mächtiger wurde. Während des ersten weihnachtlichen Urlaubs auf dem Westerwald fing er damit an. Er sammelte junge Männer und erzählte ihnen, was ihm widerfahren war; daß Jesus heute noch rufe und frei mache, genau so wie in den Tagen des Neuen Testaments. Eine kleine Erweckung unter jungen Leuten wuchs zu einer ersten Missions- und Evangelisationsbewegung, die für Daniels spätere Entscheidung, ganzzeitiglich in den Dienst des Evangeliums zu treten, wichtig wurde. Er gab den Beruf auf und ging zur Ausbildung in die Diakonenanstalt Johannesstift nach Berlin. Von dort wechselte er nach zwei Jahren zur Evangelistenschule Johanneum in Wuppertal-Barmen. 2. Korinther 5, 14 und 15 zeigte ihm Weg und Auftrag: »Die Liebe Christi dringet uns, da wir dafür halten, daß, wenn einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben. Und er ist darum für alle gestorben, damit die, die da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.«

In den Jahren der theologischen und praktischen Zurüstung waren es zwei Dinge, die Daniel Schäfer besonders groß wurden: die Bruderschaft und die persönliche Stille vor Gott. Sein Einsegnungswort aus Jesaja 40, 1 und 2: »Tröstet, tröstet, mein Volk! spricht euer Gott. Redet mit Jerusalem freundlich!« hat sich als Zuspruch und Anspruch Gottes in seinem späteren Lebenswerk mannigfach bewahrheitet.

Der Missionar in der Stadt

Die Evangelische Gesellschaft für Deutschland, einer der ältesten

und größten Gemeinschaftsverbände, berief Daniel Schäfer 1913 in die Stadtmissionsarbeit nach Köln-Mülheim. Dort war eine seiner ersten Erfahrungen, die richtungweisend wurde für all seinen späteren Dienst: »Die Gemeinde muß sich fortwährend reinigen, wenn sie Gerettete aufnehmen will. Und den Verlorenen kann man nur in Liebe und Geduld nachgehen und mit viel Verständnis in völlig neuen Zungen das Evangelium sagen.« Als nach einigen Monaten die ersten Menschen zum Glauben kamen, war sein Herz so übertoll, daß er in sein Tagebuch schrieb: »Ich bin ein von der Güte Gottes und seiner Freundlichkeit unverdient Überschütteter. Es ist zu viel, Herr, was du mich sehen läßt und mir an Frucht schenkst.«

Später konnte er jüngeren Brüdern oft sagen: »Der Herr läßt uns nicht weniger an Frucht sehen, als wir brauchen, um nicht zu verza-gen. Aber er läßt uns auch nicht mehr sehen und schon gar nicht alles, sonst würden wir hochmütig und gäben unsere Abhängigkeit ihm gegenüber bald auf.«

Der Tröster im Angesicht des Todes

Schon bald brach der Erste Weltkrieg aus, und der Mann, der viel darum gebetet hatte, nie einen Menschen töten zu müssen, wurde als kriegsuntauglich nach kurzer Zeit mit dem Dienst eines Lazarettseelsorgers beauftragt. In den Zimmern sterbender Soldaten begann er, seine Berufung neu zu begreifen und anzunehmen.

Wenn Daniel Schäfer Zeit hatte, besuchte er an der Bonner Theologischen Fakultät Vorlesungen. Sie gaben ihm nicht das, was im »Hörsaal menschlichen Leidens« tief in ihn eindrang. Die Welt des Grauens, in der so viele Menschen sinnlos starben oder fürs Leben unbrauchbar wurden, weil sie »nicht einmal anständig geflickt wurden«, hat den äußerlich nicht sehr robusten Mann bis ins tiefste erschüttert und ernüchtert. Wie sehr ihn der Dienst als Lazarettseelsorger geprägt hat, ist sein ganzes Leben hindurch nachgeklungen. Hier hat er das Trostamt, das ihm am Einsegnungstag im Johannium zugesprochen wurde, wahrlich üben können. An den »Wasserbetten«, in die man die total Verstümmelten zum leichteren Sterben legte, in den Sterbestunden blutjunger Menschen, während der Fieberkrämpfe von Schwerverwundeten, ist ihm die todesüberwindende Kraft und Herrlichkeit Gottes in Jesus Christus immer größer geworden. An den Lazarettbetten hat er gelobt, im Leben nie zu klagen, was immer auch kommen möge. Und es ist viel über ihn gekommen, an Krankheiten und persönlichem Weh, an großem Leid

in der eigenen Familie, bis hin zu seinem letzten Kranken- und Sterbelager. Aber nie hat ihn jemand klagen gehört.

Zwei wichtige Erkenntnisse hat Daniel Schäfer in dieser Zeit gewonnen, von denen er oft gesprochen hat. Ganz einfache Kinder- und Glaubenslieder können für die letzte Wegstrecke eines Menschen eine große Bedeutung haben. Und im Konfirmandenunterricht sollte man die Kinder einen gewissen Schatz an Kernworten der Bibel auswendig lernen lassen, so daß diese einen begleiten können mit ihrem Licht, wenn man ganz allein ist. Gerade an den Abgründen des Lebens hat Daniel Schäfer selber die haltende, rettende und tröstende Kraft der Bibel als des unzerreißbaren Seiles der Liebe Gottes erfahren.

Der im Leiden Geläuterte

Ein Jahr nach Beendigung des Ersten Weltkrieges kam für Daniel Schäfer der völlige gesundheitliche Zusammenbruch. In Waldbröl im Oberbergischen, wo er sich von Bonn aus mit seiner jungen Frau hingeschleppt hatte, lag er und wartete auf sein Ende. Aber der Herr hatte es anders vor und tat an ihm ein Heilungswunder. Diese seine Erfahrung hat ihn in großer Nüchternheit je und dann ermutigt, Schwerkranken die Hände mit dem Gebet um Genesung aufzulegen. Noch am Grabesrand stehend, berief ihn die Evangelische Gesellschaft zum Evangelisten. Die nicht ganz gefestigte Gesundheit erlitt nach einigen Jahren einen Rückschlag. Auf der Heimreise von einer Gnadauer Pfingstkonferenz überfiel ihn ein Lungenbluten. Alles deutete auf sein Ende hin. Eine Siegener Zeitung brachte vorzeitig am 22. 6. 1923 schon die Nachricht von seinem Tod. Doch er durfte leben und weiterhin des Herrn Werke verkündigen.

Der frohe Botschafter des Lebens

Wie oft hat Daniel Schäfer erzählt, daß Gott ihm mehrmals das Leben geschenkt habe! Zuletzt durch diese gnädige völlige Genesung Anfang der zwanziger Jahre. Von da an strahlte er eine robuste Kraft und Gesundheit aus. Als in der ersten Evangelisation nach seiner Genesung gleich am ersten Abend zwei Menschen zum Glauben kamen, war es ihm – nach seinen eigenen Worten –, als habe sich Philipper 2, 9–11 schon erfüllt und als hätten schon alle im Himmel und auf Erden und unter der Erde vor dem Jesusnamen, den er ausrufen durfte, die Knie gebeugt. Jetzt begann für ihn die hohe Zeit in der Evangelisation. Viele Türen standen in der Notzeit nach dem Ersten Weltkrieg für die Frohe Botschaft offen. Un-

ermüdtlich reiste Daniel Schäfer durch Deutschland. Es gibt wohl kaum eine Landeskirche, in die er nicht gerufen wurde, kaum einen Landstrich, wo er nicht als froher Botschafter des Lebens Jesus als Retter und Herrn verkündigt hat. Bis zu 4000 und mehr Besucher saßen oft unter seiner Kanzel. Die größten Kirchen Deutschlands erwiesen sich als zu klein, war es nun Reinoldi in Dortmund, die Kreuzkirche in Essen, die Schloßkirche in Königsberg, die Frauenkirche in Dresden. In Berlin sprach er in großen Missionszelten. Doch auch von Gemeinschaften auf dem Westerwald oder in kleine Dorfkirchen im Bergischen Land oder in Hessen ließ er sich rufen.

Unser Vater hat dem Wort der Verkündigung immer mehr zuge-
traut als allem gefühlvollen Drängen. Er wußte um die Gefahren menschlich-seelischer Evangelisation, die dem Evangelium Schaden zufügt und den Menschen keine Hilfe bringt. Er war den zentralen Aussagen der Schrift verpflichtet und sprach in aller Klarheit über die Verlorenheit des Menschen und seine alleinige Rettung durch Gottes Tat in Christus Jesus. Er hat sich aber dagegen gewehrt, das »Heil« des Menschen von seinem »Wohl« so zu trennen, als habe beides nichts miteinander zu tun, und als sei das Hintenanstellen des Wohls besonders geistlich. Familien- und Kindernöte, Volksarmut und politische Irrtümer – auch sie wählte er zu Themen seiner Vorträge und Schriften. Von ihm stammt der Satz: »Ein Volk, das von Gott loskommt, das verkommt.« Besser kann man die Verbindung von Heil und Wohl nicht ausdrücken. Wer das »Heil« in Christus ergreift, dient auch seinem persönlichen »Wohl« wie dem der Familie und des Volkslebens.

Der Wort- und Stimmbegabte

Noch heute haben viele Menschen ganze Sätze Daniel Schäfers im Herzen und seine wohl lautende Stimme im Ohr. Sein sicheres und immer freundliches Auftreten, die Logik in seinen Ausführungen, die Denkanstöße und Gewissensvolltreffer, die immer in einen Ruf zur Entscheidung mündeten – das alles zog die Zuhörer in einen heilsamen Bann. Aber das Geheimnis seiner Vollmacht ist damit nicht erklärt. Über wirkliche Vollmacht kann kein Mensch verfügen. Man kann nur demütig für sie danken und immer aufs neue betend und in einem Leben der Hingabe um sie ringen.

Aus dem großen Verkündigungsdienst unseres Vaters ergab sich folgerichtig eine nicht minder große schriftstellerische Tätigkeit. Er brauchte eine treue Betergemeinde hinter sich, die ihm im Leserkreis seiner Monatszeitschrift zuwuchs. Diese hieß zunächst

»Ewigkeitsklänge«, nach dem Zweiten Weltkrieg nannte er sie »Glauben und Leben«. Mit unermüdlichem Fleiß schrieb er, um immer wieder neu anklingen zu lassen, was er selbst erkannt hatte, »daß der Mensch aller Zeiten und jeden Alters Gottes als seiner größten Notwendigkeit und seines höchsten Adels bedürfe«. Seine Theologie, die alles durchdrang, war biblisch solide, einfach, gesund und gefestigt gegen den mancherlei Wind falscher Lehre, der in den dreißiger Jahren sich aufmachte, um in den fünfziger Jahren zum Sturm zu werden.

Der Beichtvater und Seelsorger

Die Sprechstunden kosteten Daniel Schäfer während einer Evangelisation mehr körperliche Kraft als die Abendvorträge und die nachmittäglichen Bibelstunden. Oft reichte es kaum zu den Mahlzeiten, soviel Zeit nahm er sich für die Suchenden und Fragenden. Sein Vermögen, ganz in die »Haut« des andern zu schlüpfen und sich von nichts Schuldhaftem und Menschlichem abzuwenden, hat viele Bande des Vertrauens geknüpft, die über seinen Tod hinaus hielten. Besonders der Schwermütigen und Mutlosen nahm er sich an. Er wußte aber auch »seelische« Naturen und »Kanzelschwalben« nüchtern und bestimmt abzuwehren. Ausgesprochenen Schwärmern gegenüber konnte er grob und hart sein.

Mit zunehmender Reife und Lebenserfahrung wurde die »gepredigte Seelsorge« seine Stärke. Von der Freude am Herrn, von der Treue Jesu und dem Trost Gottes, von der Dienstkraft und der Vollendungsgnade, kurzum von dem allgenügsamen Herrn, wußte er in immer neuen und treffenden Worten zu zeugen. So wurden z. B. seine Morgenandachten auf der Gerhard-Tersteegen-Konferenz in Essen Brunnenstuben für Gottes durstiges, staubiges und müdes Volk.

Der Haus- und Familienvater

Im nachhinein streiten sich immer noch bei uns Kindern zwei gegensätzliche Empfindungen und Erinnerungen. Einmal meinen wir, Vater sei oft und viel daheim gewesen, denn sein Bild hat sich so tief in unser Leben eingepägt. Doch tatsächlich ist er viel von zu Hause weg gewesen. Je mehr wir heranwuchsen, um so mehr waren es seine Güte und seine Weisheit, die uns reich machten. Er liebte die Natur, die Stille und das Alleinsein. Oft nahm er uns mit in den Wald oder an die See, aber immer war er an der Arbeit. Er gehörte zu den wenigen Menschen, die ihre Vorbereitungen in freier Natur

treffen konnten. Oft brachte er Besuch mit nach Hause. Immer war er bedacht, uns Leben zu vermitteln. Konflikten ging er gerne aus dem Wege, Streit und Rechthaberei war ihm feind. Liebe und Freundlichkeit, Friede und Geduld waren seine stärksten Waffen. Je älter er wurde, um so mehr verlor sich das ursprünglich Stürmische und Kämpferische in seiner Art. Er wurde »johanneisch«, wie es einer seiner Freunde nannte. Politisch war er lange Zeit hilflos und auch ein wenig blind, bis die Kämpfe um Kirche und Evangelium im Dritten Reich begannen. Hier hat er an Mutter eine große Hilfe gehabt, die ihn von den »Deutschen Christen« löste und ihm Mut machte, in den Reihen der Bekennenden Kirche ein furchtloser Zeuge seines Herrn zu sein. Uns allen sind diese Jahre unvergeßlich.

Der »Staats- und Volksfeind«

Je klarer sich Vater zum Zeitgeschehen äußerte, um so mehr wurde man im Hitlerreich auf ihn aufmerksam. Mit viel Mut trat er den Angriffen auf die Juden und den Christenglauben mündlich, persönlich und schriftlich öffentlich entgegen. Das blieb für ihn nicht ohne Folgen. In seinen Versammlungen saßen fortan Spitzel der Geheimen Staatspolizei (Gestapo), und sein Schrifttum unterlag strengster Zensur. Seine Botschaft von der Königsherrschaft Christi stieß bei den Feinden des Evangeliums auf Widerstand. Veröffentlichungen und Vorträge unter dem Thema: »Wer wird siegen – Christus oder das neugermanische Heidentum?« oder »Die Bibel im Dritten Reich« brachten den Stein ins Rollen und ihn zum Schweigen. Es wurde ein totales Rede- und Schreibverbot für ganz Deutschland ausgesprochen. Sein Versuch, in Berlin persönlich dessen Aufhebung zu erwirken, scheiterte. Die dortigen provozierenden, höhnischen Anspielungen auf seinen Vornamen Daniel und seinen überholten Glauben an einen »Judenlummel« lernte er als Schmach Christi zu tragen, auch die Arbeitsverpflichtung in einem Rüstungsbetrieb. Im Lauf der Kriegsjahre wurde aus diplomatischen Gründen der Würgegriff nach der Kirche etwas gelockert. Vater bekam eine Gemeinde außerhalb des heimatlichen Rheinlandes zugewiesen. Die Gestapo wählte nach Anhören der Kirchenleitung Almena im Lipperland.

Der Gemeindepastor

Der »Weltreisende in Sachen Gottes« verstand sich aber nicht als einen in das kleine lippische Dorf »Verbannten«, sondern er wußte sich auch jetzt gesendet von dem Herrn der Kirche. Es war für ihn

wie ein großes Aufatmen, endlich wieder unverboden das Evangelium bezeugen zu können. Seine treuen Hausbesuche, die Bibelstunden und Gottesdienste, der Umgang mit Alten und Jungen, die Amtshandlungen, viele Dienste, die er nie im Leben getan hatte – das alles ließ soviel Freude aufkommen, daß er die Trennung von der Familie tragen konnte. Bis zum Tode ließ ihn jedoch die Gewissenslast nicht los, daß er sich dem Redeverbot durch die nationalsozialistische Obrigkeit nicht widersetzt hatte. Da er aber sein ganzes Leben täglich neu aus den vergebenden Händen seines Gottes annahm, wußte er auch dieses Versäumen ins Meer der Gnade versenkt. Als der Alptraum von Hitlers Reich vorbei war und das deutsche Volk aus Schuld und Schutt einen neuen Anfang suchte, hielt es Daniel Schäfer nicht länger im Pfarramt. Sechs Jahre lang war der evangelistische Reisedienst unterbrochen gewesen, jetzt begann er noch einmal wie von vorne. Am Ende der ersten Nachkriegsevangelisation, bei der er Abend für Abend vor Tausenden die Befreiung Gottes durch das Evangelium und den Neuanfang durch die Gnade Jesu verkündigte, erzählte Vater zu Hause, er habe über diesen Versammlungen etwas gespürt vom Glanz des letzten Sieges Jesu.

Die letzten Jahre

Der Siebenundfünfzigjährige zog noch einmal durch die zerstörten Städte Deutschlands. Er wollte mit den Menschen von vorne beginnen, die alles verloren hatten, Haus und Heimat, Ehre und Glauben. Aber er war aufgezehrt wie ein Licht, das seine Zeit zum Leuchten gehabt hat. Er brach immer noch fröhlich auf, aber wir in der Familie erlebten nun doch oft einen müden und abgekämpften Botschafter. Die Kräfte reichten nicht mehr wie früher. Vieles hat ihn in den letzten Lebensjahren noch bewegt, vor allem die so heiß-erbetene und im Ganzen doch ausbleibende Buße und innere Umkehr unseres Volkes. Er war auserwählt gewesen, einer ganz bestimmten Zeit und Zahl von Menschen die Gute Nachricht Gottes zu bringen. Nun nahm ihn sein Herr am 3. Dezember 1954 still, nach kurzer Krankheit, an der Schlußfurche seines Arbeitsfeldes angekommen, zu sich. Eines seiner letzten Worte war: »Sagt den Menschen, wie man selig wird!« Und zu uns gewandt: »Bleibt im Segen!«

Paul Walter Schäfer

Arthur Mütze



Geb. 31. 10. 1892 in Oberlichtenau bei Kamenz (Bez. Dresden). Kaufmannsberuf. Teilnahme am Ersten Weltkrieg. Ausbildung in der Evangelistenschule Johanneum in Wuppertal-Barmen. 1921 Prediger in der Landeskirchl. Gemeinschaft in Dresden. 1938 Sekretär, später Landesinspektor des Verbandes Landeskirchlicher Gemeinschaften in Sachsen in Chemnitz (heute: Karl-Marx-Stadt). Außerdem ab 1946 Vorsitzender des Evang.-Kirchl. Gnadauer Gemeinschaftswerkes in der DDR und Vorsitzender der Evangelischen Allianz ab 1952. Gest. 18. 2. 1963 in Karl-Marx-Stadt.

»Schöner ist nichts als bestäubte Streiter«

»Kennzeichen echten Christentums ist der Verzicht auf Geruhsamkeit und Bequemlichkeit um eines ganzen arbeitsfreudigen Einsatzes willen.«

Man konnte es dem Mann, der das geschrieben hat, bis in sein Alter anmerken, daß er schon von Kindheit an wußte, wie unerläßlich Arbeit ist. Wuchs er doch als Jüngster von zehn Geschwistern auf. Der Verdienst des Vaters reichte nicht, die Familie zu ernähren. Die Mutter half durch einen Stoffhandel mit. Sie zog mit ihrem Laden, der ihre Schultern drückte, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf. Ihr Antlitz zeigte die Härte ihrer Arbeit, die Last ihres Lebens.

Kurz vor Arthurs Konfirmation starb der Vater. Darum erhielt der Junge den Konfirmationsspruch: »Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden« (Matth. 5, 4).

Die nächsten Jahre, in denen er in den Kaufmannsberuf hineinwuchs, brachten für ihn die entscheidende Wendung zum persönlichen Glauben an seinen Herrn Jesus Christus. Eine seiner Nichten, die älter war als er, hat ihn durch ihr Zeugnis und ihre Treue dafür gewonnen, so daß er in der Gemeinschaft, die in ihrem Hause zu-

sammenkam, den Ernst und die Freude eines Lebens in der Nachfolge Jesu erfassen lernte.

Als Arthur Mütze nach seiner Ausbildungszeit im Johanneum zum Dienst eingesegnet wurde, gab ihm einer seiner Lehrer das Wort zum Geleit: »Leide mit als guter Streiter Christi Jesu« (2. Tim. 2, 3). Sollte wirklich sein Leben auf Kampf und Leiden im Dienst seines Herrn zugehen? Er freute sich doch auf seine einzigartig schöne Aufgabe.

Viel später, in seinen letzten Jahren, kam ihm einmal ein Liedvers von Zinzendorf vor die Augen:

»Mit Liegenbleiben wird Schönheit nicht bewahrt.
Das Mühn und Treiben macht Streiter frisch und hart,
die Augen klar, die Sinne heiter,
schöner ist nichts als bestäubte Streiter.«

Dieses Wort griff er auf mit voller Bejahung. Er hatte in einem langen Dienstleben die Wahrheit des Bibelwortes vom Einsegnungstag erfahren.

Unbeeinträchtigt in seiner Fröhlichkeit und Aktivität

Es war nach dem Ersten Weltkrieg, als unser Bruder in Dresden seinen ersten Arbeitsplatz übernahm, eine besondere Zeit. Viele Menschen, Erwachsene und Jugendliche, wurden umgetrieben von aufwühlenden Fragen und von dem Hunger nach wahren Leben. Wo das Wort Gottes sie traf, gab es entscheidende Wendungen zum Glauben. Die Gemeinschaften wuchsen an vielen Orten in Sachsen. In den Jugendbünden für entschiedenes Christentum sammelten sich viele, die nach Wegen fragten, ihrem Herrn Jesus Christus zu dienen.

In diese Lage hinein traf der freudige Einsatz des jungen Predigers und seiner Frau Margarete geb. Seidel. Seine volkstümliche Art trug dazu bei, daß er bei jung und alt beliebt war.

Nach sieben Jahren führte der Dienstweg weiter. Der »Brüdererrat für Landeskirchliche Gemeinschaftspflege in Sachsen« rief Arthur Mütze in seine zentrale Geschäftsstelle nach Chemnitz (heute: Karl-Marx-Stadt). Als »Sekretär« sollte er dem Inspektor Gustav Brück zur Seite stehen.

Die 34 Jahre an diesem Dienort sind gekennzeichnet durch immer zunehmende Verantwortung und Arbeitslast. Schwierigkeiten fehl-

ten nicht, aber in allem blieb unser Bruder »unbeeinträchtigt in seiner Fröhlichkeit und Aktivität bis in seine letzten Stunden«, wie einer seiner nächsten Mitarbeiter geschrieben hat. Dazu muß hinzugefügt werden: »Unbeeinträchtigt« blieb er auch in seiner brüderlichen Zuwendung zu jedermann und in seiner elastischen Wachsamkeit für neue Aufgaben, die die rasant sich wandelnde Zeit erforderte.

Bei der letzten Blankenburger Allianz-Konferenz zu seinen Lebzeiten hatte Arthur Mütze den Abschnitt im Philipperbrief auszulegen, in dem der Apostel schreibt: »Ich kann beides: satt sein und hungern, beides: übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus« (Phil. 4, 12–13). Dazu sagte der Redner: »Unser Text will uns die königliche Freiheit der Kinder Gottes lehren und damit den ganz anderen Begriff vom Leben, das von Menschen und Verhältnissen unabhängig ist.«

Diese innere Freiheit gewinnt ein Mensch nur unter dem Worte Gottes und viel Gebet. Daß Bruder Mütze dies beides in jeder Lage treulich gebrauchte, haben wir stets mit ihm erlebt.

Zum Dienst als Sekretär des Sächsischen Gemeinschaftsverbandes gehörte die Aufgabe, die Gemeinschaften im Lande aufzusuchen. Damals zählte der Verband etwa 500 Ortsgemeinschaften. So sehen wir Bruder Mütze von Anfang an viel unterwegs: im Erzgebirge, im Vogtland, in der Lausitz, in den sächsischen Großstädten und Ballungsgebieten der Industrie. Sein Personengedächtnis hat uns oft in Erstaunen versetzt. Überall kannte er Menschen und erkannte sie sofort wieder.

Aber schon die ersten Jahre waren durch Auseinandersetzungen im Verband schmerzlich getrübt. Das schnelle Wachstum des Werkes brachte es mit sich, daß in einer Reihe von Orten Gemeinschaftshäuser mit großen Sälen gebaut und andere großzügige Unternehmungen gewagt wurden. Da war es schlimm, daß gerade jetzt die Wirtschaftskrise und große Arbeitslosigkeit im Lande einsetzte, so daß der Verband Mühe hatte, seine finanziellen Anforderungen durchzuhalten. Schlimmer noch war, daß es im Zusammenhang damit Streit unter den Gliedern des Landesbrüderrates gab. Die Vertrauenskrise führte 1932 zur Spaltung des Verbandes. Etwa 200 Gemeinschaften mit Inspektor Brück trennten sich und gründeten einen gesonderten Verband mit dem Sitz in Plauen. Der verbleibende größere Teil mit dem Namen »Landesverband Landeskirchlicher Gemeinschaften in Sachsen« und mit der Geschäftsstelle in Chemnitz berief Bruder Arthur Mütze zum Inspektor.

Zehn schwere Jahre hat diese Spaltung gedauert. Dann ging Bruder Brück in den Ruhestand und riet dem von ihm geführten Verband, sich wieder dem »Landesverband« anzuschließen. Bruder Mütze hat die Wiedervereinigung mit ganzer Hingabe betrieben, und es war ihm eine große Freude, daß sie 1943 nach mehreren Verhandlungen zustande kam. Wie glücklich war er, wenn die Brüder aus dem anderen Verband nun wirklich als Brüder zu ihm kamen. Über dem allem stand das Wort: »Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.«

Es folgte die bittere Not der letzten Kriegsjahre. Die schweren Bombenangriffe trafen auch die sächsischen Großstädte und viele andere Orte. U. a. wurden die großen Gemeinschaftshäuser in Dresden, Leipzig und Chemnitz total oder zum größten Teil zerstört. In Chemnitz wurden außerdem die Geschäftsstelle und die Gemeinschaftsbuchhandlung völlig zertrümmert. Wenige aller- notwendigste Dinge der Geschäftsstelle ließen sich aus dem Luftschutzkeller bergen und durch die brennende Stadt mit einem Handwagen in Bruder Mützes Wohnung am Stadtrand transportieren. Und dann hat – mit großer Selbstverständlichkeit – Mützes Wohnung als Verbandsgeschäftsstelle gedient, 12 Jahre lang! 1957 konnten endlich Büroräume in dem im Wiederaufbau begriffenen Gemeinschaftshaus eingerichtet werden.

»Nichts versäumen!«

»So sei der Blick im Vertrauen auf den gerichtet, der mitten durch die Wüste geleitet und von Quelle zu Quelle, der uns auch verpflichtet, keines Menschen Schuldner zu werden und nichts zu versäumen.« Das hat Bruder Mütze einmal geschrieben – und wie oft haben wir diesen Ausdruck aus seinem Munde gehört: »Nichts versäumen!«

Nach Kriegsende trieb es ihn, nach den Geschwistern im Lande zu sehen. Wie hat er sich durch alle Verkehrsbehinderungen der ersten Monate hindurchgekämpft!

Der Flüchtlings- und Umsiedlerstrom aus dem Osten brachte neue Notstände, aber auch starke neue Lebensimpulse: Zahlreiche Gemeinschaftsgeschwister aus Schlesien, Ostpreußen und anderen Ostgebieten kamen nach Sachsen. Mit ihnen auch eine Reihe Prediger. Es war für Arthur Mütze brüderlich klar, daß sie vom Verband übernommen wurden. Gleichzeitig war eine ganze Anzahl von treubewährten Laienbrüdern arbeitslos geworden und wurde nun nach lehrgangsartiger Kurzausbildung als »Hilfsprediger« einge-

setzt. So mehrte sich die Zahl der Angestellten sprunghaft, denn Bruder Mütze sagte: »Das Feld ist reif zur Ernte, aber es mangelt an Arbeitern. Also: Nichts versäumen!«

Das Wagnis der starken Vergrößerung der Verbandsarbeit in so harter Notzeit gelang. Auch wurde an vielen neuen Orten begonnen. Die Zahl der Ortsgemeinschaften in Sachsen stieg auf über 700. Dabei wurde es gerade in dieser Zeit sachlich notwendig, die rechtliche Verantwortung für die vielen Gemeinschaftshäuser in Sachsen auf den Landesverband zu übernehmen und damit auch die zahlreichen Bauaufgaben, besonders zum Wiederaufbau der zerstörten Gebäude.

Wir haben es in ungezählten Sitzungen des Engeren Vorstandes und des Landesbrüderrates und seiner Ausschüsse erlebt, wie Bruder Mütze sich ganz als Bruder unter die Brüder stellte, auch durchaus auf die Brüder hörte und ihre Verantwortung achtete, wie er aber sich selbst dafür verantwortlich wußte, daß es zur gemeinsamen Willensbildung kam und Notwendiges nicht verzögert wurde. Wenn er einen Entschluß für dringend hielt, konnte er ihn zäh vortreiben. Man kann wohl sagen: kämpferisch und brüderlich.

Es zeigte sich seine besondere Gabe zur Leitung. Und wie hat er sich bemüht, bei vorhandenen Spannungen und Gegensätzen Brücken zu schlagen, um zusammenzuhalten, was zusammengehört! Wohl hat er gelacht, wenn man aus seinem Namen den Spaß herleitete: »Alles unter einer Mütze.« Aber er wollte ja mit seiner Art zu leiten niemals herrschen. Er blieb der persönlich bescheidene Mann, der nicht das Seine suchen wollte: »Die größte Leistung, die ein Mensch vollbringt, ist die Verzichtleistung auf sich selbst.« So hat er einmal geschrieben.

Die Ausweitung und Vielgliedrigkeit der Verbandsarbeit nötigte Bruder Mütze, noch viel mehr unterwegs zu sein. Seine langjährige Sekretärin Erna Schober soll uns den unentwegt Reisenden schildern:

»Er war wenig daheim. Obwohl er so manche körperliche Nöte hatte, ließ er sich nicht umwerfen. Als ihm 1953 ein Bruder einen Opel P 4 schenkte, wurde ihm das Reisen etwas erleichtert. Wie viele Geschwister hat er dadurch »nebenbei« besuchen können. Überall gab es Freude, wenn er plötzlich und ganz unerwartet erschien, um nur eben einmal kurz zu grüßen und sich nach dem Befinden zu erkundigen.

Fuhr er in der Bahn, so wurden Mitreisende angesprochen. Und

wenn Bruder Mütze noch nicht am Ziel seines Gesprächs war und der andere plötzlich aussteigen mußte, so sagte er ihm noch eben: ›Gott sei mit Ihnen!‹ Dann spiegelte sich in den Gesichtern etwas ab wie: ›Das hat mir noch keiner gesagt!‹

Meist kam er in der letzten Minute zum Bahnhof. Wenn ihn seine Sekretärin dort mit Post erwarten sollte, dann hat diese oft Ängste ausgestanden, ob er wohl noch komme; denn der Zug stand zur Abfahrt bereit. Beide rannten dann die Treppe zum Bahnsteig hinauf, weil noch schnell etwas zu besprechen war. Bruder Mütze hinein ins erste Abteil, und der Zug fuhr ab! Er kam immer noch mit weg.«

Wichtige »Nebenämter«

Über sein Hauptamt als »Landesinspektor« des Sächsischen Verbandes hinaus ist sein Dienst noch in vielfältiger Weise gefordert worden. Wir nennen hier neben zahlreichen anderen Nebenaufgaben nur die drei besonders wichtigen und weittragenden Ämter: im »Gnadauer Gemeinschaftswerk« in der DDR, in der Evang.-Luth. Landeskirche in Sachsen, in der Evangelischen Allianz.

Bald nach Kriegsende erkannte der Präses des Deutschen Verbandes für Gemeinschaftspflege und Evangelisation (Gnadauer Verband), D. Walter Michaelis, die Notwendigkeit, dafür Sorge zu tragen, daß die zu Gnadau gehörigen Landesverbände und Werke in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone, der jetzigen DDR, zu einem eigenen Zusammenschluß kommen müßten. So beauftragte er Bruder Mütze, die Vorstände zusammenzurufen.

Je länger je mehr erwies es sich als notwendig, diesen Zusammenschluß zu gemeinsamem Handeln zu festigen. Und so kam es zur Gestaltung des »Evangelisch-Kirchlichen Gnadauer Gemeinschaftswerkes in der DDR«. Dessen Vorsitzender ist Bruder Mütze, vom Vertrauen der Brüder getragen und bestätigt, bis zu seinem Heimgang gewesen.

Es ist unmöglich, hier die Fülle der damit gegebenen Verpflichtungen zu schildern. Als besonders dringend erwies es sich, Wege zur Ausbildung des Predigernachwuchses in der DDR zu finden. Der Vorstand des Gnadauer Gemeinschaftswerkes und besonders sein Vorsitzender haben zu diesem Zweck viele Beratungen und Mühen durchstehen müssen. Es kam zur Gründung der Predigerschule »Paulinum« in Berlin und der Gnadau-eigenen Bibelschule in Falkenberg (Mark). Außerdem wurden Lehrgänge von unterschiedlicher Länge und Zielsetzung für alle Zweige der Arbeit eingerichtet.

Bruder Mütze hat sich mit aller Freude und Treue als Glied der Sächsischen Landeskirche gewußt. Er hielt es mit den Vätern der Gemeinschaftsbewegung, daß sich die Landeskirchliche Gemeinschaft bewußt in die Gliedschaft in der Landeskirche stellt. Darum hat er auch das ihm entgegengebrachte Vertrauen bejaht, mit dem er bald nach dem Zweiten Weltkrieg in die Landessynode und in die Kirchenleitung berufen wurde. Seine Mitarbeit in diesen beiden Gremien hat er bis zu seinem Heimgang treulich wahrgenommen.

Bruder Mützes Herz gehörte auch der Sache der Evangelischen Allianz. 10 Jahre lang bis in sein letztes Lebensjahr hinein hat er den Vorsitz im Allianz-Komitee geführt und auch die großen Blankenburger Konferenzen geleitet. Das brüderliche Zusammenwirken war seine Freude. Dabei hielt er fest daran, daß die Achtung vor der besonderen Prägung der beteiligten Kirchen und Gemeinschaften verbunden blieb mit dem Wachen über dem großen Gemeinsamen: dem untrüglichen Wort Gottes und dem Bekenntnis zu Jesus Christus, dem Sohne Gottes.

»Gottes Wege sind vollkommen«

Am Vormittag des 18. Februar 1963 ist Bruder Arthur Mütze heimgerufen worden. Trotz zunehmender Beschwerden in den Monaten davor war er unablässig an der Arbeit geblieben. Das war auch bis in die späten Stunden des letzten Abends der Fall. So traf das plötzliche leidvolle Geschehen uns alle, besonders seine liebe Frau und seinen Sohn, ganz unerwartet. Zur selben Stunde brachte die Post ein ihm nachträglich zu seinem 70. Geburtstag zgedachtes Geschenk aus einer erzgebirgischen Gemeinschaft: einen Holzteller mit dem Spruch:

»Gottes Wege sind vollkommen« (Ps. 18, 31).

Diese Worte stehen nun eingemeißelt auf seinem Grabstein.

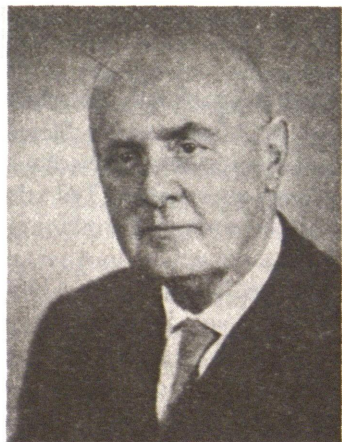
Wir fügen noch die letzte schriftliche Wortbetrachtung des Vollen- deten: »Lasset uns aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens« (Hebr. 12, 2), an: »Die beiden schönsten Dinge sind die Heimat, aus der wir stammen, und die Heimat, nach der wir wandern«, sagt Jung-Stilling. Und wir wandern, denn schon ist wieder ein Stück des Jahres 1963 hinter uns, und jeden Tag setzen wir unseren Fuß auf unbekanntes, neues Land. Wir tun es ganz zuversichtlich, denn wir tun es aus der Erfahrung der Treue dessen, der A und O, der Anfang und Ende ist und der auch beides in unserem Leben in seiner Hand hat und gestaltet.

Wir sind nur oft sehr vergeßliche Leute und erschweren uns Weg und Wanderung durch den Blick auf das Gelände, das bisweilen einer Wüste gleicht. Man kann aber nicht beides: rückwärts und gleichzeitig vorwärts schauen. Man kann sich nicht in sorgenvoller Betrachtung des Weges verlieren und zugleich den wundervollen Ausgang sehen. Wegschauen sollst du – hin auf Christus! Dort ist dein Heil und deines Glaubens Ziel! – Und dann sei gewiß:

Es ist kein Grauen so mächtig,
es ist kein Fürchten so bang,
kein Trachten so niederträchtig,
lebt einer, der es bezwang!«

Frithjof Glöckner

Kurt Raeder



Geb. 10. 8. 1895 in Mehlauken, Kr. Labiau (Ostpreußen). Studium der Theologie an der Universität Königsberg. Erste Pfarrstelle in Wenden, Kr. Rastenburg (Ostpreußen) von 1923 bis 1929. Danach Stadtmissionsinspektor in Berlin. Während des Zweiten Weltkrieges Wehrmachtspfarrer, davon die längste Zeit in Paris. Von 1945 bis 1958 wieder bei der Berliner Stadtmission. Danach zur Christus-Immanuel-Gemeinde in Frankfurt/M., die er im Herbst 1963 verließ, um – schon im Ruhestand – der Evangelischen Brüdergemeinde in Korntal bei Stuttgart zu dienen.

Beide Gemeinden waren die Plattform für einen ausgedehnten Evangelisationsdienst. Gest. 3. 5. 1969.

Ein Mensch in Christo

Irgendwo hatte ich den Nachruf abgelegt, den das Blatt »Richtstrahler« zu Kurt Raeders Heimgang gebracht hatte. Aber wo? Da meine Materialiensammlung weder ein Personen- noch Sachregister hat, sondern lediglich nach Stichworten geordnet ist, ging's ans Suchen, bis ich den Nachruf hatte und mit ihm das Stichwort: Jesus.

Jesus! Den hatte Kurt Raeder zum Mittelpunkt seines Lebens. Jesus allein! Weil Jesus ihn hatte, war er ihm zur Leidenschaft geworden. Das war nicht immer so gewesen. Wohl hat er ein frommes Elternhaus gehabt. Kam es zu einem vertrauten Gespräch, was selten genug vorkam – Kurt Raeder gehörte nicht zu den Menschen, die mit dem Herzen auf der Zunge herumlaufen und ihr Innerstes ins Schaufenster stellen –, dann redete er auch wohl von dem, was er in dieser Hinsicht seiner frommen Mutter verdankte, aber immer in geheiligter Zurückhaltung.

Auch was seine Bekehrung anbelangt, war er mit Worten sparsam. In seiner humorgewürzten Art konnte er wohl sagen: »Ich war nicht immer so fromm, wie ich heute aussehe.« Mit ganzem Ernst

konnte er dann fortfahren und davon sprechen, wie Jesus ihn im Ersten Weltkrieg, als er verwundet war, ans Ufer seiner Gläubigen gezogen hat. Auch über solchem Reden lag Zurückhaltung. Wo es ihm jedoch gut und nützlich schien, hat er von seiner Bekehrung gesprochen und seine Heilsgewißheit bekannt. Aber hausieren gegangen ist er damit nie.

Kurt Raeder wollte nur eins: die froh- und freimachende Botschaft von Jesus weitersagen. Der ganze Mann war Missionswille. Schon in seiner ostpreußischen Heimat ist er auf Evangelisationsreisen gegangen – ein Dienst, der in späteren Jahren zum großen Teil sein Leben bestimmt und ausgefüllt hat. Als er einst in Gumbinnen evangelisierte, kam eines Abends ein Gymnasiast zu ihm und bat, er möchte ihm ein Wort in seine Bibel schreiben. Was hat er ihm hineingeschrieben? Dasselbe Wort, das ihm einst sein Pfarrer daheim mit auf den Weg gegeben hatte, als er in den Krieg ziehen mußte: »Bei deiner Bibel sitze gern, sie sei dein Kern, sie sei dein Stern, die schlage auf, die schlage du erst mit des Sarges Deckel zu.«

Wenn er bei uns in Soltau oder in Essen zu Besuch war und ich ihn zum Frühstück holte, dann habe ich ihn meist bei seiner aufgeschlagenen Bibel angetroffen. Sie war für ihn die Quelle, aus der er sich Kraft holte für den Tag. Er las sie wie jemand, der an einem gedeckten Tisch sitzt und ißt. Nicht mit den kritischen Augen des Wissenschaftlers, nicht wie einer, der »über« der Schrift sitzt. Kurt Raeder saß darunter. Er las sie vorab für sich, was für einen Prediger keine Selbstverständlichkeit ist. Denn wie oft lesen wir einen Bibeltext mit der Frage, wie wir ihn der Gemeinde verdeutlichen können, ohne zuvor gefragt zu haben, was er uns ganz persönlich zu sagen hat. Kurt Raeder wußte: Worin Gottes Wort mich anspricht und mein Herz bewegt, das allein kann ich überzeugend weitergeben.

Dieses Wort ist ihm in zwiefachem Sinne Licht gewesen: ein Licht, das die Finsternis des Herzens aufdeckt und erhellt nach der Weise: »Entdecke alles und verzehre, was nicht in deinem Lichte rein« – und ein Licht, das in Angst und Schwermut Trost und Zuversicht bringt.

Sonderlich an Schwermut hat Kurt Raeder sein Teil mitbekommen. Wenn er davon sprach, daß seine Mutter, als sie ihn unter dem Herzen trug, wohl etwas Schweres erlebt habe, und er dann meinte, seine schwerblütige Art könne von daher kommen, so lag auch über solchem Reden bewußte Zurückhaltung. Wie hätte es bei ihm auch anders sein können! Hat er es manchmal den Seinen, Freunden und

Mitarbeitern nicht leicht gemacht, so doch am schwersten sich selber. Eines hat er in allem nie gehabt: eine »leichte Schulter«.

Der Stadtmissionsinspektor

Gott pflegt seine Leute zu seiner Zeit an den Ort zu bringen, wo er sie zu gesegnetem Dienst haben will. Für Kurt Raeder war dieser Ort die »Reichshauptstadt«, in der Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre die politischen und sozialen Gegensätze in besonderem Maße aufeinanderstießen. 1929 kam er nach Berlin. Die Stadtmission hatte ihn gerufen. Und er war dem Ruf gefolgt, den er immer als Gottesruf verstanden hat. Originell erzählte er aus der Anfangszeit: »Als ich nach Berlin kam und man mir Treptow als »Missionsgebiet« zuwies, wußte ich nicht recht, was ich tun sollte. Also fragte ich unseren damaligen Direktor. Was der mir geantwortet hat, ist mir unvergeßlich geblieben: »Sie können tun, was Sie wollen«, hat er gesagt, »Hauptsache, daß für die Sache Jesu etwas herauskommt.««

Und was hat Kurt Raeder getan? Nur auf einige seiner Dienste kann hingewiesen werden.

Der »Hofprediger«

Raeder wußte, daß, wo die Leute nicht unter das Evangelium kommen, das Evangelium über die Leute kommen muß. So ist er an manchem Sonntagmorgen, begleitet von einem Posaunenchor, auf die Berliner Höfe und Hinterhöfe gezogen. Hatte der Chor einige Lieder gespielt, erhob Kurt Raeder seine Stimme. Sicherlich hatte Gott ihm ausschließlich hierfür ein kräftiges Organ mit auf den Weg gegeben. Nicht, daß er dann eine wohlfundierte und sauber formulierte Predigt gehalten hätte! Er verstand es vielmehr, in wenigen markanten Sätzen die Botschaft von dem siegenden Christus die Häuserwände hinaufzurufen, so daß die Fenster sich mit Menschen füllten. Daß diese Morgengabe nicht immer dankbar aufgenommen wurde, bewies mancher Eimer Wasser, der von oben herunterkam. Und manchmal war es nicht nur Wasser. Wenn er davon erzählte, konnte er lächelnd sagen: »Das war Frontdienst. Da geht es nicht liturgisch zu.«

Der Zeltmissionar

Als nach dem Zweiten Weltkrieg der Mangel an Kirchen und Verkündigungsstätten die Arbeit auch der Stadtmission erschwerte, hat Kurt Raeder alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ein Missionszelt

anzuschaffen. Das war nur in Westdeutschland zu bekommen. Doch wie das Zelt durch die Zone bringen? Das bereitete der Kontrollen wegen Sorgen und Schwierigkeiten. Doch Gott kann unsere Nöte auf eine Art beheben, die deutlich macht, daß er auch ein Gott des Humors ist. Kurt Raeder erzählte:

»Als ein radebrechender Russe sich bei dem LKW-Fahrer nach der Ladung erkundigte und, da er mit Zelt und Masten und was sonst noch auf dem Lastwagen lag nichts anzufangen wußte, fragte: Zirkus?, hat der, schlagfertig wie nun einmal Berliner sind, geantwortet: Ja, Zirkus! Hat er gar gesagt: Zirkus für Christus! – ich weiß es nicht mehr; jedenfalls hat der Russe daraufhin den Schlagbaum geöffnet und gerufen: Dawai, dawai!«

Wenn es erlaubt ist, an Gottes Kindern die eine oder andere Eigenschaft zu bewundern, dann denke ich noch heute voller Staunen an die organisatorischen Fähigkeiten, die Kurt Raeder bei seinem Zeltmissionsdienst entwickelt hat. Da waren Verhandlungen mit städtischen Stellen zu führen und die Erlaubnis zum Aufstellen des Zeltes einzuholen; da mußte mit den Kirchengemeinden gesprochen werden, in deren Bezirk der Evangelisationsdienst getan werden sollte. Als ein Mann, der die Brüder liebte, als ein rechter Allianzmann, hat Kurt Raeder auch die Freikirchen eingeladen und um Mitarbeit gebeten. Nicht zuletzt erforderte es besonderes organisatorisches Talent, über die Sommerwochen und -monate hinweg, in denen das Zelt von einem Stadtteil zum andern zog, die nötigen Prediger zu bekommen. Kurt Raeder hat all diese Schwierigkeiten zu meistern gewußt. Doch bevor er selbst mit Hand anlegte, um das Zelt aufzustellen, hatte er diesen Dienst auf betenden Händen Gott vor die Füße gelegt. Wie konnte er sich freuen, wenn das Zelt bis auf den letzten Platz gefüllt war! Ich habe eigentlich nie erlebt, daß es nicht voll war.

Am liebsten hätte er zu dem Missionszelt auch noch ein Missionsboot angeschafft – für die vielen Berliner, die sonntags an die Havel und an den Wannsee fuhren und von Gottes Wort nichts hörten. Doch dazu reichten die Mittel nicht.

Weil ihn die Liebe Christi trieb, war es nicht verwunderlich, daß Kurt Raeder sonderlich auch ein Herz für die Arbeit der *Mitternachtsmission* hatte, die in Berlin außer der Heilsarmee nur noch die Stadtmission tat. Welch eine Freude war es für ihn, als »Haus Morgenstern« seine Tore öffnete für solche Frauen und Mädchen, die auf den verderblichen Weg der Prostitution geraten waren! Wie freute es ihn, wenn er hörte, wie Jesus der einen oder anderen durch

den Dienst der Mitternachtsschwester zur rettenden Hand geworden war! Wie konnte er aber auch traurig sein, wenn jemand aus »Haus Morgenstern« verschwand, um das verfehlte Leben wieder aufzunehmen!

Der Schriftleiter

Kurt Raeder war nicht nur »gut zu Fuß unter der Nase«, wie der Berliner sich auszudrücken pflegt, wenn jemand nicht auf den Mund gefallen ist und recht zu sagen weiß, was er sagen will, sondern er hatte auch von Gott eine gute Feder in die Hand gedrückt bekommen. Er konnte schreiben und das zupackend, treffsicher, modern und abwechslungsreich. Man muß einmal das Stadtmissionsblatt »Kraft und Licht« und den später nach seinem Fortgang von Berlin herausgegebenen »Richtstrahler« durchsehen, um zu erkennen, mit welchem Einfallsreichtum Gott ihn begabt hatte. Schon die Titelseite wußte er so herausfordernd und anziehend zu gestalten, daß man gleich Lust bekam, das ganze Blatt zu lesen. Jede Ausgabe war ein Lockruf zu Jesus, den er in mannigfacher Art mit dem Vierklang bekannte: »Christus lebt! Christus regiert! Christus siegt! Christus triumphiert!« Die Fülle der Zeugnisse, die Aufgeschlossenheit für Fragen und Probleme der Zeit zeugten von einer Belesenheit, die mich manches liebe Mal hat fragen lassen, wo er dazu die Zeit hernahm.

Ein weiteres Blatt, dessen Schriftleitung ihm oblag, war der »Krankentrost«. Auch das war eine Gabe dieses Mannes: Trösten! Mut machen! Hoffnung wecken und Zuversicht bringen! Es geschah nach dem Willen Gottes: »Tröstet, tröstet mein Volk!«

Als nach dem Kriege der Verleger Günther Ruprecht die Herausgabe der »Frohen Botschaft«, einer von Walter Michaelis begründeten Predigtreihe, Kurt Raeder übertrug, hat dieser den Dienst mit Freuden übernommen. Er sah hierin eine Möglichkeit, das gute Erbe der pietistischen Väter den Amtsbrüdern bei ihrer Predigtvorbereitung auf den Schreibtisch zu legen, Gottesdienstbesuchern in die Hand zu geben und Alten wie Kranken ins Haus zu bringen. Daß dieser Dienst ihm oft nicht leicht geworden ist, hat er mir manchmal bekannt; denn hier war er lediglich Redakteur, d. h. er hatte dafür zu sorgen, daß die Manuskripte pünktlich beim Verlag waren. Oft aber hat der eine oder andere Mitarbeiter kurzfristig abgesagt, so daß Kurt Raeder einspringen mußte. Das war ihm gar nicht lieb, denn er wußte, daß eine Predigt in erster Linie erbeten und danach erarbeitet sein will, was bekanntlich Zeit braucht.

Es sind viele volksmissionarische Schriften über die Grundwahrheiten biblischer Botschaft, die Raeder veröffentlicht hat. Doch nur ein Buch hat er herausgegeben: »Leuchtendes Sterben«. Es berichtet vom Tod begnadeter Männer und Frauen Gottes und bringt viele eigene Gedanken über unsere irdische Endstation.

Als er uns das letzte Mal besuchte – seine Augen wollten nicht mehr recht, auch ging er am Stock – und wir aufs Sterben zu sprechen kamen, fragte er: »Ob der Herr mich eines Tages, ich denke bald, im Dunkeln zu Bett bringt?« Doch er sagte das wie jemand, der weiß: Hinter diesem Dunkel ist das Licht: Jesus. – Das Losungsbuch, das er treu zu lesen pflegte, brachte an seinem Sterbetag das Wort aus Psalm 17, 15: »Ich will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Bilde.« Und dazu Paul Gerhardts Wort: »Hoff, o du arme Seele, hoff und sei unverzagt! Gott wird dich aus der Höhle, da dich der Kummer plagt, mit großen Gnaden rücken; erwarte nur die Zeit, so wirst du schon erblicken die Sonn der schönsten Freud.«

Die erste Schrift, die mir von Kurt Raeder unter die Augen kam – ich war ihm bis dahin noch nicht begegnet –, war ein Heft, in dem er von Erlebnissen berichtete, die er als Wehrmachtspfarrer während des Krieges in Paris gehabt hatte. Neben seiner Predigt- und Seelsorgetätigkeit hat er manchem zum Tode Verurteilten in dessen letzter Nacht mit Wort und Sakrament gedient, und dabei hat er beides erfahren: die Verzweiflung angesichts des Todes und die sichtbare Gnade dessen, der Schuld und Sünde für uns getragen hat und damit unserem Tode die Macht genommen.

Der Buchhändler

Auch das ist Kurt Raeder gewesen. Nicht offiziell. Träger der Buchhandlung war die Stadtmission, aber er hat sie eingerichtet, auch geführt.

Als einst ein Bruder unserer Gemeinde am Südsterne in die Buchhandlung kam, um Schriften für unseren Büchertisch zu kaufen, jedoch nicht fand, was er suchte, ist Kurt Raeder mit ihm in seine Wohnung geeilt, um das Gewünschte zu holen. Und das im Eilschritt, so daß der Bruder kaum mitkam. Dem jedoch ist diese Art der Hilfe unvergeßlich, wie er mir schrieb, und eine Illustration des Satzes: »Die Sache des Königs hat Eile.«

Der Evangelist

Kurt Raeder ist oft um Evangelisationsdienste gebeten worden. Wie

gern hat er sie getan! Oft war er wochenlang unterwegs. »Wenn P. Raeder auf der Kanzel stand«, erinnert sich ein lieber Freund, »wirkte er schon durch seine ganze Haltung und die Art, volkstümlich zu sprechen. Seine Predigten kamen immer an. Er hatte ein Herz für die Menschen, die sich auf der Straße des Lebens verirrt haben.« Denen wußte er Jesus als Heiland und Retter zu bezeugen. Und das sehr direkt. Auch wenn er Zeitprobleme aufzeigte, hatte man stets den Eindruck: Du bist gemeint! Nicht nur im Gespräch unter vier Augen, auch von der Kanzel trieb er das, was unsere pietistischen Väter »Knopflochseelsorge« nannten. Er redete jeden Hörer per »du« an, weil er meinte, was nicht »per du« geht, das geht »perdu« (verloren). Daß er dabei frei sprach, war ihm selbstverständlich. Ebenso, daß er nach jedem Vortrag zu seelsorgerlichen Gesprächen bereit war. Manchmal dauerten diese bis gegen Mitternacht. Für Gespräche solcher Art hatte er viel Zeit. Kam ihm jedoch jemand mit Nebensächlichkeiten, konnte er kurz angebunden sein.

Des Mannes Ehre

Das ist seine Frau. So sagt es Paulus in 1. Korinther 11, 7. Raeder hat die seinige in der ostpreußischen Heimat kennen- und liebgelernt und 1923 seine Frieda geb. Backschat geheiratet. Mit ihr hat ihn nicht nur Liebe verbunden, wie sie zwischen Mann und Frau gottgewollt ist. Beide hat auch das Leid zueinandergeführt, sonderlich das über den Tod des einzigen Kindes und Sohnes, der im Kriege gefallen ist. Wenn Kurt Raeder bei seinen Evangelisationen darauf zu sprechen kam, dann allein, um deutlich zu machen, daß in Jesus Freude ist auch »in allem Leide«. Doch nicht nur ihre Liebe zueinander sowie Freude und Leid miteinander hat diese beiden Menschen je länger je mehr zueinandergebracht. Es war vor allem ihr Einssein in der Liebe zu Jesus.

War Kurt Raeder ein Mann des gesprochenen Wortes, so sie eine Frau des gesungenen. Wie oft hat sie in Gottesdiensten und bei Vorträgen ihres Mannes mit Glaubens- und Erweckungsliedern das unterstrichen und auf ihre Weise verkündigt, was er gesagt hatte! Er nannte sie manchmal seine »Nachtigall«.

Als ich ihn einst in Korntal bei Stuttgart, seinem letzten Wohnort, besuchte, entdeckte ich im Wesen des Freundes und Bruders einen Zug, den ich bis dahin so nie gesehen hatte: seine Liebe zu den Kleinen. Das Kinderheim in Korntal hatte es ihm angetan. Er hat gar in seinem Alter die Kinder auf eine Freizeit begleitet, hat ihnen von Je-

sus erzählt und war bis zuletzt den Kleinen, was er in seinem Leben vielen Großen hat sein dürfen: ein Fingerzeig auf Jesus, ein Mensch in Christo.

Rudolf Hofmann

Kurt Raeder zu Matthäus 11, 28 und 29

»*Kommet!* Nicht wahr, du gehörst nicht zu denen, die das Leben so ganz auf die leichte Schulter nehmen können. Manches wird dir reichlich schwer. Vielleicht machst du es dir auch selbst manchmal zu schwer. Du, da sind wir beide gleich. Für solche Leute, die es oft so schwer nehmen . . . ist das ein köstlicher Ruf: *Kommet!* . . .

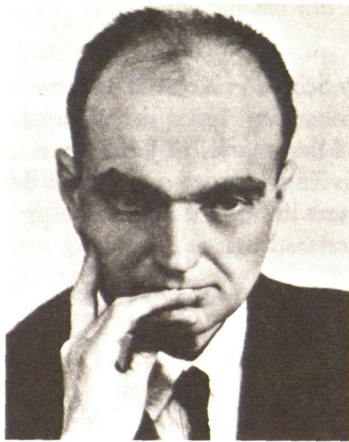
Ist das Kommen denn so schwer, daß Jesus immer aufs neue einlädt: *Kommt!?* Zum Teufel laufen die Leute, zu Gott hinken sie, sagt man in Afrika. Lade einmal jemand ein, so wirst du bald merken, daß es gar nicht so einfach ist, sie unter Gottes Wort zu kriegen – ach, was gibt es nicht für Hinderungsgründe, die uns vom Kommen fernhalten wollen! Ist es nicht eine Schande mit uns?

Nehmet! Nicht wahr, liebster Freund, fürs Nehmen ist der Mensch sonst zu haben. Wir sind alle vom Stamme ›Nimm‹. Aber das ist doch eigentümlich, daß es in Glaubensdingen uns so schwer wird, wirklich das anzunehmen, was Jesus getan hat, was uns im Wort verkündigt wird. Wir wollen mit unserer Frömmigkeit noch etwas dazu tun. Wir machen so, als ob Golgatha nicht genüge. Wir möchten . . . wir möchten . . . und dabei kommt es auf nichts sonst an als auf das schlichte ›Nehmet!‹

Lernet! Das sind arme Menschen, die nicht mehr lernen können oder lernen wollen. Es ist Gnade, immer noch lernen zu können. Wir dürfen hineinwachsen in allerlei Erkenntnis und Gnade.

. . . Ich bedauere die Konfirmanden, deren Pfarrer nichts oder fast nichts mehr auswendiglernen läßt. Das ist für spätere Wüstenwanderungen wie eine ›eiserne Ration‹. Mancher hat sich schon an einem dickgedruckten Spruch im Alter oder auf wirren Lebenswegen zurechtgefunden. Manch Mütterlein mit blinden Augen hat im Alter an dem Schatz gelernter Sprüche aus der Jugendzeit etwas wie ein goldenes Ziehkästlein. Laßt uns fröhlich lernen, wo wir nur können! . . . In Epheser 4, 20 steht sogar etwas vom ›Christus lernen‹ . . . Hast du ihn, so hilft er dir zu allem andern.«

Erich Schick



Geb. 23. 4. 1897 in Ruppertshofen im Welzheimer Wald (Württ.). 1907 bis 1911 Besuch der Lateinschule in Korntal bei Stuttgart. Dann Ausbildung in den theol. Seminaren in Maulbronn und Blaubeuren. Nach dem Abitur 1915 Teilnahme am Ersten Weltkrieg bis 1918. Theologiestudium in Tübingen. Nach verschiedenen kürzeren Diensten 1928 Pfarrer in Bickelsberg-Brittheim im Welzheimer Wald. 1931–1959 theol. Lehrer am Seminar der Basler Mission. Fruchtbare Schriftsteller. Bis 1965 Lehrauftrag am Prediger- und Missionsseminar der Pilgermission St. Chrischona. Gest. 20. 1. 1966.

»Wollen wir nicht miteinander in die Tiefe gehen?«

Wohl aus früher Todesahnung heraus kümmerte sich der Vater, der ein Jahr nach Erich Schicks Geburt die Pfarrstelle in Unterböhringen am Rand der Schwäbischen Alb übernommen hatte, besonders um seinen Ältesten, so daß dieser mit sechs Jahren schon in die dritte Volksschulklasse aufgenommen werden konnte. Bald brach schweres Leid über die Familie herein. Als Erich acht Jahre alt war, erkrankte sein Vater und starb nach monatelangem schwerem Leiden.

Nach dem Tod des Vaters zog die Mutter mit den Kindern nach Korntal bei Stuttgart. Dort besuchte Erich die Lateinschule (1907–1911). In dieser wurde der Schüler dazu erzogen, Grundordnungen des Zusammenlebens zu verstehen und zu befolgen: Wahrhaftigkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, Treue und Fleiß. Dazu trat die für einen Christen unentbehrliche Ehrfurcht vor der Bibel.

In Korntal wurden Erich Schick durch geistlich profilierte Persönlichkeiten besondere Segnungen zuteil. So übte Pfarrer Paul Heim, der ältere Bruder des bekannten Theologen Karl Heim, einen star-

ken Einfluß auf ihn aus. Gelegentliche Bemerkungen deuten darauf hin, daß der Schüler den Seelsorger oft in seinem Amtszimmer aufgesucht hat. Was Paul Heim für ihn bedeutete, können wir erahnen, wenn der Tübinger Professor nach dem Heimgang seines Bruders bezeugt: »Mit ihm verglichen bin ich nur eine geringe Gestalt.«

Die andere Persönlichkeit, der Erich Schick in Korntal nahetreten durfte, war der betagte Missionar Johannes Hesse, der Vater des Dichters Hermann Hesse. Der alte Missionar – 50 Jahre älter als Erich – verstand es, dem Jungen den Zugang zur weiten Welt der Mission zu eröffnen, und dieser leistete ihm mit seiner ausgesprochen schönen Handschrift gute Sekretärsdienste.

Zwecks Vorbereitung auf das Theologiestudium besuchte Erich Schick dann nach der in Württemberg üblichen Ordnung die ev.-theol. Seminare in Maulbronn und Blaubeuren. Aus jener Zeit sei ein Erlebnis festgehalten, das zeigt, wie Erichs feines Gefühl für das Edle und Echte und seine geistliche Gesinnung sich entfaltete und vertiefte. Einer seiner besten Freunde, der im Ersten Weltkrieg fiel und dessen Tod ihm ungeheuer zu Herzen ging, Alfred Gönnewein, erzählt, wie er und Erich eine Zeitlang zu den fünf oder sechs Seminaristen gehörten, die in der Schule um den ersten Platz kämpften. Da habe ihm Erich eines Tages gesagt: »Hör einmal, was soll denn dieser ewige Konkurrenzkampf, und was ist denn schließlich gewonnen, wenn einer von uns wieder einmal Primus geworden ist? Wir trainieren da unseren Intellekt, und die tieferen Gemütswerte kommen einfach zu kurz. Wollen wir nicht einmal miteinander in die Tiefe gehen? Wenn wir auch ein paar Plätze hinunterrutschen und den andern die Krone überlassen: der Gewinn ist doch unbestreitbar größer.«

Für das weitere Leben gezeichnet

Nach bestandenem Abitur im Frühjahr 1915 kam Erich Schick als Artillerist auf den französischen Kriegsschauplatz. Das Kriegserleben war für ihn sehr einschneidend. Gleich einer Lawine stürzte die grausame Wucht gottferner Weltlichkeit auf ihn. Die inneren Kämpfe der Jugendjahre vereinigten sich mit einem tiefen Leiden unter der Wirklichkeit des Krieges, unter seinen zerstörenden Wirkungen auf Geist, Seele und Leib. Der junge Soldat erlitt im Sommer 1916 das Trommelfeuer an der Somme, und der schwerste Stoß widerfuhr ihm, wie sein Bruder bezeugt, »durch eine Verschüttung, die ihn ungefähr eine Stunde Auge in Auge mit dem Tod

stellte und die seinem Nervensystem für Lebenszeit einen nie wieder zu heilenden Schaden zufügte«.

In jenen Jahren wurden ihm die Schriften des dänischen Philosophen und Theologen Sören Kierkegaard – wie er sich selbst ausdrückte – »wie ein Labetrunk an den Fieberkranken, wie ein starker Wohlgeruch für den Ohnmächtigen, wie ein fernes Licht für den einsamen Wanderer«. Die leidvollen Kriegserfahrungen und der damit verbundene Nervenzusammenbruch haben Erich Schick für sein weiteres Leben gezeichnet. Hier wurde ihm Christus zu der Wirklichkeit seines Lebens wie auch seines geistlichen und theologischen Wirkens. Von da an mußte er sich des öfteren für Stunden und ganze Tage zurückziehen und Betruhe halten. Von dieser dunklen Leidensseite hob sich aber um so heller die Fähigkeit ab, im Kreis der Freunde fröhlich zu sein, heitere Erlebnisse zu erzählen und in ein unbeschwertes, herzliches Lachen miteinzustimmen.

Ein Studium mit Unterbrechungen

Nach Kriegsende begann Erich Schick das Theologiestudium in Tübingen. Doch sein aus dem Kriege mitgebrachtes Kopfleiden zwang ihn, einen eigenen Weg zu gehen. Er konnte nicht immer bloß denkend aufnehmen. Der Oberkirchenrat hatte dafür Verständnis und ließ ihn in verschiedenen Dörfern pfarramtliche Hilfsdienste tun. Dort hatte er Gelegenheit, neben seinem Dienst weiterhin theologische Studien zu treiben. Professor Wurster sagte einmal von ihm: »Er arbeitet in einer einzigen Stunde so viel wie andere an einem ganzen Tag.« Vor seiner ersten Predigt schrieb er seiner Mutter, was wohl als ein bezeichnendes Wort für seinen ganzen Lebensweg und seinen geistlichen Dienst verstanden werden darf: »Ich freue mich darauf mit Zittern.«

Im Herbst 1920 setzte Erich Schick in Tübingen das Studium fort und traf auf Karl Heim, der eben seine Lehrtätigkeit aufgenommen hatte. Die Begegnung mit diesem begnadeten Lehrer bedeutete für den jungen Studenten eine »Sternstunde« seines Lebens. Er lernte eine lautere Denkarbeit, die, von der Erleuchtung durch den Heiligen Geist durchglüht, dem Gott die Ehre gab, der sich in Jesus Christus als der liebende Vater offenbart hat. Durch zwei Semester hat der junge Student mit seinem großen Lehrer Gespräche geführt, die ihn für seinen seelsorgerlichen Lebensdienst ausrüsteten.

Im sechsten Semester unterbrach er das Studium erneut und tat Vikarsdienst in Unterböhringen. In den beiden Zeiten des praktischen Dienstes vertiefte er sich in die Schriften der württembergischen Vä-

ter, vor allem in jene von Johann Albrecht Bengel und Friedrich Christoph Oetinger, nicht ahnend, daß er später selbst einmal zu ihnen gezählt würde! Er machte sich auch mit den großen Mystikern und Theosophen vertraut – ein Zeichen von der großen Spannweite seines Geistes. Daß Erich Schick jedem ernstem Forscher und Denker sein volles Recht widerfahren ließ, dafür ist sein ganzes Schrifttum mit so unendlich vielen Zitaten aus den verschiedenen Bereichen ein durchschlagender Beweis.

Berufen zum Lehren und Schreiben

1922 legte er das erste theologische Examen ab. Nach praktischen Diensten in verschiedenen Gemeinden, darunter ein Jahr als Religionslehrer am Lehrerseminar in Künzelsau, berief ihn der Oberkirchenrat als Repetent nach Blaubeuren. Dort wurde ihm bewußt, daß er zum Lehren berufen war. Nach seiner zweiten Dienstprüfung wurde ihm durch ein Stipendium eine Auslandsreise ermöglicht. Diese führte ihn zuerst nach Kopenhagen, wollte er doch die Stätten sehen, an denen Sören Kierkegaard gelebt und gewirkt hatte. Dann fuhr er nach Spanien, um das durch Fritz Fliedner begründete Evangelisationswerk kennenzulernen, und übernahm in Stellvertretung für den dortigen erholungsbedürftigen deutschen Auslandspfarrer für einige Monate den Dienst an der deutschen und schweizerischen Gemeinde in Madrid. Sein Blick wurde noch mehr geweitet, seine pastorale Erfahrung ungemein bereichert, und seine Liebe zu denen, die auf einsamem Posten für ihren Glauben kämpfen und leiden – eine Liebe, die er von jeher im Herzen trug –, konnte in dieser Diasporagemeinde von besonderer Art eine neue Nahrung finden.

Überzeugt davon, daß er noch mehr Zeit für innere Sammlung brauche, wählte er nach seiner Rückkehr in die württembergische Heimat 1928 die entlegene Pfarrstelle Bickelsberg-Brittheim im Welzheimer Wald. Die seelsorgerliche Aufgabe an der Landbevölkerung sah er nicht als etwas Kleines und Unbedeutendes an.

Im Jahre 1931 wurde er dann als theologischer Lehrer an das Seminar der Basler Mission in Basel berufen. Dort fand er bei seiner Arbeit als Schriftleiter des »Evangelischen Missions-Magazins« in der Sekretärin Dora Schultze, der Tochter des damals bereits heimgegangenen Diakonissenhauspfarrers von Riehen, seine Lebensgefährtin. Als verständnisvolle und treue Gehilfin trug sie viel dazu bei, daß sein reiches geistliches Schaffen den ihm gemäßen literarischen Niederschlag fand. Die 1932 geschlossene Ehe blieb kinderlos.

Mit der Machtergreifung des Nationalsozialismus im Januar 1933 setzte für Erich Schick eine Zeit tiefer Leiden ein. In diesen Jahren begann seine öffentliche Wirksamkeit als Schriftsteller. In rascher Folge erschien eine Schrift um die andere, stets unter dem unmittelbaren Eindruck, daß »die Nacht kommt, da niemand wirken kann«. Er gehörte zu denen, die deutlich das Böse erkannten und als solches beim Namen nannten. Am Tage der Machtübernahme durch Adolf Hitler bezeichnete Erich Schick das Geschehen klar und scharf als einen »Sieg der Dämonen« und zeichnete prophetisch die Folgen für Deutschland und ganz Europa, wie sie denn auch später eintraten.

Erich Schick verfügte über ein wahrhaft vom Geist Gottes geprägtes Durchblick- und Urteilsvermögen. Es war ihm gegeben, sehr verschiedene Gottesmänner, wie z. B. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und Gerhard Tersteegen, mit gleicher Liebe zu erfassen und dem Leser unserer Zeit hörbar zu machen, ohne selbst irgendwelche Kompromisse zu schließen. Es gehörte zu seinen gottgegebenen Eigenschaften, daß er dankbar zu der »Wolke von Zeugen« aufblickte, die seit den Tagen der biblischen Erzväter bis in die heutige Zeit um uns und über uns schwebt. Die Rückverbindung mit den Gotteskindern und den Deutern der Christusoffenbarung früherer Epochen hinderten Erich Schick nicht daran, mit beiden Füßen in der Gegenwart mit ihren mannigfachen Problemen zu stehen.

Er vertrat aufgrund seiner Lebensführung das Segenserbe des Pietismus, in welchem er wie selten einer lebte. In dieser Haltung hat er seinerzeit auch Karl Barth gegenüber für den Pietismus eine Lanze gebrochen. Seine Schrift »Die Botschaft des Pietismus in den theologischen Kämpfen der Gegenwart« (1938) hat ihm, wie er selber berichtet, »die schwersten persönlichen und theologischen Vorwürfe eingetragen«. Im Vorwort zur zweiten Auflage schrieb er: »Zwar muß ich auch nach wiederholter und ernster Prüfung daran festhalten, daß ich nicht aus Freude am Kampf oder gar am Wehtun geschrieben habe, sondern aus einer – nicht nur von mir allein, sondern auch von anderen – tiefempfundenen Not heraus.« Daß seine Ausführungen nicht ohne Einfluß auf den Meister der dialektischen Theologie geblieben sind, kann jeder Leser der letzten Dogmatikbände von Karl Barth feststellen (z. B. Kirchl. Dogmatik IV, 2, Seite 905).

Erich Schick stand auf dem Felsengrund der durch den Heiligen Geist aufgeschlossenen ganzen Heiligen Schrift und war doch nicht

in falsch gesetzlichem Sinne Biblizist. Seine wissenschaftlich solide fundierte Theologie war allezeit Zeugnis und Seelsorge. Von seinen rund 70 Schriften können nur einige wenige genannt werden. Es sei zuerst auf seine Veröffentlichungen zur Seelsorge hingewiesen: »Seelsorge an der eigenen Seele« – »Der Christ als Seelsorger« – »Geistesleitung«. Da er aus dem Umgang mit der »Wolke von Zeugen« lebte und von dorthier die Kirchengeschichte durchforschte, zeichnete er manches Lebensbild von Christuszeugen. Er schöpfte besonders auch aus dem Reichtum des evangelischen Kirchenliedes. Wie viele Lieder legte er aus und zog ihren geistlichen Reichtum zur Seelsorge heran! Einzigartig ist das Buch »Die Botschaft der Engel im Neuen Testament«. Da versteht Schick den Dienst der Engel zweifach und zeigt ihn als Vorbild für uns Christen: in der Liturgia (Dienst für Gott, vor allem im Gebet) und in der Diakonia (Dienst für Menschen).

Die beiden Hauptwerke sind jedoch »Heiliger Dienst – ein Buch von evangelischer Wortverkündigung und Seelsorge« und »Der Christ im Leiden«. Der erstere Band zeugt nicht nur von erstaunlicher Belesenheit, sondern von einem in der Theologie so seltenen Zentralblick in die letzten Tiefen der Christusoffenbarung. Das andere Buch mit dem Untertitel »Ein Buch evangelischen Trostes« macht in seinen 52 Kapiteln mit packenden Überschriften deutlich, daß nur die Reifung durch eigenes Leiden den göttlichen Reichtum erschließt. Hier spricht einer, der als Leidender selbst immer wieder erfahren hat, wie Gottes Treue allein trösten kann. Denn helfen kann einer nur dort, wo er selbst gelitten und Hilfe erfahren hat.

Freie Sicht für größere Horizonte

Im Frühjahr 1959 schied Erich Schick aus dem Dienst der Basler Mission aus. Das Komitee der Pilgermission St. Chrischona trat mit der Bitte an ihn heran, einen Lehrauftrag an ihrem Prediger- und Missionsseminar zu übernehmen. Mit großer Freude nahm er diese Berufung an und lehrte bis zum Frühjahr 1965 Ethik, Dogmatik, Psychologie und Missionsgeschichte. Im Unterricht forderte Erich Schick intensive Mitarbeit und im Blick auf die Lebensordnung und -führung Konsequenz und Disziplin. Manch einer empfand dies als hart und schroff, verstand aber schließlich den Lehrer, der nicht müde wurde, auf die Bedeutung des Vorbildes für einen künftigen Reichgottesarbeiter hinzuweisen.

In den ersten Jahren der Lehrtätigkeit auf St. Chrischona hielt Erich Schick öfter Vorträge in Gemeinden. Diese waren – wie ich es in

meiner Gemeinde selber erlebte – eigentlich »seelsorgerliche Seminare«. Seine Vorträge waren Hilfe, die Aussagen der Bibel in ihrem ganzen Lebenszusammenhang zu erfassen, die Seele des Menschen, seine Nöte und Probleme aus biblischer Sicht zu verstehen und die Zeitgeschichte im Licht der Ewigkeit zu erkennen. Auch alle seine schriftlichen Veröffentlichungen waren von dem Bemühen gekennzeichnet, den Christen zu helfen, daß sie den Veränderungen der Zeit, hinter denen Erich Schick Geistes- und Geisterkämpfe von unerhörten Ausmaßen sah, nicht nur als Zuschauer gegenüberstehen, sondern daß sie allenthalben beteiligt sind als Mitwirkende, Mitschuldige, Mitbetroffene und Mitleidende.

Eindrücklich bleibt mir in Erinnerung, wie ein Akademiker, der äußerst kritisch zu den Vorträgen kam und ideologisch feste Positionen bezogen hatte, nach einer Aussprache mit Erich Schick freudig bezeugte: »Er hat mir die Sicht freigegeben für größere Horizonte!« Unvergeßlich bleibt mir, wie Erich Schick nach einem Vortrag über »Des Christen Freude im Leiden« sich in unserem Wohnzimmer an das Klavier setzte und Choräle spielte, unter anderem vor allem: »Jesu, meine Freude . . .«

Etwa drei Jahre vor seinem Heimgang trat Erich Schick aus der Landeskirche aus. Das war ein Zeichen seiner entschiedenen Haltung, da er es nicht länger ertragen konnte, daß die Kirche die verschiedensten einander sich ausschließenden Lehren duldet und sich nicht aufraffte, auf geistlichen Klarkurs zu dringen.

Mitten in allen Kämpfen wußte er sich aber in Gottes Frieden tief geborgen. Noch am Tag vor seinem Heimgang bezeugte er: »Ich bin der Vergebung und des Friedens gewiß. Ich habe es ganz deutlich gespürt, wie der Friede in mein Herz ausgegossen wurde. Ich habe das Wort erlebt: der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft.«

Eine Beurteilung von Erich Schick zu geben ist nicht leicht. Das Pathos, die dramatische Gebärde entsprachen nicht seinem Wesen. Glanzvolle Effekte waren ihm keine Versuchung, und emotionellen Wirkungen wich er aus. Das Entscheidende im Leben und Wirken Erich Schicks ist zweifellos: Er war einer der gewichtigsten Führer in Fragen der Seelsorge. Aus dem Schatzhaus geistlicher Schriftenkenntnis und in der Überlegenheit über jede Art intellektualisierender Theologie wurde er zum Hirten der Gemeinde Jesu Christi. Nie beschwor er die Massen, sondern sprach den einzelnen an und führte hin zum Denken, zum eigenen Urteil, zum verantwortlichen, überlegten, dem Wort der Heiligen Schrift entsprechenden

Handeln. Sein Leben und Geheimnis war, das Wort Gottes so auszusprechen, daß sich Menschen darunter veränderten und erneuerten.

Edgar Schmid

Aus dem Buch »Heiliger Dienst«

»Die Botschaft des Evangeliums kann letztlich gar nicht wahrhaft ausgerichtet werden ohne das persönliche Beteiligtsein, ohne daß der Schlag des eigenen Herzens und die ganze Kraft des persönlichen Lebens darin zu verspüren ist.« –

»Die Weisheit im Staube, das schlichte Wort, das einfache biblische Zeugnis ist es, das mehr als jede noch so gewaltige geistliche Dichtung ausdrückt: es handelt sich um eine Wahrheit unabhängig von uns, die doch eben deshalb unseres Herzens Glück, unseres Lebens Stern, unserer Seele Freude ist.« –

»Es liegt in jeder treu geleisteten Arbeit, in jeder vor Gott übernommenen Verantwortung eine gesundmachende Kraft. Diese Kraft wirkt sich um so innerlicher und um so machtvoller aus, je mehr der Dienst, dem sie entspringt, aus dem Heiligtum kommt und ins Heiligtum führt.« –

»Es gibt keine Äußerlichkeiten, die nicht zugleich auch Innerlichkeiten sind.« –

»In dieser Welt bedeutet jede tiefere Erkenntnis ein Leiden, denn sie gibt andere Maßstäbe und damit Fremdheit.« –

»Wir erfahren gerade in der Bewertung der Gemeinschaft, in die wir hineingeordnet sind, daß jeder, der das Mangelhafte in andern Menschen oder in den Zuständen sieht, zerstörend wirkt, wenn er nicht zugleich ganz starke geistige Kräfte der Güte, des Verstehens, der Anerkennung, des Schöpferischen entfaltet. In Beziehung auf die Gemeinschaft wirkt sich solch zerstörende Kritik besonders schmerzlich aus, weil sie um sich eine Atmosphäre der Kälte breitet, die ihrerseits wieder jede Gemeinschaft ungemein erschwert.« –

»Christliche Geduld, eine der höchsten Früchte des Geistes, vermag wohl die Schwachen zu tragen, niemals aber die Bösen in dem Sinn des geringsten inneren Einverständnisses und Zugeständnisses. Auch hier gilt es: »Mache dich nicht teilhaftig fremder Sünden« (1. Tim. 5, 22). –

Heinz Stossberg



Geb. 26. 8. 1914 in Solingen. Nach der Schulzeit vier Jahre Lehre in einer Maschinenfabrik. 1934–1938 Predigerseminar St. Chrischona. 1938 bis 1945 Soldat. Gefangenschaft. Mitarbeit im Gemeindedienst in Solingen, ab Sommer 1946 im Krankenhaus Bethesda in Basel. Vorbereitung für den Missionsdienst. 1948–1955 Pastor der Evangelischen Gemeinschaft in Velbert, 1955–1957 in Bielefeld. Seit 1957 hauptamtlicher Evangelist. 1959–1960 Radiomission »Halte ein und überlege« über Radio Luxemburg. Seit 1960 Verkündigung über den Evangeliums-Rundfunk. Mit-

glied des Vorstandes des Evangeliums-Rundfunks. November 1962–1964 Planung für den Bau von »Haus Höhenblick« in Braunfels. Ab 1964 Leiter von »Haus Höhenblick«. Gest. 12. 11. 1974.

Die Tür nach Afrika blieb verschlossen

Ein Besucher aus der Bundesrepublik ist nach Saßnitz auf Rügen ge-
reist, um dort ein paar Ferientage zu verbringen. Als er das Bahn-
hofsgebäude verlassen hat, spricht ihn ein Fremder an und erkun-
digt sich nach einer Straße. Der Besucher, sehr bemüht zu helfen,
aber doch dazu nicht imstande, erklärt dem Frager, er sei selbst
fremd und könne daher leider unter keinen Umständen raten . . .
Der eben noch fragte, unterbricht den Besucher plötzlich und ruft
erstaunt: »Sagen Sie, sprechen Sie im Evangeliums-Rundfunk?«
Der Gefragte nickt. »Sind Sie«, fragt der andere weiter, »vielleicht
Heinz Stossberg?«

Wie oft muß dieser Mann Heinz Stossberg gehört haben, daß er ihn
nach ein paar Worten sofort an der Stimme erkannte! Als Rund-
funkevangelist hatte der letztere zu der Zeit fast anderthalb Jahr-
zehnte an der Gestaltung der Programme des Evangeliums-Rund-
funks mitgearbeitet, vor allem in der Sendereihe »Lieder, die wir
gern hören«. Er hatte mit Wort und Lied zum Glauben an Jesus

Christus gerufen und Nachfolgern Jesu Mut gemacht, treu zu bleiben, auch in Zeiten der Anfechtung und auf den Strecken »durchs finstere Tal«.

Eine langjährige seelsorgerische Erfahrung kam Heinz Stossberg für seine Rundfunkverkündigung zu Hilfe. Seit 1955 arbeitete er als Evangelist in Deutschland, der Schweiz und in Österreich. Eigentlich war seine Absicht gewesen, in die Mission zu gehen. Jahrelang hatte er zielstrebig darauf hingearbeitet. Alles sollte ihn fähiger machen, in fremden Ländern Menschen zu Christus zu rufen: seine Schlosserlehre, der freiwillige Pflegedienst in einem Krankenhaus, die theologische Ausbildung in St. Chrischona. Afrika war der Kontinent, dem sein Herz gehörte. Zu gern wäre er nach Abschluß seiner Ausbildung 1938 Missionar geworden.

Stattdessen mußte er Soldat werden. Er blieb es bis zum Sommer 1945, als er aus der Gefangenschaft entlassen wurde. Wenn er einmal über die schrecklichen Monate zwischen Kriegsende und Heimkehr berichtete, rühmte er seinen Herrn Jesus Christus, der ihn durch all die Jahre geführt hatte und dessen Namen er auch in schweren Tagen bei mancher Gelegenheit bezeugte.

Noch immer hoffte er, Afrika würde sich für ihn öffnen. Er ging darum noch einmal nach St. Chrischona und arbeitete außerdem im Operationssaal und in den Krankenabteilungen des Krankenhauses Bethesda in Basel. Er wollte Erfahrungen für seinen geplanten Missionsdienst sammeln.

In Basel heiratete er 1948 seine Frau Ruth geborene Huber. Zwei Kinder (Christine 1948 und Gerhard 1953) schenkte Gott den Eheleuten.

Zum Missionsdienst in der Heimat berufen

Es war schwer für Heinz Stossberg und seine Frau, im Laufe der ersten Monate der Ehe zu begreifen, daß Gott offenbar andere Pläne mit ihnen hatte als sie selbst. Denn auch die junge Ehefrau wäre sehr gerne bereit gewesen, mit auf das Missionsfeld zu gehen. Die Tür für eine Missionsarbeit blieb aber verschlossen. Es bot sich einfach keine Möglichkeit, auszureisen.

Heinz Stossberg betete in dieser Zeit: »Herr, dein Wille geschehe! Mache mit mir, was du willst!«

Seine Kirche, die Evangelische Gemeinschaft, berief ihn 1948 als Gemeindepastor nach Velbert. Nun erhörte Gott das Gebet von

Mutter Stossberg, die – noch als sie ihr Kind unter dem Herzen trug – gebetet hatte: »Herr, wenn du mir einen Sohn schenkst, dann weihe ich ihn dir. Gebrauche ihn als deinen Knecht!«

Gott nahm das Gebet an, wachte über diesem Leben und nahm es früh für sich in Beschlag. Heinz war 13 Jahre alt, als er in einer Evangelisation den Weg zu Jesus Christus fand und ihm gelobte, fortan für ihn da sein zu wollen. Einige Tage später kniete er nieder und betete: »Herr, hier hast du mein Leben, ich stelle es dir zur Verfügung, mache damit, was du willst!«

Der Vater fiel im Ersten Weltkrieg, als Heinz erst 4 Jahre alt war. Seine Mutter und auch sein Großvater lebten ihm vor, was es heißt, Jünger Jesu zu sein. Es hat den Heranwachsenden bleibend beeinflusst, wenn er hörte, daß der Großvater nach einer Zeit des Gedankenaustausches mit Besuchern und Freunden sagte: »Nun haben wir genug geredet, nun wollen wir erst einmal dafür beten.«

Viel gebetet wurde in der Familie, und betend bereitete sich Heinz Stossberg auf seinen ersten Evangelisationsdienst in Essen-Kray vor, der am 16. 2. 1950 begann. Später erzählte er darüber: »Meine Knie zitterten, als ich auf die Kanzel stieg. Würde der Herr sich zu diesem Dienst bekennen?«

Ja, Gott bekannte sich zu seinem Boten. Eine ganze Gemeinde wurde bereit, sich erneut in die Nachfolge Jesu rufen zu lassen und mit größerer Entschiedenheit zu glauben. Seither wußte Heinz Stossberg, daß sein Weg nicht mehr in die »Äußere Mission« führen würde, sondern daß Gott ihn zum »Missionsdienst« in der Heimat berufen hatte.

Immer häufiger wurde er nun zu evangelistischen Diensten gerufen. Es sprach sich herum, daß er viele Hörer anzog und daß unter seiner Verkündigung »etwas passierte«. Menschen fanden Vergebung durch den Glauben an Jesus Christus. In Aussprachen, die sich oft bis in die Nacht ausdehnten, suchte Heinz Stossberg dem einzelnen zu raten und zu helfen. Alte und junge Menschen suchten ihn als Seelsorger auf.

Als er 1955 von Velbert nach Bielefeld versetzt wurde, geschah das mit dem Auftrag, zugleich in mehreren Evangelisationen während eines Jahres Dienst zu tun, im Sommer in Zelten, im Winter in den Gemeindesälen.

Auf der Jahreskonferenz seiner Kirche erfolgte 1957 die Freistellung vom Gemeindedienst und die Beauftragung, künftig seine

ganze Zeit und Kraft für den evangelistischen Dienst einzusetzen. Zusammen mit einem Beauftragten der methodistischen Schwesterkirche tat er nun vor allem in der Evangelisch-freikirchlichen Zeltmission Dienst. Diese Arbeit ließ etwas von den Möglichkeiten gemeinsamer Aktionen erkennen, wie sie nach der Vereinigung der Evangelischen Gemeinschaft und der Methodisten zur Evangelisch-methodistischen Kirche selbstverständlich wurden.

Wohnung nahmen die Stossbergs in Essen. Von hier aus startete der Evangelist in alle Richtungen des Landes, hierhin kehrte er auch nach seinen Einsätzen wieder zurück, oft tief in der Nacht.

»Es müßte ein Haus geben . . .«

Auf den langen Autofahrten gingen Heinz Stossberg die Geschehnisse der Menschen nach, die seinen Rat als Seelsorger gesucht hatten, mit denen er gebetet hatte und die er nun fürbittend begleitete. Er litt darunter, daß in den wenigen Minuten, die für seelsorgerische Gespräche zur Verfügung stehen, oft nicht gründlich genug geholfen werden kann. »Man brauchte mehr Zeit für jeden«, sagte er Anfang 1961 einmal. »Es müßte ein Haus geben, in dem man sich ohne Hast unterhalten kann, in dem man ungestört betet, in dem ausreichend Zeit ist, um Gottes Wort weiterzusagen und zu hören.«

Der Gedanke eines Seelsorgeheimes war geboren. Die Idee ließ Heinz Stossberg nicht mehr los. Skeptiker machten ihn darauf aufmerksam, daß er weder Geld für ein solches Projekt habe noch ein Grundstück, geschweige denn einen Mitarbeiter. »Wenn ein solches Haus auch Gottes Plan ist, dann werde ich alles bekommen«, glaubte und bezeugte der Evangelist.

Gott gab Gnade zu dem Projekt. Ein geeignetes Grundstück wurde in Braunfels bei Wetzlar gefunden und erworben. Der anerkannte Höhenluftkurort bot eine ideale Basis für ein Seelsorgeheim, das von Anfang an auch als Familienerholungsheim gedacht war. Familien mit Kindern, die oft schwer unterkommen, sollten hier für einige Wochen betreut werden. Aufgrund dieser sozialen, familienfreundlichen Planung gewährte der Staat eine wesentliche finanzielle Hilfe. Ein großer Freundeskreis brachte bedeutende Opfer. Am 6. Juni 1964 nahm »Haus Höhenblick« seinen Dienst auf. Das bei der Grundsteinlegung gewählte Motto grüßt noch heute jeden Besucher, der in die Empfangshalle des Hauses tritt: »Hebet eure Augen in die Höhe und sehet!« (Jes. 40, 26.)

Während das Haus für Familien vor allem im Sommer offensteht,

suchen im Winterhalbjahr einzelne Besucher Erholung. Heinz Stossberg fand mit seinen Helfern Wege, das Programm sehr abwechslungsreich zu gestalten. Bis heute wird nach diesen Plänen gearbeitet. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich Singe- und Missionsfreizeiten, Besuche christlicher Zigeuner oder auch die der Mitarbeiter des Evangeliums-Rundfunks. Während des ganzen Jahres können einzelne immer wieder seelsorgerische Betreuung erbitten.

Ein Aufruf und seine Folgen

In seinem »Brief für Dich« (Gebetskreis für Evangelisation und Mission), den er seit 1956 herausgab, berichtete Heinz Stossberg im Juni 1972, daß ihm während seiner Stillen Zeit und bei der Arbeit Gott folgendes gezeigt habe: Es solle etwas für solche Missionare geschehen, die oft in ihrer harten und entsagungsvollen Arbeit draußen das Nötigste entbehren müssen, nur weil die Mittel fehlen. Heinz Stossberg rief den Freundeskreis auf, mitzuhelfen, daß die noch bestehenden Bankschulden in Höhe von DM 210 000 bis zum zehnjährigen Bestehen von »Haus Höhenblick« getilgt werden könnten, damit kein Geld mehr für Zinsen gezahlt werden müsse und in Zukunft der Großteil aller Spenden für die Missionsarbeit zur Verfügung stehen würde. Das Ziel wurde erreicht.

Eine der seit Jahren tätigen leitenden Mitarbeiterinnen in Braunfels, Renate Link, hatte inzwischen ein Jahr in Liberia auf einer Missionsstation mitgearbeitet. Ihre treue Berichterstattung hatte die Aufmerksamkeit von Heinz Stossberg erneut auf Afrika gelenkt. Durch das großartige Ergebnis seines Aufrufes konnte z. B. eine Bibelschule unterhalten, ein Arzt angestellt und ein Kirchenbau finanziert werden. Dazu kamen viele Einzelunterstützungen.

Als einen besonders gnädigen Erweis der Liebe Gottes sah Heinz Stossberg eine Einladung nach Liberia und die Finanzierung der Reise an. Bei den vielen Eindrücken, die er gewann, war es besonders eine Erfahrung, die ihn erschütterte. Er traf eine alte afrikanische Christin, die Großmutter Wrotto. Sie sorgte für ihre kleine Enkelin. Der Aufenthalt des Vaters des Kindes war unbekannt, die Mutter war kurz zuvor gestorben. Als Heinz Stossberg der alten Frau einen Betrag überreichte und weitere Hilfe ankündigte, antwortete sie: »Wir haben schon lange keinen Cent mehr und konnten uns nichts zu essen kaufen. Aber ich habe in all den Wochen gebetet, daß Jesus mir doch ein paar Cents schenken möge. Doch es kam nichts. Ich habe aber weiter gebetet und geglaubt, daß Jesus mir helfen werde. Und nun ist ein großes Wunder geschehen . . .« Die-

selbe alte Frau kam kurz vor der Abreise des Besuchers noch einmal zu ihm und legte dabei drei Stunden Fußweg zurück. Stossberg schrieb darüber: »Ob wohl in Deutschland auch jemand drei Stunden durch die Sonne laufen würde, um mit seinem Pastor zu beten, der eine Reise machen muß?«

Verkündigung über den Rundfunk

Und wie nötig bedurfte er damals – 1973/74 – bereits der Fürbitte! Von der Verkündigerkonferenz des Evangeliums-Rundfunks in Zürich, die vom 15. bis 17. Mai 1973 stattgefunden hatte, war er angeschlagen nach Hause gekommen. Zuerst vermutete man Reise- und Konferenzbeschwerden durch langes Sitzen oder ungewohnten Rhythmus der Mahlzeiten und anderes. Doch dann hieß die ärztliche Diagnose: Krebs! Mehrere schwere Operationen zehrten an der körperlichen Substanz. Aus dem Krankenhaus entlassen, gewann Stossberg wieder etwas Kraft und machte sich unverzüglich auf die Reise nach Afrika. In seinen letzten Stunden dankte er Gott noch einmal für das ganz große Vorrecht, diesen Kontinent gesehen zu haben.

Früh hatte unser Freund die Möglichkeiten der weitreichenden Radiomission erkannt und genutzt. Im Auftrag der Westdeutschen Konferenz der Evangelischen Gemeinschaft hatte er am 4. Januar 1959 eine regelmäßige Sendung über Radio Luxemburg begonnen. Über ihr stand das evangelistische Motto: »Halte ein und überlege!«

Als einige Männer im Oktober des gleichen Jahres den Evangeliums-Rundfunk gründeten, war Heinz Stossberg unter den sieben ersten, die den eingetragenen Verein (e. V.) »Evangeliums-Rundfunk« bildeten. Er erkannte die großen Möglichkeiten einer Arbeit auf der Basis der Evangelischen Allianz. Von der ersten Stunde an stellte er sein Können und Wissen und seinen Rat zur Verfügung. Seine Sendung »Lieder, die wir gern hören« war eine von den ersten, die der Evangeliums-Rundfunk ausstrahlte. Sie wurde bis zum Tode von Heinz Stossberg beibehalten. Seine eigene Radiomission über Radio Luxemburg gab er ab September 1960 auf, seine Hörer überließ er der Betreuung durch den Evangeliums-Rundfunk, der ihn in seinen Vorstand berief.

». . . dann hatte er etwas zu sagen«

»Heinz Stossberg hat in Sitzungen nie viel gesprochen«, sagte jemand, der ihn gut kannte. »Er war der große Schweiger; aber wenn

er das Wort ergriff, dann hatte er etwas zu sagen. Seine Beiträge waren profiliert.«

Wenn er sprach und verkündigte, schien er manchmal nach Worten zu suchen. Dadurch entstand jedoch eine besondere Eindringlichkeit des Redens. Sogar auf großen Versammlungen, wie z. B. der Heiligungskonferenz in St. Chrischona, wirkte sein Reden sehr persönlich. Und man nahm ihm ab, daß er selbst hinter seinen Aussagen stand. Das merkten, die ihn beim Reden auch sehen konnten, im Zelt und in den Sälen; das entdeckten, die ihn am Lautsprecher nur hörten, das spürten die Afrikaner, die er nur über Dolmetscher erreichte, und das wußten seine Mitarbeiter, die – wie andere es nicht vermochten – feststellten, daß Reden und Handeln bei Heinz Stossberg in Übereinstimmung standen.

Als sein Leben sich dem Ende zuneigte, gingen seine Gedanken noch einmal zu den Hörern in die DDR: »Grüßt sie, auch den Pfarrer in der kleinen Kirche in . . .« (auf den Namen kam er nicht mehr)! Dann wurde ihm noch einmal bewußt, daß er als Missionar nicht hatte nach Afrika gehen dürfen. »Aber ich durfte 25 junge Menschen rufen, die nun als Missionare ›draußen‹ sind. Setzt an meiner Beerdigung über dem allem ein Halleluja.«

Zum Schluß legte er fest, welcher Text auf seiner Traueranzeige stehen und daß über dieses Wort – Psalm 73, 23 – und über Römer 8, 31. 32 an seinem Grab gepredigt werden sollte: »Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand.« – »Was wollen wir nun hierzu sagen? Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?«

Aus einer Radiosendung mit Heinz Stossberg

Ein Psalm, den ich in besonderer Weise liebe, ist der 90. Psalm. Dort heißt der 12. Vers: »Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen.« Bedrückt dieser Gedanke Sie sehr? Reden Sie überhaupt einmal mit einem Menschen darüber, daß Sie sterben müssen, oder haben Sie sich wenigstens mit diesem Gedanken schon einmal beschäftigt? Meinen Sie, daß dieser Gedanke oder ein Gespräch über das Sterben einen Menschen traurig oder gar schwermütig oder ängstlich machen würde? Wissen Sie, liebe Hörerin und lieber Hörer, zwei Dinge sollten wir bedenken: einmal – sterben müssen und werden wir, ob wir davon reden oder nicht. Und zum andern: die Angst vor dem Sterben liegt nur in der einen Tatsache begründet,

daß für die meisten Menschen der Tod ein Schritt ins Ungewisse bedeutet; die Angst vor dem, was kommen wird, und vor dem, von dem man nicht weiß, was kommen wird.

Darum fährt der Psalmist ja fort: »Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.« Diese Klugheit besteht darin, daß wir erkennen, wie kurz unser Leben ist, und uns in dieser Zeit mit der Frage beschäftigen, ob wir Kinder Gottes sind, ob wir eine ewige obere Heimat haben, ob wir Vergebung durch Jesus Christus haben, ob wir Frieden mit Gott haben, und wenn nicht, daß wir ihn suchen. Wunderbar, daß Kinder Gottes, die diesen Frieden fanden, auch im Blick auf das Ende des Lebens noch still sein können.

Diese letzte Stunde unseres Lebens kommt, sie kommt bestimmt. Für Sie, für mich, für uns alle. Die Frage lautet nicht: »Und was dann?« Wo Klarheit herrscht, braucht man nicht mehr zu fragen. Am Ende des Lebens steht der Herr, die Ewigkeit. Wir aber müssen vor Gott erscheinen, so sagt es uns die Bibel. Die Frage lautet anders, viel zentraler: »Wenn die letzte Stunde naht, bin ich dann geborgen in Jesus?« Liebe Hörerin, lieber Hörer, haben Sie Frieden mit Gott? Haben Sie Vergebung Ihrer Sünden empfangen? Ist Jesus Ihr Erlöser? Nicht Kircheng Zugehörigkeit oder Freikircheng Zugehörigkeit, keine Lobreden, keine Mitmenschlichkeit und kein Glockengeläut werden uns retten, sondern allein die Vergebung unserer Schuld, allein der Glaube an Jesus Christus, an den Sohn des lebendigen Gottes, der für uns gestorben und auferstanden ist.

Wer Jesus hat, wird auch in der letzten Stunde von Gottes Hand getragen und gehalten.

Horst Marquardt

TELOS-Paperback 2007

Arno Pagel, SIE WIESEN AUF JESUS

176 Seiten

In diesem Band werden vorgestellt:

Johanna Busch

Wilhelm Busch

Johannes Busch

Friedrich Busch

Walter Michaelis

Emilie Siekmeier

Jakob Kroeker

Ernst Buddeberg

Paul Wißwede

Gertrud von Bülow

Alfred Roth

Willi Hennes

Paulus Scharpff

Erich von Eicken

Hans Dannenbaum

Hans Bruns

Werner Heukelbach

Erich Sauer

Max Runge

Max Fischer

Hermann Schöpwinkel

TELOS-Paperback 2009

Arno Pagel, SIE RIEFEN ZUM LEBEN

in Vorbereitung

Dieser Abschlußband macht bekannt mit weiteren ausgewählten
21 Persönlichkeiten im Bereich des Pietismus:

u. a. Karl Heim

Julius Schniewind

Fritz Rienecker

Werner de Boor

Johannes Roos

Ernst Aebi

Paul Tegtmeier

Heinrich Müller-Lieme

Arno Haun

Hermann Haarbeck

In der TELOS-Paperbackreihe erscheinen
folgende Titel

- | | | | |
|------|--|------|--|
| 1002 | Wilhelm Busch
Gottes Auserwählte | 1051 | Alfred Kuen
Gemeinde n. Gottes Bauplan |
| 1004 | Wilder Smith
Ist das ein Gott der Liebe? | 1053 | Jill Renich
Den Ehemann verstehen |
| 1005 | Fritz Hubner
Im Horizont leuchtet der Tag | 1054 | Alfred Christlieb
Ich suche, Herr, dein Antlitz |
| 1008 | Fritz Hubner
Weltreich und Gottesreich | 1055 | Wilfried Reuter
. . . und bis ans Ende der Welt |
| 1010 | Erich Wilken
Auf d. Spuren bibl. Gescheh. | 1056 | H. und G. Taylor
D. geistl. Geheimn. H. Taylors |
| 1011 | Otto Riecker
Herausforderung an die Gem. | 1057 | Ulrich Affeld
Unter der Treue Gottes |
| 1012 | Watchman Nee
Freiheit für den Geist | 1058 | John F. u. E. Walvoord
Harmagedon, Erdöl und . . . |
| 1013 | Anny Wienbruch
Der Leibarzt des Zaren | 1059 | Heinrich Jochims
Was haben wir an Jesus |
| 1014 | Watchman Nee
Zwölf Körbe voll, Bd. 1 | 1060 | Erich Beyreuther
Der junge Zinzendorf |
| 1015 | Fritz May
Die Drogengesellschaft | 1061 | Herbert Masuch
Handb. f. dyn. Gemeindegarb. |
| 1016 | Norbert Fehringer
Thema: Frömmigkeit | 1062 | Anny Wienbruch
Die fröhliche Familie |
| 1017 | Fritz May
Der verfälschte Jesus | 1064 | Anny Wienbruch
Das sonnige Haus |
| 1018 | Ernst Modersohn
Die Frauen d. Alten Testam. | 1065 | Anny Wienbruch
Sie waren mir anvertraut |
| 1019 | Ernst Modersohn
Die Frauen d. Neuen Testam. | 1068 | Georg Urban
Carl Peter, Eine Rebe . . . |
| 1020 | Paul Müller
Die unsichtbare Welt | 1070 | C. H. Spurgeon
Ratschläge für Seelengewinner |
| 1021 | Ruth Frey
Arbeit unter Kindern | 1071 | Elsbeth Walch
Tante Lydia wird schon . . . |
| 1022 | Oswald Smith
Glühende Retterliebe | 1072 | Elsbeth Walch
Zum Glück gib's Tante Lydia |
| 1023 | Oswald Smith
Ausrüstung mit Kraft | 1074 | Alfred Christlieb
Der Apostel Paulus |
| 1024 | Erich Schnepel
Das Werk Jesu in uns . . . | 1075 | H. E. Nissen
. . . und der Geist schrie |
| 1026 | Anny Wienbruch
Im Schatten der Zaren | 1076 | Eduard Ostermann
Zukunft ohne Hoffnung? |
| 1027 | Watchman Nee
Zwölf Körbe voll, Bd. 2 | 1078 | James M. Boice
Die letzte und die zukünftige Welt |
| 1028 | Watchman Nee
Zwölf Körbe voll, Bd. 3 | 1079 | L. A. T. Van Dooren
Menschen fischen –
persönliches Engagement |
| 1029 | Werner Krause
Freuet euch allewege | 1080 | Anny Wienbruch
Ein König wird frei |
| 1030 | Hel. Good Brennemann
Und doch nicht vergessen | 1082 | Watchman Nee
Der geistliche Christ I |
| 1031 | Anny Wienbruch
Unter dem roten Sonnenschirm | 1083 | Watchman Nee
Der geistliche Christ II |
| 1032 | Helmut Ludwig
Die Welt horcht auf | 1084 | Watchman Nee
Der geistliche Christ III |
| 1033 | E. J. Christoffel
Aus d. Werkstatt ei. Mission. | 1085 | Alfred Christlieb
Vollmacht von oben |
| 1035 | G. R. Brinke
Jenseitiges und Zukünftiges | 1086 | Fritz May
Israel zwischen Weltpolitik
und Messiaserwartung |
| 1036 | Elli Kühne
Da bewegte sich die Stätte | 1087 | Kurt Scherer
Mit Streß leben |
| 1039 | Alfred Christlieb
Ich freue mich über dein Wort | 1088 | G. Karssen
Mensch, Frau und Mutter
in der Bibel |
| 1041 | Lon Woddrum
Liebe hofft immer alles | 1092 | Billy Graham
Engel – Gottes Geheimagenten |
| 1042 | Horst Marquardt
Die Sprache der Gräber | 1097 | Heinrich Johannes
In Jesus haben wir alles |
| 1043 | Werner Krause
Meine Brüder – die Indianer | 1098 | Michael Bordeaux
. . . und die Ketten
nicht fürchten |
| 1045 | Otto Riecker
Bildung und Heiliger Geist | 1109 | Charles W. Colson
Watergate –
wie es noch keiner sah |
| 1046 | Joyce Landorf
Seine beharrliche Liebe | | |
| 1047 | Helen Manning
Die Blutzengen vom Sengtal | | |
| 1048 | Anny Wienbruch
Ein Leben für Gustav Adolf | | |
| 1049 | Werner Krause
Keinen Raum in der Herberge | | |
| 1050 | Georg R. Brinke
Die Symbolik d. Stiftshütte | | |

Nachdem der Biographienband „Sie wiesen auf Jesus“ 21 Männer und Frauen aus jener „Wolke von Zeugen“ vorstellte, die in den letzten Jahrzehnten aus der kämpfenden in die triumphierende Gemeinde „versetzt“ wurden, werden hier weitere 21 Christuszeugen aus dem Bereich des Pietismus für uns gegenwartsnah.

Wieder ist es das Bestreben zu zeigen, wie original der Herr seine Leute führt, prägt und in seinem Dienst gebraucht. „Sie führten zu Christus“, das war das eigentliche Thema ihres Lebens, dem sie bis zuletzt treu blieben. Sie wollten nicht zu sich locken, an sich binden. Sie waren Rufer und Boten des Starken, der über sie gekommen war, des Herrn Jesus Christus. Damit wird ihr Lebenszeugnis für uns zu einer persönlichen Orientierungshilfe und zu einem mitreißenden Aufruf an das eigene Leben.

Die Beiträge sind kurz. Es geht nicht um vollständige Lebensübersichten, aber es wird sichtbar, wie Gott seine Zeugen leitet, bevollmächtigt und in seinem Reich gebraucht.